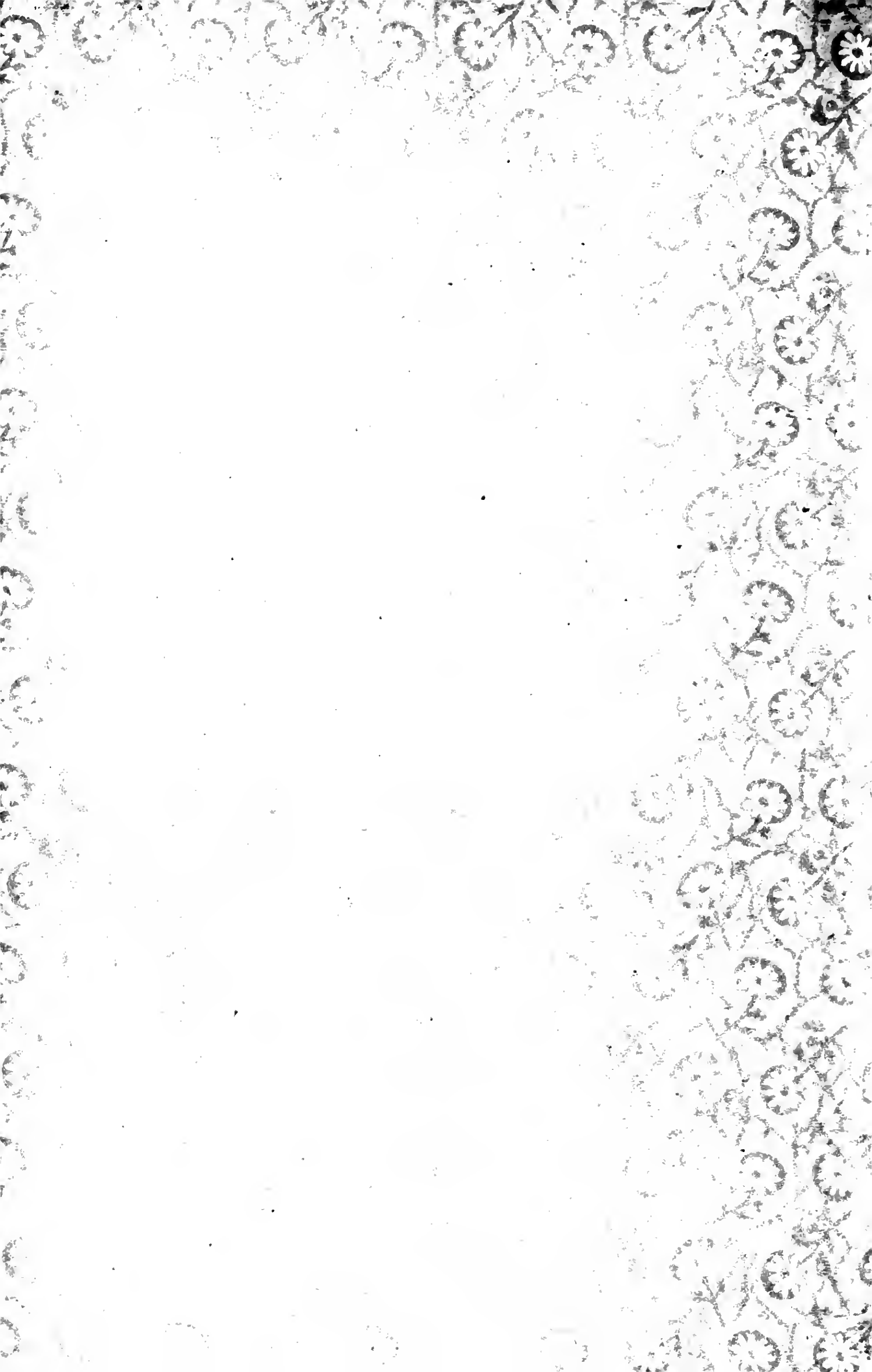
R. Proelß,

Heinrich Heine.







Nach dem im Verlage von E. H. Schröder in Berlin erschienenen
Kupferstich von Eduard Mandel nach der Zeichnung von Franz Kugler
vom Jahre 1829.
Mit Bewilligung des Verlegers.

Heinrich Heine.

Sein Lebensgang und seine Schriften

nach den neuesten Quellen dargestellt

von

Robert Proelß.

Mit Illustrationen und einem Handschrift-Facsimile.



Stuttgart.
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
1886.

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

Vorwort.



Mit Sicherheit ließ sich nach Erlöschen des Verlagsrechts der Heinrich Heine'schen Werke das Hervortreten verschiedener neuer und billigerer Ausgaben derselben erwarten und hiermit zugleich ihre Ausbreitung über neue und weitere Kreise, denen ihre Erwerbung bisher nicht erreichbar war. Das Bedürfnis, die Lebensgeschichte des Dichters kennen zu lernen, mußte hierdurch ebenfalls wachsen. Die Absicht, diesem Bedürfnis entgegenzukommen, hat die Verlagshandlung der vorliegenden Schrift zur Herausgabe derselben veranlaßt. Nicht, als ob es bisher an einer solchen gefehlt hätte. Lag doch vielmehr in Strodtmann's: „H. Heine's Leben und Werke“ ein treffliches, ja in vieler Beziehung mustergültiges Buch dafür vor. Wenn aber auch nicht gerade für zu kostspielig, dürfte es doch von Vielen für zu umfänglich und daher zeitraubend befunden werden. Und dies nicht allein. Seit Strodtmann dasselbe verfaßt, hat sich, und zwar zum Teil mit durch seine eigenen Bemühungen, das Quellenmaterial über den darin behandelten Gegenstand noch beträchtlich

vermehrt, so daß nicht nur manche damals noch dunkle Verhältnisse in dem Leben des Dichters aufgehellt und manche Lücken darin ergänzt worden sind, sondern auch Manches in eine ganz andere Beleuchtung getreten ist.

So lag denn für den neuen Bearbeiter des Gegenstandes zunächst die Aufgabe vor, ein Buch herzustellen, welches den reichen Stoff, ohne einen wesentlichen Zug davon aufzugeben, zu ungleich gedrängterer und doch dabei möglichst lebensvoller Darstellung brachte, was allein schon beweist, daß eine Verdrängung des von ihm hochgeschätzten Werkes seines Vorgängers, das schon als Quellenwerk (denn Strodtmann teilt darin zum ersten Mal einen Teil seiner unermüdlichen Heineforschungen mit) bleibend seinen Platz in unserer Litteratur behaupten wird, hier entfernt nicht beabsichtigt ist. Aus diesem Grunde hat dieses Werk in so weit auch von mir berücksichtigt werden müssen. Doch wird man, wie ich hoffe, sich leicht überzeugen, daß meine zwar um vieles erleichterte und minder ausführliche Arbeit sich deshalb keineswegs als ein Auszug des Strodtmann'schen Buches darstellt, sondern im Gegenteil durchaus auf selbstständiger Benützung der Quellen beruht. Da ich jedoch mit ihm den Werken des Dichters, insbesondere den von ihm veröffentlichten Briefen, darunter den obersten Rang anweise, so konnte ein öfteres Zusammentreffen in den Citaten um so weniger vermieden werden, als Strodtmann sich kaum eine Stelle von bedeutenderem biographischen Interesse entgehen gelassen hat. Nur hoffe ich, daß man gerade an der Verschiedenheit ihrer Benutzung die Selbstständigkeit meiner Arbeit erkennen wird.

Um es trotz der Beschränkung des Raumes nicht an möglichster Vollständigkeit des Thatsächlichen fehlen zu lassen, habe ich mich bei der Schilderung der allgemeinen Verhältnisse und Zustände der Zeit, auf deren Grund sich das Leben und Schaffen Heinrich Heine's entwickelt hat, auf das Nöthigste eingeschränkt, was mir um so rätlicher schien, als es von Strodtmann bereits mit einer bisweilen vom Hauptgegenstande allzusehr abschweifenden Ausführlichkeit behandelt worden ist, wie z. B. die Entwicklungsgeschichte der Universitäten Bonn und Göttingen oder die Geschichte der jüdischen Reformbestrebungen. Wogegen ich wieder solche Verhältnisse zu noch eingehenderer Darstellung brachte, die von Strodtmann aus persönlichen Rücksichten allzuschonend behandelt worden sind, wie das Verhältnis Heine's zu Börne und Gutzkow. Durch die neu erschlossenen Quellen hat besonders die Kindheitsgeschichte des Dichters, haben seine ersten Liebesverhältnisse, sowie sein erster Hamburger Aufenthalt, haben die Persönlichkeiten von Heine's Vater und seiner Gattin Mathilde, hat seine letzte Liebe eine eingehendere und zum Teil der Wahrheit entsprechendere Darstellung erfahren können. Doch auch sonst wird man im einzelnen manches in etwas veränderte und, wie ich glaube, hellere Beleuchtung gestellt finden, so daß das Ganze selbst noch für diejenigen, welche das Strodtmann'sche Werk besitzen, eine willkommene Ergänzung sein dürfte. Dies zu beurteilen, überlasse ich natürlich einer unbefangenen Kritik und erfülle nur noch die angenehme Pflicht, Herrn Freiherrn Ludwig von Embden zugleich im Namen der Verlagsbuchhandlung den verbindlichsten Dank für die Bereitwilligkeit auszusprechen,

mit welcher er die Herausgabe der vorliegenden Schrift durch verschiedene wertvolle Mitteilungen und die Erlaubnis gefördert hat, das in seinem Besitz befindliche Porträt Mathilde Heine's, welches hier zum ersten Male veröffentlicht wird, sowie ein gleichfalls ihm zugehöriges und noch unveröffentlichtes Autograph des Dichters derselben beigeben zu dürfen.

Dresden, am 1. Januar 1886.

Inhaltsverzeichniß siehe am Schluß des Buches.

Das Haus in der Bolkerstraße zu Düsseldorf, welches jetzt an der Stelle des abgebrochenen Geburtshauses Heine's steht.



Das Bedürfnis, das Leben der Dichter bis in ihre Privatverhältnisse hinein zu verfolgen, ist mit der wachsenden Subjektivität derselben entschiedener hervorgetreten. Je mehr sich diese mit ihren geheimsten Lebensbeziehungen aus ihrer Dichtung zu offenbaren begann, desto mehr fühlte man sich auch gedrängt, Wahrheit und Dichtung zu scheiden, um jeder gerecht werden zu können. „Nur etwas“ — sagt zwar einer der subjektivsten Dichter, welche die Geschichte verzeichnet — „nur etwas kann mich aufs schmerzlichste verletzen: wenn man den Geist meiner Dichtungen aus der Geschichte des Verfassers erklären will. Wie leicht sie auch Aufschluß geben könnte über sein Gedicht, wie leicht sich wirklich nachweisen ließe, daß oft politische Stellung, Religion, Privathaß, Vorurteil und Rücksichten auf sein Gedicht eingewirkt, so muß man dieses dennoch nie erwähnen, besonders nicht bei Lebzeiten des Dichters. Man entjungfert gleichsam das Gedicht, man zerreißt den geheimnisvollen Schleier desselben, wenn jener Einfluß der Geschichte, den man nachweist, wirklich vorhanden ist; man verunstaltet das Gedicht, wenn man ihn fälschlich hineingegrübelt hat. Und wie wenig ist oft das äußere Gerüste unserer Geschichte mit unserer wirklichen inneren Geschichte zusammenpassend. Bei mir wenigstens paßte es nie.“[1]) Derselbe Dichter, Heinrich Heine, der diese Worte geschrieben, hat aber anderseits nicht nur selbst wiederholt auf sein Leben, als den Schlüssel seiner Gedichte hingewiesen, nicht nur erdichtete Abenteuer für wirkliche eigene Erlebnisse ausgegeben oder diese mit jenen vermischt,

Vater schon tot zu finden. „Es war ein vortrefflicher Mann!“ heißt es da, „ich habe Jahre lang den Verlust nicht begreifen und ihn nie verschmerzen lernen.“ 7) Auf ihn bezieht sich, wie der hierin wohl zuverlässige Vetter Heines, H. Schiff, schon behauptete, auch ohne Zweifel die Stelle in Harrys „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“: „Mein Vater war die gütigste Seele von der Welt und war lange ein wunderschöner Mann; der Kopf gepudert, hinten ein niedlich geflochtenes Zöpfchen, das nicht herabhing, sondern mit einem Kämmchen von Schildkröte auf dem Scheitel befestigt war. Seine Hände waren blendend weiß und ich küßte sie oft. Es ist mir, als röche ich noch ihren süßen Duft und er dränge mir stechend ins Auge. Ich habe meinen Vater sehr geliebt, denn ich habe nie daran gedacht, daß er sterben könne.“ Diese Schilderung, in welcher sein Herz liegt, entspricht völlig dem liebevoll gezeichneten Bilde, das, wie Maximilian Heine schon ankündigte, Harry von seinem Vater in dem noch erhaltenen Manuskripte seiner Memoiren entworfen hat und welches uns nun in dem inzwischen veröffentlichten Fragmente derselben vorliegt. Nachdem er hier die etwas weibliche Schönheit des Vaters, ein Erbteil von dessen Mutter, gerühmt, giebt er darin die Beschreibung eines ihn als Jüngling in roter Uniform darstellenden Bildes mit weiß gepudertem Haar, Haarbeutel und rosafarbnem Gesicht. Sein natürliches Haar aber sei blond, fast golden, und von einer seltenen Weichheit gewesen. Später, als die Haarbeutel abgeschafft worden seien, habe er die langen Haarlocken wie ein breitgeflochtenes Chignon auf dem Kopfe befestigt. Obschon grenzenlose Lebenslust ein Hauptcharakterzug seines Vaters gewesen sei — in seinem Gemüte war, wie Heine sich ausdrückt, beständige Kirmeß — so habe er doch die Naivetät eines Kindes gehabt und mehr mit dem Herzen, als mit dem Kopfe gedacht, und zwar mit dem liebenswürdigsten Herzen, das man sich denken könne. Seine Stimme habe etwas Kindliches gehabt, etwas, „das an Waldtöne, an Rotkehlchenlaute erinnerte“; sie sei so unmittelbar zum Herzen gedrungen, „als ob sie des Wegs durch das Ohr gar nicht bedürfe“.

Und wie zart und zärtlich konnte dieser Vater nicht sein, der ihn eines Morgens zwischen die Kniee nahm und sagte: „Ich habe diese Nacht etwas Schönes von Dir geträumt und bin sehr zufrieden mit Dir, mein lieber Harry." Und wie schön war die Hand, die er ihm gewöhnlich zum Kusse reichte — „eine schöne, feingeschnittene, vornehme Hand" — ganz wie die des Herrn von Schnabelewopski. „Ich sehe sie noch vor mir — ich sehe noch jedes blaue Äderchen, das diese blendend weiße Marmorhand durchrieselte. Mir ist, als steige der Mandelduft prickelnd in meine Nase und das Auge wird feucht. — Er war von allen Menschen derjenige, den ich am meisten auf dieser Erde geliebt. Ich dachte nie daran, daß ich ihn einst verlieren würde, und selbst jetzt kann ich es kaum glauben, daß ich ihn wirklich verloren habe. Es ist so schwer, sich von dem Tode der Menschen zu überzeugen, die wir so innig liebten. Aber sie sind auch nicht tot, sie leben fort in uns und wohnen in unserer Seele. Es verging seitdem keine Nacht, daß ich nicht an meinen seligen Vater denken mußte, und wenn ich des Morgens erwache, glaube ich oft noch den Klang seiner Stimme zu hören, wie das Echo eines Traumes. Alsdann ist mir zu Sinn, als müßte ich mich geschwind ankleiden und zu meinem Vater hinabeilen in die große Stube, wie ich als Knabe that." [8])

Samson Heine ist später, gleich seinem Vater, in seinen Vermögensverhältnissen herabgekommen, auch besaß er, wenn schon vielleicht Eigenschaften, Vermögen zu erwerben, so doch keineswegs die, es auch festzuhalten. Als er jedoch in das Haus seiner nachmaligen Gattin in Düsseldorf kam und sich das Herz und die Hand derselben gewann, war er keineswegs mittellos. Er hatte, als blutjunger Mensch, die Gunst des nachmaligen Königs von Hannover, des Prinzen Ernst von Cumberland, gewonnen und diesen auf seinem Feldzug nach Flandern und Brabant in der Eigenschaft eines Proviantmeisters oder Kommissarius begleitet, als welcher er militärische Uniform trug, vielleicht auch Offiziersrang genoß. Harry bezeichnet ihn selbst einmal als Soldaten. [9]) Maximilian rechnet ihn dem

Militärstande zu. Die Prinzessin della Rocca, Marie Embden-Heine legt ihm ohne weiteres Offiziersrang bei. Jedenfalls hatte er, ein schöner, galanter, leichtlebiger Mann, nicht nur die Tournüre, sondern auch fast alle noblen Passionen eines solchen. Er liebte die schönen Frauen, den Wein und das Spiel, liebte Pferde und Hunde, war ein leidenschaftlicher Freund des soldatischen Wesens und ein begeisterter Verehrer Napoleons. Wie ein offenes, zärtliches Herz, hatte er auch eine offene, freigebige und wohlthätige Hand. Kein Wunder, daß er, was er verdiente, auch leicht wieder ausgab. Als er jedoch nach Düsseldorf kam und wohl kaum mehr im Dienste des Herzogs von Cumberland stand, hatte er 12 der schönsten Pferde in seinem Gefolge, was die ganze Stadt von ihm reden machte.

Harrys Mutter gehörte hier der hochgeachteten Familie von Geldern an. Doch hat das „von“ keine aristokratische, sondern nur eine örtliche Bedeutung. Der um das Jahr 1700 von Gelderland in Düsseldorf eingewanderte Jude Isaac hatte diesen Namen sich beigelegt. Er gründete ein großes Bankhaus daselbst, das von seinem Sohn Lazarus übernommen und fortgeführt wurde, wogegen dessen Söhne, Simon und Gottschalk, sich den gelehrten Studien widmeten, darin großen Ruhm und große Verdienste erwarben und wie ihr Vater und Großvater sich durch außergewöhnliche Bürgertugenden auszeichneten. Lazarus war ein Mann von unermeßlichem Reichtum gewesen, er hatte ein fürstlich eingerichtetes Haus in der Stadt und ein Schloß bei Gravenberg besessen, war aber dann durch einen für ihn unglücklich ausgefallenen Prozeß um den größten Teil seines Vermögens gekommen. Sein Sohn Gottschalk hatte fünf Kinder: Joseph, Simon, Johannes, Fanny und Peira, welche sich später Betty nannte.[10]) Maximilian Heine nennt sie Elisabeth; vielleicht war dies ihr zweiter Vorname, wie Harrys Vater zuweilen statt Samson bei seinem zweiten Vornamen Siegmund genannt wird. Joseph folgte seinem ihm 1795 im Tod vorangegangenen Vater fast unmittelbar dahin nach. Die Wirkung, welche diese rasch aufeinander folgenden Unglücksschläge auf das empfindsame Herz Peiras aus-

übten, die nun mit ihrem Bruder Simon zusammenlebte, war eine sehr tiefe. Aus ihren uns erhaltenen Jugendbriefen läßt sich weniger die gelehrte Erziehung erkennen, die sie genossen haben soll, als ihr gefühlvolles Herz und die Energie ihres Geistes. Die Annäherung des schönen, glänzenden und dabei zärtlichen Samson konnte bei der dermaligen Gemütsverfassung Peiras nicht ohne Eindruck bleiben. Wenn man die Werbung desselben, wie es scheint, auch nicht ohne Bedenken ansah, so wurde sie doch ziemlich rasch angenommen. Nicht ohne Vorbehalt aber. Wenn Harry erzählt, daß sein Vater sich aus Liebe zur Mutter in Düsseldorf als Kaufmann niedergelassen und sich seiner 12 Pferde entledigt habe — so will dies wohl kaum etwas anderes heißen, als daß Samson, um Peira von Geldern heimführen zu können, sich seines früheren abenteuerlich leichtfertigen Lebens entschlagen und einen bürgerlichen Erwerb ergreifen mußte. Größerem Widerstand begegnete er noch bei den Vorstehern der jüdischen Gemeinde, die sich gegen seine Aufnahme in diese sträubten. Nur der Energie Peiras und dem Einfluß des Geldernschen Namens gelang es, diesen Widerstand durch ausdrücklichen Gegenbefehl der Regierung zu besiegen.

Wenn sich auch keineswegs sicher erkennen läßt, was der Grund dieses Widerstands war, so liegt doch kein Anzeichen vor, daß er in der von Strodtmann behaupteten Mittellosigkeit Samsons zu finden sei. Schon am 8. November 1796 hatte Peira, die ich hinfort nur noch Betty nennen werde, ohne jeden Vorbehalt den Zusicherungsschein des Niederlassungsrechts ihres Verlobten erhalten. Die Etablierung des letzteren als Händler mit englischen Manufakturwaren in einem kleinen Hause der Bolkerstraße (denn Betty scheint vor allem auf Einschränkung gedrungen zu haben) fand jedenfalls vor der Verheiratung statt, welche nach Maximilian Heine erst am 6. Januar 1798 vollzogen wurde. Dieser Ehe entsprossen vier Kinder: zuerst unser Harry, sodann dessen Schwester Charlotte (1803), der 1805 sein Bruder Gustav und 1807 Maximilian folgte.[11])

Betty Heine hatte mit ihren Brüdern eine fast wissenschaftlich

zu nennende Erziehung genossen. „Schon als ganz junges Mädchen — sagt Harry von ihr — mußte sie dem Vater lateinische Dissertationen und sonstige gelehrte Schriften vorlesen, wobei sie den Alten gar oft durch ihre Fragen in Staunen setzte." Sie liebte die Musik, mußte diese Neigung jedoch ihres Vaters wegen, der darin nur Zeitverschwendung erblickte, auf das Flötenspiel einschränken, das sie unbemerkt in einer Dachkammer betreiben konnte. Ihr Glaube war — wie Harry weiterhin sagt — ein strenger Deismus, der ihrer vorwaltenden Vernunftrichtung entsprochen habe. Er nennt sie eine Schülerin Rousseaus, die den „Emil" beherzigte, ihre Kinder selbst säugte und deren Steckenpferd das Erziehungswesen war.[12]) Harry erzählt, wie sie ihm das Lesen und Schreiben auf einer braunen Thüre beigebracht habe, und setzt scherzend hinzu: „Ach Gott! wenn ich ein berühmter Schriftsteller werde, so hat das meiner Mutter genug Mühe gekostet." Sie hat auf seine Erziehung und seine ersten Schritte ins Leben den größten Einfluß gehabt und auch auszuüben gesucht, auf seine wirkliche Denkart, wie er behauptet, sich aber nie eine Herrschaft angemaßt, sondern sei immer nur Schonung und Liebe für ihn gewesen. Sie war ehrgeizig und hochstrebend, aber nicht für sich, sondern für ihre Kinder, besonders für Harry. Sie las die Werke der Dichter und schätzte sie auch, besonders die Göthe'schen. Als sie aber die poetische Neigung ihres Sohnes entdeckte, suchte sie, dieselbe auf jede Art zu bekämpfen. „Ihre Vernunft und ihre Empfindung" — sagt dieser einmal — „war die Gesundheit selbst und nicht von ihr erbte ich den Sinn für das Phantastische und die Romantik. Sie hatte eine Angst vor Poesie und entriß mir jeden Roman, den sie in meinen Händen fand, erlaubte mir keinen Besuch des Schauspiels, versagte mir alle Teilnahme an Volksspielen, überwachte meinen Umgang, schalt die Mägde, welche in meiner Gegenwart Gespenstergeschichten erzählten, kurz, sie that alles Mögliche, um Aberglauben und Poesie von mir zu entfernen . . . Ein Dichter zu werden," sagte sie immer, „sei das Schlimmste, was mir passieren könnte."

Sparsam für sich, konnte Betty Heine für andere doch verschwenderisch und aufopferungsvoll sein, so daß Harry hierdurch oft in Erstaunen gesetzt wurde. In diesem Zuge begegnete sie sich mit ihrem Gatten, dessen Vermögensverhältnisse anfangs einen nicht unbedeutenden Aufschwung genommen haben müssen. Er hatte sich in der Stadt bald einiges Ansehen erworben und war nicht nur, als die Nationalgarde ins Leben trat, zu einem Offiziere derselben ernannt, sondern auch mit dem Amte eines Armenpflegers betraut worden, dem er sich gewissenhaft unterzog. Wenn er als solcher fungierte, pflegte er an einem großen Tische zu sitzen, der mit Gelddüten jeder Größe bedeckt war, von denen die größten aber aus seiner eigenen Kasse versorgt wurden. Statt der silbernen Leuchter mit Wachskerzen, deren er sich gewöhnlich bediente und womit er, „dessen Herz so viel Takt besaß", vor der Armut nicht prunken wollte, standen jetzt auf dem Tische zwei kupferne Leuchter mit Talglichtern, „die mit der roten Flamme des dicken schwarzgebrannten Dochtes gar traurig die anwesende Gesellschaft beleuchteten." Hier genoß der kleine Harry, auf hohem Stuhle neben dem Vater sitzend und ihm die Düten reichend, einen vorzüglichen Unterricht in der Schule der Wohlthätigkeit.

Die Verbesserung seiner Lage mag den schmucken Nationalgardenoffizier aber auch zu mancherlei anderen Ausgaben und zu gelegentlichem Rückfall in die frühere Lebensweise verleitet haben. Wenn er an der Spitze seiner Truppe in der schönen dunkelblauen Uniform an seinem Hause vorbeidefiliert war — erzählt uns Harry — und, nachdem er seine Gattin, die errötend am Fenster stand, mit allerliebster Courtoisie salutiert hatte, die Wache bezog, floß hier der Rüdesheimer und Aßmannshäuser in Strömen und Samson Heine war an solchen Tagen der populärste Mann in der Stadt.

Harry hatte diesen Namen nach dem eines Londoner Geschäftsfreundes des Vaters bekommen, von welchem dieser seinen Hauptartikel, englische Velveteens, bezog. Er sollte ihm aber zu einer fortgesetzten Quelle des Spottes werden, wegen der Ähnlichkeit, die er

mit dem Zurufe hatte, dessen die Eselstreiber sich zu bedienen pflegten, um ihre Tiere anzutreiben. Dies veranlaßte seine Gespielen und nach ihnen die Straßenjugend der Stadt ein muntres „Haarüh“ hinter ihm herzurufen. Wenn man deshalb aber auch vorübergehend versucht haben sollte, durch Verwandlung des Namens in „Heinrich“ diesem Spott zu begegnen, so behielt er im Wesentlichen den Namen Harry doch bis zu seinem Übertritt zum Christentum bei.

Von den väterlichen Verwandten gewannen erst später die Hamburger Einfluß auf ihn, wogegen der seines mütterlichen Oheims, Simon von Geldern, schon sehr früh in Betracht fällt. Das kleine, altfränkisch gekleidete Männchen mit der großen Nase und dem noch größeren edelmütigen Herzen gehörte zu den Originalen der Stadt. Er war ein Sonderling durch und durch, sein Haus das wunderlichste Museum. Das Rüstzeug der Gelehrsamkeit war hier mit dem Krimskrams und den Schnurrpfeifereien der seltsamsten Liebhabereien und mit Urväterhausrat kraus durcheinander gehäuft. Welch eine Lust für den phantasievollen, wißbegierigen Harry, hier zwischen Retorten, Kolben, Phiolen, Weltkugeln und Landkarten einherwandeln, in den bestäubten geheimnisvollen Schätzen wühlen und in den alten und neuen Büchern, die hier zu einer prachtvollen Sammlung vereinigt standen, lesen zu dürfen, unter denen die Werke der Kabbala und der philosophia occulta ihm schon so früh ihre dunklen Rätsel zu lösen aufgaben! Am meisten aber zog ihn ein Heft von der Hand eines Großoheims an, eines wunderbaren Heiligen, der die große Reise nach dem Orient gemacht und die seltsamsten Abenteuer bestanden hatte, Scheik und Räuberhauptmann geworden und in seiner morgenländischen Tracht fast an allen Höfen Europas wie ein Wunder bestaunt worden war. Das Heft, in welchem dies alles beschrieben stand, übte einen so fabelhaften Eindruck auf die Einbildungskraft des Knaben aus, er versenkte sich so ganz in die darin geschilderten Irrfahrten und Schicksale, daß ihn manchmal am hellen Tage ein unheimliches Gefühl ergriff und es ihm vorkam, als sei er selbst der selige Großoheim und als lebte er

nur die Fortsetzung seines Lebens. Ja dieses Spiel, diese Arbeit der Phantasie setzte sich auch im Traume noch fort — ein Zustand, der wohl ein ganzes Jahr andauerte und lange geheime Spuren in seiner Seele zurückließ. „Manche Idiosynkrasie, manche fatale Sympathien und Antipathien — heißt es bei ihm — die gar nicht zu meinem Naturel passen, ja sogar manche Handlungen, die im Widerspruche mit meiner Denkweise sind, erkläre ich mir als Nachwirkungen aus jener Traumzeit, wo ich mein eigener Großoheim war.“ [13])

Hier, wo das Auge der Mutter ihn nicht erreichte, konnte der Knabe sich ungestört in die Geheimnisse der Dichter, der Sagen und Märchen der Vorzeit versenken, hier sog sein eigenes dichterisches Gemüt begierig die erste geistige Nahrung ein, um später so herrliche Blüten zu treiben; hier entwickelte sich, ihrer noch selbst unbewußt, seine so reiche Schätze in sich bergende Phantasie. Sein Witz, seine Ironie, sein Humor, kurz all die mannigfaltigen Eigenschaften, in deren Vielseitigkeit sein glänzender Geist einst erstrahlen sollte, dürften wohl hier zuerst geweckt worden sein. Von hier hat er sich ohne Zweifel jenes Buch, den Don Quixote, auch geholt, mit dem, nachdem er des Buchstabenlesens einigermaßen kundig geworden war, er sich vom Hause wegzustehlen pflegte, um den Inhalt desselben auf einer Moosbank des Hofgartens mit gierigem Blick zu verschlingen. „Ich war ein Kind“ — sagt er später darüber — „und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen und der große Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bittersten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all seinen Edelmut nur Undank und Prügel genoß.“ [14]) Er besaß damals noch ganz jene Naivetät, die, eine Blüte aus dem Paradiese der Kindheit, ihm nie ganz verloren ging, wie viel Früchte er auch vom Baume der Erkenntnis genossen hatte. Wie er als kleines Bübchen seine Strümpfe in die Erde pflanzte, damit für seinen Vater ein paar Hosen hervorwachsen sollten — denn dieser Zug des kleinen Schnabelewopski ist sicher dem eigenen Leben entnommen —, so konnte er auch, da er schon längst ein frivoler Genußmensch geworden war, sich der kind-

lichen Naivetät seiner Mathilde noch selbst wie ein Kind erfreuen und als ob sie sein Püppchen sei, mit ihr spielen und auf seinem furchtbaren Krankenlager seinem Adoptivtöchterchen Geschichten vom Himmel erzählen, wo es so schön und glänzend hergehe und wo man vom Morgen bis zum Abend nur Kuchen äße, bis die satten Engel sich mit ihren weißen Flügeln den Mund abwischten, was die Kleine zum Ergötzen Heine's sehr unreinlich fand, der mit seiner Mathilde Thränen vor Lachen darüber vergoß.[15])

Maximilian Heine weist auf den Einfluß hin, welchen der lebenslustige Geist seiner Heimat, der Rheinlande, auf ein so poetisch beanlagtes Gemüt, wie das seines Bruders, notwendig ausüben mußte. Doch abgesehen davon, daß dieser Geist sich ihm wohl erst bei seinem Aufenthalt in Bonn recht offenbart haben dürfte, glaube ich doch, daß der Einfluß der Persönlichkeiten seiner Eltern, des Elternhauses und des Hauses seines Oheims ein ungleich bedeutenderer war. Besonders wird sich nach dem Gesagten leicht erkennen und ermessen lassen, wie viel von der Natur des Vaters auf die des Sohnes mit übergegangen ist.[16])

Ob Harry im Hause der Eltern wirklich zu einer so strengen Erfüllung der jüdischen Religionsvorschriften angehalten wurde, wie Strodtmann nach einer überlieferten Anekdote behauptet, erscheint mir mindestens zweifelhaft. Von einer Schülerin Rousseau's wird man einen orthodoxen Glaubenseifer wohl ebensowenig erwarten können, wie von dem Lebemann, ihrem Gatten. Wenn sie, wie ihre Enkelin, Marie Embden erzählt, die Jesuiten gehaßt hat, so hat sie doch Harry nicht nur, nachdem er der ABC-Schule entwachsen war, in die Schule eines Franziskanerklosters und später in das von katholischen Geistlichen, meist Jesuiten, geleitete Lyceum geschickt, sondern sich auch damit einverstanden erklärt, daß er schon als Knabe an den philosophischen Vorlesungen des freisinnigen und ihrem Hause, besonders Onkel Simon, befreundeten Rektors Schallmeyer teilnehmen durfte. Sie hat sich zwar dem Vorschlag dieses letzteren, den begabten Sohn zum Katholizismus übertreten und Theologie studieren

zu lassen, trotz der Zusicherung dieses Geistlichen, denselben mit seinem ganzen Einfluß zu fördern, bestimmt widersetzt, es später aber, wie Harry versichert, bereut, diesem Andringen nicht nachgegeben zu haben, und wie es scheint, den späteren Übertritt ihres Sohnes zur evangelischen Kirche selbst gutgeheißen, ja dessen Widerwillen dagegen bekämpft. Als Samson Heine im Jahre 1811 sein kleines Haus in der Bolkerstraße verließ und das gegenüberliegende große zweistöckige Haus erwarb und bezog, auf dem die Verpflichtung lastete, bei den Prozessionen der katholischen Geistlichkeit einen Altar vor demselben zu errichten, setzte er eine Ehre darein, dies in besonders reicher und schöner Weise zu thun, was dann für Harry immer Festtage waren, der vielleicht noch damals, wie er von sich erzählt, jedem Kapuzinermönche, dem er auf der Straße begegnete, die Hand küßte.[17]) Überhaupt weist Heine wiederholt auf die Sympathien hin, die er in seiner Kindheit und ersten Jugend für den Katholizismus gehegt. Seien es doch katholische Priester gewesen, denen er seinen ersten Unterricht zu verdanken gehabt. Dr. Schallmeyer, der es durch allerlei kleine Kunstgriffe möglich gemacht, daß er mit 14 Jahren seinen philosophischen Lehrstunden beiwohnen durfte, hatte ihn überzeugt, daß Katholizismus und Freisinnigkeit wohl zu vereinen seien. Die katholischen Riten seien ihm hierdurch so wert geworden, daß sie ihm später als liebliche Jugenderinnerungen entgegentraten. „Ich war immer ein Dichter, und deshalb mußte sich mir die Poesie, welche in der Symbolik des katholischen Dogmas und Kultus blüht und lodert, viel tiefer als anderen offenbaren, und nicht selten in meiner Jünglingszeit überwältigte auch mich die unendlich süße, die geheimnisvoll selige Überschwänglichkeit und schauerliche Todeslust jener Poesieen; auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime und meine erste Gedichtsammlung enthält Spuren dieser schönen Madonnenperiode, die ich in späteren Sammlungen lächerlich sorgsam ausmerzte.“[18]) Wenn er dies auch alles erst in später Zeit zur Rechtfertigung seiner religiösen Schwankungen von sich sagt, so

entbehrt es doch keineswegs alles Grundes. Nicht nur die eben gedachten Gedichte zeugen dafür, sondern auch andere Äußerungen aus früherer Zeit. Warum auch sollte ein poetisches Gemüt, wie das seine, nicht von der Poesie und tiefen Bedeutung, die sich im katholischen Kultus ausspricht, ergriffen worden sein, zumal der jüdische Glaube wohl niemals allzu tiefe Wurzeln darin geschlagen hatte? Keinesfalls aber waren diese Einflüsse auch wieder so bedeutend, um den durch Tradition, Stamm- und Familiengefühl in ihm gefestigten jüdischen Glauben ganz daraus zu verdrängen. Ein bedeutendes Gegengewicht sollte aber auch er in der philosophischen Skepsis noch finden, mit welcher der junge Harry so früh bekannt und vertraut gemacht wurde. Dies ist bei seiner Beurteilung in der That nicht hoch genug zu veranschlagen. Wenn man bedenkt, wie entscheidend die ersten tieferen Jugendeindrücke für die ganze weitere Entwicklung des Geistes sind, so muß es geradezu als verhängnisvoll angesehen werden, daß ehe noch ein fester Glaube den Grund für seine Lebensanschauungen gelegt hatte, die Skepsis schon Besitz von seiner Seele nahm und durch den intimen Umgang mit einem ganz vom Atheismus ergriffenen jungen Menschen, dem Sohn eines wucherischen Kornhändlers, in bedenklichster Weise genährt wurde. „Es ist gewiß bedeutsam" — sagt Heine selber mit Recht — „und vielleicht einst vor den Assisen im Thale Josaphat kann es mir als circonstance atténuante angerechnet werden, daß ich schon im Knabenalter den besagten philosophischen Vorlesungen beiwohnen durfte." [19]) Nennt er sich doch ein andermal „gewissermaßen ein Kind der französischen Philosophie", die freilich sehr bald in seinen Augen an Ansehen verlor, „weil ihr die Liebe fehle und es da, wo dieser Stern nicht leuchte, Nacht sei, wenn auch alle Lichter der Encyklopädie ihr Brillantfeuer umhersprühen". [20])

Wenn die Philosophie aber schon früh den Glauben an irgend einen Kultus in ihm auch zerstört haben sollte, so erstickte sie doch keineswegs das tiefe Religionsbedürfnis in ihm, das heiße Verlangen nach der Erkenntnis des Urgrunds der Dinge, das ihn immer wieder

zu dem Glauben an Gott, wenn auch weder an den jüdischen, christlichen, noch mohammedanischen, trieb. „Schon daß ich jemanden das Dasein Gottes diskutieren sehe — sagt er später einmal — erregt in mir eine so sonderbare Angst, wie ich sie einst in London zu Bedlam empfand.“[21]) Ihm war Nachdenken über die Natur Gottes der wahre Gottesdienst und solcher Religiosität war er sich schon seit früher Jugend aufs freudigste bewußt, sie habe ihn niemals verlassen.[21a]) Wie früh er die positiven Religionen und Kulte aber auch bezweifelte und im Geheimen negierte, so wagte er doch noch lange nicht, sie offen anzugreifen oder ihrer zu spotten, nicht sowohl aus Klugheit, als aus einer kindlichen, pietätvollen Scheu.

Was ihn dem Judentum verband und fort und fort verbunden hielt, war schon seit sehr früher Zeit nicht sowohl der Glaube, als das Stamm- und Familiengefühl und das gemeinsame Schicksal, für das ihm der Glaube nur als Symbol galt. Die Juden scheinen in Düsseldorf, wohl wegen ihrer beschränkten Zahl, schon bei Harrys Geburt nicht die gedrückte Stellung, wie in anderen Städten Deutschlands, gehabt zu haben. Besonders erfreute sich das von Geldernsche Haus und hierdurch auch das seiner Eltern einer ziemlich allgemeinen Achtung. Schon 1795 wurde die Stadt von Franzosen besetzt, in deren Besitz sie zunächst bis 1801 verblieb, wodurch die Juden schon einiger der Vorteile teilhaftig wurden, welche ihnen die Ideen der Freiheit und bürgerlichen Gleichheit in Frankreich erbracht hatten. Wir haben gesehen, wie das damalige Gouvernement den Vater Heines gegen die Schikane der jüdischen Rabbiner beschützte. Das darauf folgende Regiment des Kurfürsten von der Pfalz, Karl Theodor, war zwar ein sehr mildes und segensreiches, an dem Verhältnis der Juden zum Staate aber änderte es nichts. Sie blieben vor dem Gesetze die Parias der bürgerlichen Gesellschaft, wenn man ihnen diese Ausgeschlossenheit im übrigen auch weniger fühlbar machte. Als aber die Herzogtümer Cleve und Berg durch Tausch und Vertrag 1805 an Frankreich kamen, mußten die Franzosen, welche die den Juden so günstige Gesetzgebung einführten, diesen gradezu als Be-

freier erscheinen, was um so offener zum Ausdruck gelangen konnte, als die neue Regierung sich auch im übrigen so populär wie möglich zu machen verstand.

Möglich, daß Harry damals, wie Hüffer meint, manchen Neckereien als Jude ausgesetzt war, jedenfalls waren es aber nur Neckereien.[22]) Der einzige Vorfall dieser Art, den Heine erwähnt, spricht deutlich dafür. Als nämlich Harry auf die an seinen Vater gerichtete Frage, wer denn sein Großvater gewesen sei, die oben erwähnte Antwort erhielt, hatte er in seiner kindlichen Naivetät nichts Eiligeres zu thun, als seinen Schulkameraden die seltsame Mähr zu verkünden, daß sein Großvater ein kleiner Jude mit einem großen Bart gewesen sei. Hätte er als Jude in der Schule zu leiden gehabt, so würde er diese Mitteilung sicher unterlassen haben, die aber nun einen fürchterlichen Lärm in der Klasse hervorrief, da seine Kameraden, jeder in seiner Weise, die Neuigkeit wiederholten und variierten. Die ausgelassensten Tollheiten wurden getrieben, deren steter Refrain die Nachricht war, daß sein Großvater ein kleiner Jude mit einem großen Barte gewesen sei. Das Ende vom Lied aber war, daß Harry wegen des also angerichteten Unfugs eine tüchtige Tracht Prügel vom Lehrer erhielt.

Die innigen freundschaftlichen Beziehungen, welche er bis weit über die Schule hinaus mit verschiedenen seiner Kameraden, die fast sämtlich Christen waren, gepflegt hat, beweisen hinlänglich, daß seine jüdische Abkunft kein Hindernis für behaglichen Umgang war. Zu ihnen gehörten unter andern Christian Sethe, Franz von Zuccalmaglio, Pelmann, Unzer, Lottner und Wünneberg, die Heine in einem Briefe an Sethe vom 6. Juli 1816 aufs freundlichste grüßen läßt.[23]) Obschon Joseph Neunzig und Samuel Heinrich Prag hier nicht genannt werden, so zählten sie doch, besonders der erste, zu seinen vertrautesten damaligen Freunden. Doch auch der arme kleine Fritz von Wizewski muß hier erwähnt werden, der in der Düssel ertrank, als er auf Harrys Geheiß ein hineingefallenes Kätzchen retten wollte und auch wirklich gerettet hat. Heine hat ihm in seinem Romancero ein poetisches Denkmal gesetzt. Auf Wünneberg dichtete er eines seiner ersten Gedichte, vielleicht das

erste im satirischen Stil. An Zuccalmaglio ist das mit Franz v. Z. überschriebene Gedicht: „Es zieht mich nach Nordland ein goldener Stern“ gerichtet. Sethen widmete er seine Frescosonette.

Es ist so viel von dem deutschen Patriotismus der Mutter Heines die Rede gewesen. Wenn hieran überhaupt etwas wahres ist, so gehört es doch einer späteren Zeit an. Von deutschem Patriotismus im politischen Sinne konnte wohl damals bei der Zerklüftung und der Zersplitterung des Reichs und dem fortgesetzten Menschen- und Länderschacher im allgemeinen, am wenigsten aber bei den zum Teil unter dem stärksten Druck lebenden Juden und in einem Lande die Rede sein, das eben erst ans Ausland verkauft worden war. Was man damals politischen Patriotismus in Deutschland nannte, war wenig mehr, als das Stamm- und Heimatsgefühl, welches den Einzelnen an die Stammländer, an Östreich, Preußen, Bayern, Sachsen 2c. band und sich glücklichstenfalls mit auf das Fürstenhaus ausdehnte. Der deutsche Patriotismus war dagegen fast ganz nur auf Sprache, Litteratur und Stammesverwandtschaft beschränkt. Auch fand er einen Gegner in den Ideen, welche das 18. Jahrhundert zur Herrschaft gebracht und denen grade die besten und edelsten Geister der Nation huldigten, den Ideen der Humanität, des Kosmopolitismus und der Freiheit des menschlichen Geistes. Die französische Revolution, als eine Tochter dieser Ideen, träumte von einem Weltbürgertum, von republikanischer Freiheit und bürgerlicher Gleichheit. Napoleon bekämpfte zwar diese Ideen, er warf die Republik zu Boden, versuchte eine neue Dynastie zu gründen und rief einen neuen Adel ins Leben, gleichwohl blieb er der Vorkämpfer und Verteidiger großer von der Revolution überkommener Errungenschaften. Heine hat ihn meist nur als solchen betrachtet und als solchen gefeiert, daher er in den Gegnern desselben, selbst wenn es die Fürsten Deutschlands waren, fast immer nur die Gegner der geistigen und der bürgerlichen Freiheit erblickte. Er war nicht der Einzige, welcher damals in Deutschland so dachte. „Den Freiheitsfreunden — sagt Heine — erschien Napoleon als ein Retter. Ohne ihn wären unsre Philosophen

samt ihren Ideen durch Galgen und Rad ausgerottet worden. Die deutschen Freiheitsfreunde jedoch, zu republikanisch gesinnt, um dem Napoleon zu huldigen, auch zu großmütig, um sich der Fremdherrschaft anzuschließen, hüllten sich seitdem in ein tiefes Schweigen. Sie nahmen aber auch fast gar keinen Teil an dem patriotischen Enthusiasmus, der damals mit allerhöchster Bewilligung in Deutschland emporjubelte." [24]) Der deutsche Patriotismus im politischen Sinn erwachte in der That erst unter dem immer stärker werdenden Drucke des übermütigen, unersättlichen Siegers.

Heine hat in seiner ironisch phantastischen Weise erzählt, wie gemächlich sich der Vaterlandswechsel in Düsseldorf damals vollzog, welchen Eindruck die Abdankung des Kurfürsten auf sein kindliches Gemüt ausübte, wie er weinend zu Bette gegangen sei und in der Nacht geträumt habe, daß die Welt nun ein Ende habe, der Gassenvogt auf eine hohe Leiter gestiegen sei, um die Sonne vom Himmel herunter zu nehmen und ein häßliches altes Weib den Mond dann in eine Grube gelegt habe. Als er aber erwacht sei, habe die Sonne wie gewöhnlich durchs Fenster geschienen, auf der Straße sei die Trommel gegangen und als er in die Wohnstube getreten sei, habe der Barbier, der den Vater frisierte, gerade als muntere Neuigkeit hinterbracht, daß heute dem neuen Großherzog gehuldigt werde. Unten aber sei das freudige Volk des Ruhms mit klingendem Spiele vorübermarschiert und der Tambourmajor habe seinen Stock bis an die erste Etage geworfen und es sei ihm gewesen, als ob die Welt ganz neu angestrichen worden sei.

Die Erscheinung und Persönlichkeit des großen Kaisers mußte allein auf ein Gemüt und einen Geist, wie den seinen, einen ergreifenden, unauslöschlichen Eindruck machen. Er hatte ihn ja mit eigenen Augen gesehen, wie er am 2. November 1810 in Düsseldorf durch die große Allee des Hofgartens ritt, in der doch das Reiten bei fünf Thaler Strafe verboten gewesen sei. Noch lange nachher schrieb er unter der Nachwirkung dieses Eindrucks in seiner phantasievollen Weise: „Nie schwindet das Bild aus meinem Gedächtnisse. Ich sehe

ihn immer noch hoch zu Roß mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorengesicht, schicksalruhig hinabblickend auf die vorbei defilierenden Garden und die alten Grenadiere schauten zu ihm hinauf so schauerlich ergeben, so mitwissend ernst, so todesstolz —

„Te Caesar morituri salutant“.[25])

Der Vater, bei seiner Soldatenliebhaberei, war vollends ein Enthusiast für Napoleon. Doch auch die Mutter theilte damals diese Begeisterung. Es geht deutlich aus der Thatsache hervor, daß sie, geblendet von der Pracht des Kaiserreichs und den glänzenden Aussichten, welche es dem Talent und Verdienste ohne jeden Unterschied des Standes eröffnete, den Sohn dem Dienste des Kaisers zu widmen beschloß und hiernach ihren Erziehungsplan einrichtete. Außer dem mathematischen Unterricht im Lyceum erhielt Harry nun auch noch Privatunterricht „bei dem liebenswürdigen Professor Brever“ in Geometrie, Statik, Hydrostatik, Hydraulik, sowie in allen Disziplinen, die ihn „in Stand setzen sollten, ein großer Strategiker oder nötigenfalls der Administrator von eroberten Provinzen zu werden.“[26])

Mit dem Falle des Kaiserreichs fielen freilich auch diese Pläne zu Boden. Der patriotische Aufschwung, den das Selbstgefühl der Nation damals nahm und die Begeisterung, von der sie ergriffen wurde, konnte auf Harrys reizbare Natur nicht ohne Eindruck bleiben. Wie sehr er auch später über diesen „nur kommandierten Patriotismus“ gespottet hat, der darin bestehe, „daß das Herz sich zusammenzieht, wie Leder in der Kälte, daß er das Fremdländische haßt, daß er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer, sondern nur noch enger Deutscher sein will —“ damals wurde er doch von der mächtigen Strömung der Zeit mit erfaßt. Indessen bleibt zu beachten, daß das damals entstandene Gedicht „Deutschland (1815)“, sowie der schon eine gewisse Ernüchterung zeigende „Traum (1816)“ eine ungleich konventionellere Empfindung zeigt und entschieden breiter und leerer im Ausdruck ist, als das wahrscheinlich schon 1810 entstandene kleine Gedicht: „Im Hofgarten zu Düsseldorf“, und die mit jenen beiden ersten Gedichten fast gleichzeitigen „Die beiden Grenadiere“ (die

er mit 16 Jahren gedichtet haben will). Allerdings gebot den Juden des Herzogtums Cleve und Berg damals die Klugheit, sich mit der neuen Wendung der Dinge möglichst einverstanden zu zeigen. Galt es die neue Regierung, welche den Juden in den alten Stammländern noch immer die bürgerliche Gleichberechtigung versagte, doch hier dafür günstig zu stimmen, damit ihnen die durch das französische Gouvernement gewährten Freiheiten nicht wieder entzogen würden. Daß Harry sich im Frühling 1815 gleich wie die übrigen Schüler seiner Klasse zum freiwilligen Dienste für den neuen gegen Napoleon ausbrechenden Krieg erboten habe, ist daher trotz seiner später so offen zur Schau getragenen Napoleonsbegeisterung nicht gerade unwahrscheinlich. Allein es stehen dieser Tradition zwei Thatsachen entgegen. Zuerst die von E. Hüffer mitgeteilte in dem Verzeichnis der Bonner Immatrikulations-Kommission vom November und Dezember 1819 enthaltene Bemerkung, daß Heine schon 1814 das Düsseldorfer Lyceum verließ;[27]) sodann die von ihm selbst gemachte Mitteilung, daß man während der preußischen Invasion sein Geburtsjahr gefälscht, um ihn dadurch vom Dienst Sr. Majestät des Königs von Preußen zu befreien."[28])

Die getäuschten Hoffnungen der deutschen Nation trafen in der Seele des jungen Harry mit denen des Juden zusammen. Was letzteres sagen wollte, davon hatte er bald Gelegenheit, sich in Frankfurt a/M. durch eigene Anschauung zu überzeugen, wo er mit Schaudern das Judentum in der abschreckendsten Erniedrigung, in einer entwürdigenden Ausschließung und unter fast noch mittelalterlichem Drucke fand. Kein Wunder, daß seine leicht entzündliche Natur von Abscheu gegen die Ausübung einer Religion ergriffen wurde, welche die allgemeine Menschenliebe zur obersten Pflicht machte, und von welcher sie doch auf solche Weise verhöhnt und verspottet wurde. So wenig er an dem Glauben seiner Väter auch hing, so erschien ihm das Schicksal seiner Stammesbrüder doch so überaus mitleidwürdig, und das Gefühl, mit dem sie durch so viele Jahrhunderte der Verfolgung demselben treu geblieben, so ehrwürdig, daß er ihre Sache ganz als die seine

empfand, und die Erinnerung an die Wohlthaten, welche das französische Gouvernement den Düsseldorfer Juden hatte zu teil werden lassen, ihn den gefangenen großen Kaiser aufs neue als den Verteidiger der Menschen- und Völkerrechte in der Glorie des Märtyrertumes erblicken ließ. Ja, es gab Zeiten, wo er, der in der Jugend ja wirklich französische Lebensluft eingeatmet hatte, nur um sich nicht als Unterthan des verhaßten Preußens bekennen zu müssen, mit Hilfe sophistischer Beweisführung sich zum Unterthan Frankreichs erklärte.[29]) Hätte er aber freilich heute, als Nachgeborner der großen französischen Kaiserzeit, im Genusse der Freiheiten gelebt, welcher die deutsche Nation und seine Stammesbrüder inzwischen teilhaft geworden sind, so würde er sicher ein eben so entschiedener Patriot gewesen sein, als irgend einer von uns, er würde, da er ja selbst dem Absolutismus nicht feind war, sobald derselbe nur große, welterlösende Ideen zu verwirklichen trachtete, wohl zu den begeistertsten Bewunderern Bismarcks gezählt haben. Wir dürfen, um ihm gerecht zu werden, ihn, der in einer so völlig andern Zeit gelebt hat, hierin nicht von dem Standpunkt der unsren beurteilen, sondern haben stets zu beachten, daß sich ein großer Teil der Widersprüche seines Charakters und seines Lebens aus den schroffen Widersprüchen der Verhältnisse erklärt, in die ihn das Schicksal geworfen.

Als Harry im Jahre 1814 das Düsseldorfer Lyceum verließ, hatte er keineswegs die Reife, um die Universität besuchen zu können, was damals auch gar nicht beabsichtigt war; doch hatte er für sein Alter immerhin ein nicht unbedeutendes Wissen erworben. Man findet in seinen „Reisebildern" einen launigen Bericht über den Unterricht, den er in jener Anstalt genoß, wo er sich der besonderen Gunst ihres Rektors, der deutsche Sprache und Litteratur lehrte, erfreute. Was hatte er da nicht alles auswendig zu lernen gehabt, die römischen Könige und die Jahreszahlen, die nomina auf im und die Verba irregularia und wie wichtig war dies zum Teil! „Denn hätte er nicht die römischen Könige auswendig gewußt, so würde es ihm später ja ganz gleichgültig gewesen sein, ob Niebuhr bewiesen oder nicht bewiesen,

daß sie niemals wirklich existiert haben." Und welches Glück, daß den Römern ihr Latein noch keine tote Sprache gewesen, wie hätten sie sonst wohl Zeit, die Welt zu erobern, gehabt! „Vom Griechischen will ich nicht sprechen, ich ärgere mich sonst zu viel. Die Mönche im Mittelalter hatten so Unrecht nicht, wenn sie behaupteten, daß das Griechische eine Erfindung des Teufels sei. Gott kennt die Leiden, die ich dabei ausgestanden." Er hat es, wie wir noch sehen werden, später sogar attestiert bekommen, daß diese Anstrengung eine völlig vergebliche war. Mit dem Hebräischen sei es besser gegangen, weil er immer eine große Vorliebe für die Juden gehabt, doch habe er gleichwohl noch mehr von der deutschen Sprache begriffen, von welcher er viel bei dem alten Rektor Schallmeyer gelernt, „einem braven geistlichen Herrn, der sich seiner von Kind auf angenommen habe." Von der Geographie habe er leider nur schwankende Begriffe erhalten können, weil die Franzosen alle Grenzen verrückt und die Länder alle Tage neu illuminiert werden mußten. Desto besser sei es mit der Naturgeschichte gegangen. Die Anschauungen von „Affen, Känguruhs, Nashornen" &c. seien ihm so fest im Gedächtnis geblieben, daß ihm später manche Menschen, die er zum erstenmal sah, wie alte Bekannte vorkamen. Auch von der Mythologie sei er befriedigt gewesen, da er seine liebe Freude an dem Göttergesindel gehabt, das die Welt so lustig nackt regiert habe. Dagegen sei ihm die französische Klasse des Abbé d'Aulnai zuweilen recht übel bekommen, der pfiffig umher gesprungen sei, wenn er seine Art poëtique und seine Histoire allemande zum Vortrag gebracht. Die Frage, wie auf Französisch der Glaube heiße, die er im Geist seiner Väter flottweg mit le credit beantwortete, habe ihm sogar Schläge eingetragen und daß die Schönheit eines Gedichts in der Überwindung der metrischen Schwierigkeiten bestehe, sei ihm immer als lächerlicher Grundsatz erschienen. — „Man kann sich vorstellen", heißt es in seinem Memoirenfragment, „daß es zwischen mir und der alten braunen Perrücke zu Feindseligkeiten kommen mußte, als ich ihm erklärte, wie es mir unmöglich sei, französische Verse zu machen. Er sprach mir allen Sinn

für Poesie ab und nannte mich einen Barbaren des Teutoburger Waldes. Ich war nahe daran ein Franzosenfresser zu werden. Ich hätte für Frankreich sterben können, aber französische Verse machen — nimmermehr." Gleichwohl hatte er die Lafontaine'schen Fabeln (das erste französische Buch, das er kennen lernte) so im Kopfe, daß er, als er so viel Jahre später nach Frankreich kam, allenthalben an die Moral derselben erinnert wurde. Andrerseits erzählt Maximilian Heine, daß sein Bruder nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, einen Hexameter zu machen, auch dieses für immer verschworen habe. Womit ein Brief an Immermann übereinstimmt, in welchem es heißt: „Aber ich gestehe auch, daß ich in meinem ganzen Leben nicht sechs Zeilen in dieser antiken Versart zu stande bringen konnte, teils weil das Nachahmen des Antiken meiner inneren Natur widerstrebt, teils weil ich zu strenge Forderungen an den deutschen Hexameter und Pentameter stelle, und teils weil ich zur Verfertigung derselben zu unbeholfen bin."[30])

Der Hexameter war nicht das Einzige, woran die Natur unsres Dichters beim Studium scheiterte. Die Mutter wünschte durchaus, daß er sich musikalisch versuchen sollte. Er hatte dazu die Violine gewählt, benützte die Unterrichtsstunden aber nur, sich von seinem Lehrer vorspielen zu lassen, was natürlich, als es entdeckt wurde, zum Abbruch derselben führte.[31]) So viel Musik in der Seele des Dichters auch war, so empfand er doch kein Bedürfnis, sie anders als durch die Macht der Sprache zum Ausdruck zu bringen. Man weiß, in welchem Maße ihm dieses gelang!

Ein noch gewaltsameres Ende sollten die Tanzstunden nehmen, die ihm die Mutter von einem kleinen schmächtigen Männlein geben ließ. Nachdem er von diesem eine Zeit lang gequält worden war, kam es eines Tages zu einem Wortwechsel, welcher mit einer unfreiwilligen Pironette des kleinen Tanzkünstlers durchs offene Fenster schloß. Zum Glück war dieser auf einen im Hofe liegenden Misthaufen gefallen und der angerichtete Schaden ließ sich mit einer mäßigen Geldbuße wieder ausgleichen.[32]) Harry hat aber nie mehr getanzt, wie leidenschaftlich auch seine spätere Gattin den Tanz liebte.

Dagegen liest man bei Steinmann,[33]) daß Harry bereits in Düsseldorf des Französischen und des Englischen vollkommen mächtig gewesen sei, und nach dem Sturze Napoleons auch noch das Italienische eifrig betrieben habe, wovon indes, nach einer Stelle in den „Reisebildern", nur wenig haften geblieben sein kann. Dies hing mit dem Entschlusse der Mutter zusammen, ihn nunmehr Kaufmann werden zu lassen. Mit dem Falle des Kaiserreichs hatte sie der von ihr für ihn erträumten Laufbahn im Dienste des Kaisers entsagt und begann nun in andrer Richtung eine glänzende Zukunft für Harry zu träumen.[34]) Das Beispiel Rothschilds und wohl auch das Salomon Heines stand ihr dabei vor Augen. Er sollte jetzt eine Geldmacht werden und daher alle auf den Land- und Seehandel und die Gewerbekunde bezüglichen Wissenschaften studieren. Es scheint, daß Harry auch selbst diesem Plane nicht abgeneigt war, da er einmal von der Zeit spricht, „wo er partout Kaufmann sein wollte."[35]) Doch wissen wir auch von ihm selbst, daß er schon damals mit vielen der bedeutendsten Dichterwerke bekannt war und auch selber schon dichtete. Er hat sein 16. Jahr als die Zeit bezeichnet, zu welcher er angefangen habe, Gedichte zu machen,[36]) und an andrer Stelle dafür auf die im Jahre 1816 entstandenen Dichtungen, insbesondere auf „Die Grenadiere" gewiesen.[37]) Da wir jedoch mit Bestimmtheit wissen, daß Harry sich schon vor dieser Zeit dichterisch versucht hat, so läßt sich hieraus nur schließen, daß er erst in jenen Gedichten den poetischen Genius in sich erwachen fühlte und alle früheren Versuche dieser Art als nichtig verwarf. Von seiner Mutter würde das dichterische Talent ihres Sohnes bereits früher erkannt worden sein. Ihre Enkelin, Maria Embden-Heine, berichtet darüber folgenden romantischen Vorgang. Harry habe sich eines Tags auf das Gesims seines im zweiten Stockwerk gelegenen Zimmerfensters gelegt und sei hier entschlummert. Da habe die Mutter von der Straße aus die gefahrvolle Lage des Kindes bemerkt. Decken und Betten seien herbeigeschafft worden, um es beim drohenden Sturze möglichst zu schützen. Sie selbst aber sei in ihrer Herzensangst nach

dem Zimmer des Sohnes geeilt, habe sich hier leise der Schuhe entledigt, um auf den Zehen zu ihm heranzuschleichen; während die in der Straße versammelte Menge nun gespannt und lautlos jede ihrer Bewegungen mit den Blicken verfolgte. Da plötzlich, nachdem sie das Auge flehend zum Himmel emporgerichtet, habe sie mit sicherem Griffe die Arme nach dem Sohn ausgestreckt und unter dem Jubelrufe des Volks ihn zu sich heran ans klopfende Herz gezogen. Der Knabe aber habe die Augen aufgeschlagen und zu ihr gesagt: „Mutter, warum weckest du mich? Engel umgaben mich, ich träumte, in einem Zauberhaine zu sein, Vögel sangen liebliche Melodien und ich dichtete die Worte dazu."

Träume spielten im Leben, wie in der Dichtung Heines in der That eine große Rolle. Nicht wenige seiner wundersamsten Gedichte sind Traumbilder. Traumgebilde drängen sich überall in seinen prosaischen Schriften mit ein. Seine Muse, trotz ihrer unzerstörbaren Lebenslust, ihrem oft cynischen Übermute, ihrer nicht selten verbitterten Ironie, hat etwas Träumerisches.

Maximilian Heine, welcher das kleine Gedicht mitgeteilt hat, womit Harry seine Eltern einmal am Hochzeitstage überraschte, das aber, wie Strodtmann nachgewiesen, kaum mehr als eine poetische Reminiszenz ist, bezeichnet dieses als sein erstes Gedicht überhaupt, und das in das Buch der Lieder aufgenommene Gedicht: „An eine Sängerin, als sie eine alte Romanze sang", als sein erstes Gelegenheitsgedicht. Es war an ein junges Mädchen, Caroline Stern, gerichtet, welches an der Düsseldorfer Oper angestellt war und im Haus seiner Eltern viel verkehrte, von seiner Mutter auch unterstützt wurde.[38]) Die jetzige Form gehört wohl einer späteren Überarbeitung an. — Es ist zu verwundern, daß unter den uns aus jener frühesten Zeit bekannt gewordenen Gedichten sich auch nicht ein Liebeslied befindet. Doch kennen wir wohl nur den kleinsten Teil dieser poetischen Versuche. Ein an seinen Schulfreund Sethe gerichteter Brief vom 13. Juli 1816 weist wenigstens auf eine längere Kunstübung beider Freunde zurück, und eine Stelle darin läßt keinen Zweifel darüber,

daß auch die Liebe darin eine Rolle gespielt hatte.[39]) Möglich sogar, daß sie es war, die mit ihrem Kusse zuerst den Dichter in ihm geweckt. Schon früh ist er von dem geheimnisvollen Zauber, der die Geschlechter umwebt, den er in seinen Gedichten zu so wunderbarem Ausdruck gebracht und der ihm doch so gefährlich, ja verderblich werden sollte, berührt worden. Und wenn es auch wirklich wahr wäre, daß, wie er einmal klagt, ihn nur die unglückliche Liebe zum Dichten gedrängt habe, so hat es doch schon seiner Jugendliebe nicht an Unglück gefehlt.[40]) Vielleicht, daß jener Zauber zum ersten Mal von einem kleinen Mädchen ausgeübt wurde, das er in seinen „Reisebildern" unter dem Namen der kleinen Veronika romantisch verklärt hat. „O Gott! — lautet die Stelle — einst war die Welt so hübsch, und die Vögel sangen dein ewiges Lob, und die kleine Veronika sah mich an mit stillen Augen, und wir saßen vor der marmornen Statue vor dem Schloßplatz — auf der einen Seite liegt das alte, verwüstete Schloß, worin es spukt und nachts eine schwarzseidene Dame ohne Kopf mit langer Schleppe herumwandelt, auf der anderen ist ein hohes, weißes Gebäude, in dessen oberen Gemächern die bunten Gemälde mit goldenen Rahmen wunderbar glänzten, und in dessen Untergeschoßen so viele tausend mächtige Bücher standen, die ich und die kleine Veronika oft mit Neugier betrachteten, wenn uns die fromme Ursula an die großen Fenster hinanhob. Späterhin, als ich ein großer Knabe geworden, erkletterte ich dort täglich die höchsten Leitersprossen, und holte die höchsten Bücher herab, bis ich mich vor nichts mehr, am wenigsten vor Damen ohne Kopf, fürchtete, und ich wurde so gescheit, daß ich alle alten Spiele und Märchen und Bilder und die kleine Veronika und sogar ihren Namen vergaß." Und doch war die kleine Veronika hübsch, sogar noch im Tode, „als sie in dem kleinen Särglein lag. Die brennenden Kerzen, die rund umher standen, warfen ihren Schimmer auf das bleiche, lächelnde Gesichtchen, auf die rothseidenen Röschen und rauschenden Goldflitterchen, womit das Köpfchen und das weiße Totenhemdchen verziert war. Die fromme Ursula hatte mich abends in das stille Zimmer geführt

und als ich die kleine Leiche mit den Lichtern und Blumen auf dem Tische ausgestellt sah, glaubte ich anfangs, es sei ein hübsches Heiligenbildchen von Wachs; doch bald erkannte ich das liebe Antlitz und frug lachend, warum die kleine Ursula so still sei, und die Ursula sagte: „Das thut der Tod!“[41])

Heiterer mutet die zweite der uns bekannt gewordenen Herzensbeziehungen des jungen Harry an. Maximilian Heine berichtet darüber aus dem eigenen Munde des Dichters. Es war die Tochter eines Kriegsrats von A., ein junges, schönes Mädchen, mit langen, blonden Locken, die, wie Hüffer glaubt, Heine in dem an Franz von Zuccalmaglio gerichteten Gedichte als „blühende Rose am blühenden Rhein“ verherrlicht habe, welche damals sein Herz in ungewöhnlichem Grade in Aufruhr gebracht. Es war Schulaktus und Harry deklamierte grade den Schillerschen Taucher, als das schöne Fräulein an der Seite des Vaters, der zu den Schulinspektoren gehörte, herein in den Saal trat. Der Knabe stockte, mit großen Augen schaute er hin auf die schöne Gestalt, und wiederholte mechanisch den eben rezitirten Vers: „Und der König der lieblichen Tochter winkt“ — und konnte nicht weiter. Vergebens soufflierte der Lehrer, dem Armen schwanden die Sinne und ohnmächtig sank er zu Boden[42]).

Wenn dieser Vorfall für die außerordentliche Reizbarkeit des Dichters zeugt, so beweist ein anderer, welche Nahrung der den unheimlichen Nachtseiten der Natur und des Lebens zugewendete romantische Hang desselben, trotz der Abwehr der Mutter, in jener frühen Zeit schon zu finden wußte, wie er ja auch gerade in den uns bekannt wordenen Jugendgedichten desselben besonders drastisch zu Tage tritt. Der Aberglaube geht immer Hand in Hand mit dem Märchenglauben und der Märchendichtung des Volks. Wenn Sybille, die alte Wärterin Harrys, auch keine Märchen erfand, so war doch ihr Kopf fast ganz von Märchen und Gespenstergeschichten und vom Aberglauben der Zeit erfüllt. Als ihr Liebling daher eines Tags unmäßig von einem alten häßlichen Weibe gelobt, und nach ihrer Meinung beschrieen worden war, griff sie sofort zu einer im Volksglauben

wurzelnden Aushilfe und spuckte ihm dreimal hastig auf den Kopf. Da ihr dies aber noch nicht hinreichend schien, den vermeintlichen bösen Zauber zu lösen, so ließ sie ihm auch noch den Scheitel des Haupts von einer als Hexe bekannten Frau mit Speichel bestreichen. Dieses Weib, das man „die Meisterin“ oder, nach ihrem Geburtsort, „die Göchin“ nannte, und von welcher der diese Bekanntschaft weiter fortspinnende Harry später in die Mysterien der Hexenkunst eingeweiht wurde, war die Wittwe eines Scharfrichters. Was ihn aber hauptsächlich zu der verrufenen Hexe zog, war eine Nichte derselben, ein schönes, mit ihm fast gleichaltriges Mädchen, von hoher, schlanker, fast hagerer Gestalt. „Keine marmorne Statue konnte freilich mit ihrer Schönheit wetteifern, da sie das Leben selbst und jede Bewegung die Rhythmen ihres Leibes, ich möchte sogar sagen die Musik ihrer Seele offenbarte. Ihre großen tiefdunklen Augen sahen aus, als hätten sie ein Rätsel aufgegeben und warteten ruhig auf die Lösung, während der Mund mit den schmalen, hochaufgeschürzten Lippen und den kreideweißen Zähnen zu sagen schien: Du bist zu dumm und wirst vergebens raten. — Ihr Haar war roth, ganz blutroth und hing in langen Locken bis über ihre Schultern hinab, so daß sie dasselbe unter dem Kinn zusammenbinden konnte. Das gab ihr aber das Aussehen, als habe man ihr den Hals abgeschnitten und in rothen Strömen quölle daraus hervor das Blut. — Die Stimme der Josepha oder des rothen Sefchen war nicht besonders wohlthuend und ihr Sprachorgan war manchmal bis zur Klanglosigkeit verschleiert; doch plötzlich, wenn die Leidenschaft eintrat, brach der metallreichste Ton hervor, der mich ganz besonders durch den Umstand ergriff, daß die Stimme der Josepha mit der meinigen eine so große Ähnlichkeit hatte. Sie wußte viel alte Volkslieder und hat vielleicht bei mir den Sinn für diese Gattung geweckt, wie sie gewiß den größten Einfluß auf den erwachenden Poeten übte, so daß meine ersten Gedichte, die Traumbilder, die ich bald darauf schrieb, ein düsteres, grausames Kolorit haben, wie das Verhältnis, das damals seine blutrünstigen Schatten in mein junges Leben warf.“ — Sie

hatte einige Zeit bei ihrem Großvater gelebt, der ebenfalls Scharfrichter war und die unheimlichen Eindrücke, die hier auf sie eingewirkt, hatten ihr ein überaus reizbares Wesen gegeben. Sie erzählte Harry hiervon Schauergeschichten und die Göchin, bei welcher sie wohnte, verwahrte noch immer das große Richtschwert, das der Großvater ihr hinterlassen. Harry ersuchte sie einst, ihm das Richtschwert zu zeigen, und sie kam mit demselben aus der Kammer zurück und sang, es drohend über sich schwingend, schalkhaft die Worte:

Willst du küssen das blanke Schwert,
Das der liebe Gott beschert?

Harry antwortete darauf in derselben Tonart: „Ich will nicht küssen das blanke Schwert — ich will das rote Sefchen küssen!" — „Und da sie sich aus Furcht — sagt er weiter — mich mit dem fatalen Stahl zu verletzen, nicht zur Wehr setzen konnte, mußte sie es geschehen lassen, daß ich mit großer Herzhaftigkeit die feinen Hüften umschlang und die trutzigen Lippen küßte. Ja, trotz dem Richtschwert, womit schon hundert arme Schelme geköpft wurden, und trotz der Infamie, womit jede Berührung des unehrlichen Geschlechtes jeden behaftet, küßte ich die schöne Scharfrichterstochter. Ich küßte sie nicht bloß aus zärtlicher Neigung, sondern auch aus Hohn gegen die alte Gesellschaft und all ihre dunklen Vorurteile und in diesem Augenblicke loderten in mir auf die ersten Flammen jener zwei Passionen, welcher mein späteres Leben gewidmet blieb: Die Liebe für schöne Frauen und die Liebe für die französische Revolution, den modernen furor francese, wovon auch ich ergriffen ward im Kampfe mit den Landsknechten des Mittelalters." [43])

So waren es denn reiche Erinnerungen, milde, liebliche, zärtliche, trauliche und ernste, düstere, unheimliche, womit der junge Harry von dem elterlichen Hause, von der Heimstätte seiner Kindheit und ersten Jugend schied. Er hat sie immer sorgsam und wie ein Heiligtum in treuem Herzen bewahrt, wie sie ihn immer wieder zurück in das heilige Land der Kindheit zogen. Überall tauchen diese Erinnerungen in seinen Schriften auf, sie mit ihrer holden Romantik verklärend.

Besonders tritt die Liebe zu seinen Eltern und zu seinen Geschwistern mit dem Reize der Kindlichkeit aus ihnen hervor, wie gleich aus dem wehmütig schönen Gedicht, das er seiner geliebten Schwester einst widmete:

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder klein und froh,
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei —
„Kikereküh!“ sie glaubten,
Es wäre Hahnengeschrei.

Die Kisten auf unsrem Hofe,
Die tapezierten wir aus,
Und wohnten drin beisammen,
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbarn alte Katze
Kam öfters zum Besuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knixe
Und Komplimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Besorglich und freundlich gefragt;
Wir haben seitdem dasselbe
Mancher alten Katze gesagt.

Wir saßen auch oft und sprachen
Vernünftig, wie alte Leut',
Und klagten, wie alles besser
Gewesen zu unserer Zeit.

Wie Lieb' und Treu' und Glauben
Verschwunden aus der Welt,
Und wie so teuer der Kaffee,
Und wie so rar das Geld! — —

Vorbei sind die Kinderspiele,
Und alles rollt vorbei, —
Das Geld und die Welt und die Zeiten
Und Glauben und Lieb' und Treu'.



II.

Lehr- und Studienjahre.



Im Jahr 1815 reiste Harry mit seinem Vater zur Messe nach Frankfurt a. M., damit er die Welt sähe und auf dem Kontor des Bankiers Rindskopf die Wechselgeschäfte, in den Gewölben eines großen Spezereihändlers das Warengeschäft kennen lerne. Allein, so sehr es ihn auch verlocken mochte, ein Krösus zu werden (verkündigte er den Bankiers ja die Herrschaft der Welt), so stieß ihn das Geschäftliche doch in dem Maße ab, daß er dort nur drei, hier gegen vier Wochen aushielt. Er hat diese Abneigung auch nie überwinden können. Er zog vor, in den Straßen herumzuschlendern, Beobachtungen und Erfahrungen zu sammeln und seinen poetischen Träumen zu leben. In dem Lesekabinet einer Freimaurerloge, in die ihn sein Vater eingeführt, hatte er auch Gelegenheit, den Mann zum ersten Male zu sehen, dessen Bekanntschaft ihm später so großen Verdruß bringen sollte. „Das ist der Doktor Börne, der gegen die Komödianten schreibt," hatte ihm jemand zugeflüstert, der ihn auf die Erscheinung dieses Schriftstellers aufmerksam machte, die sich ihm schon damals fest einprägte. Im übrigen scheinen die Eindrücke, die er in Frankfurt empfing, mehr abstoßend, als anziehend gewesen zu sein. Der Anblick der Judengasse gab ihm zum erstenmal eine lebendige Anschauung von der Ausgestoßenheit seiner Stammesgenossen, von dem Druck, unter welchem sie seufzten, von dem Schmutz, der Verwahrlosung, in welchen sie lebten. Wenn dies seine leicht erregbare Seele auf das Tiefste verwunden mußte, so traten ihm doch zugleich die Schattenseiten des Judentums kaum minder lebhaft entgegen, und wie sehr auch sein Mitleid dafür erregt wurde, mußte er sich

doch zugleich von ihm wieder abgestoßen fühlen. Die bitteren Worte, die er von Hamburg aus seinem Freund Moser schrieb: „Die Juden sind hier wie überall unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen,“[44]) bezogen sich sicher mit auf das damalige Frankfurt a. M. Doch auch der Krämergeist der christlichen Bevölkerung kann ihm nur wenig behagt haben. Es spricht sich genügend in dem Sonette aus, das er gelegentlich des Beschlusses der Frankfurter Bürgerschaft, Göthe ein Denkmal zu setzen, gedichtet.

Die schnelle Rückkehr ins elterliche Haus konnte natürlich hier keinen Beifall finden. Es läßt sich nicht genau bestimmen, wie lange er daselbst blieb, wohl aber ergiebt sich aus dem ersten Brief, den er von Hamburg an seinen Schulfreund Sethe gerichtet, daß er sich hier bereits am 6. Juli 1816 befand und bei seinem Oheim Salomon Heine wohlwollende, gastliche Aufnahme gefunden hatte. Da er später von Handelsspekulationen spricht, die ihm viel Zeit ließen und wie der Vater sich darüber beklage, daß er keine Geschäfte mache, so liegt die Annahme nahe, daß er zunächst die Stellung eines kaufmännischen Agenten einnahm, bis er 1818 ein Kommissionsgeschäft in der Branche seines Vaters unter der Firma Harry Heine u. Co. eröffnete, das jedoch ein Jahr später schon wieder aufgelöst werden mußte. Wer ihm zu dieser Unternehmung das Geld gegeben, liegt zwar im Dunkeln, doch lassen die vorerwähnten Umstände annehmen, daß sein Vater daran mitbeteiligt war, ja daß es sich dabei vielleicht nur um eine Kommandite des väterlichen Geschäftes handelte.

In seiner spöttisch launigen Weise hat Harry später ein wenig schmeichelhaftes Bild von dem Hamburger Leben und Treiben entworfen.[45]) „Vielleicht — heißt es hier unter andrem — beträgt die Bevölkerung gegen 100,000; ich weiß es nicht genau, obgleich ich ganze Tage lang auf den Straßen ging, um mir dort die Menschen zu betrachten. Auch habe ich gewiß manchen Mann übersehen, indem die Frauen meine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Letztere fand ich durchaus nicht mager, sondern meistens sogar

korpulent, mitunter reizend schön, und im Durchschnitt von einer gewissen wohlhabenden Sinnlichkeit, die mir bei Leibe nicht mißfiel. Wenn sie in der romantischen Liebe sich nicht allzu schwärmerisch zeigen und von der großen Leidenschaft des Herzens wenig ahnen, so ist das nicht ihre Schuld, sondern die Schuld Amors, des kleinen Gottes, der manchmal die schärfsten Liebespfeile auf seinen Bogen legt, aber aus Schalkhaftigkeit oder Ungeschick viel zu tief schießt und statt des Herzens der Hamburgerinnen nur ihren Magen zu treffen pflegt. Was die Männer betrifft, so sah ich meistens untersetzte Gestalten, verständige kalte Augen, kurze Stirn, nachlässig herabhängende rote Wangen, die Eßwerkzeuge besonders ausgebildet, der Hut wie festgenagelt auf dem Kopfe, und die Hände in beiden Hosentaschen, wie einer, der eben fragen will: Was hab ich zu bezahlen? — Entsetzlich! in diesem Augenblick durchschauerte mich die schreckliche Bemerkung, daß ein unergründlicher Blödsinn auf all diesen Gesichtern lag, und daß alle Menschen, die eben vorbeigingen, in einem wunderbaren Wahnwitz befangen schienen. Ich hatte sie schon vor zwölf Jahren um dieselbe Stunde mit denselben Mienen, wie die Puppen einer Rathhausuhr, in derselben Bewegung gesehen und sie hatten seitdem ununterbrochen in derselben Weise gerechnet, die Börse besucht, sich einander eingeladen, die Kinnbacken bewegt, ihre Trinkgelder bezahlt und wieder gerechnet: zweimal zwei ist vier — „Entsetzlich!" rief ich, „wenn einem von diesen Leuten, während er auf dem Kontorbock säße, plötzlich einfiele, daß zweimal zwei eigentlich fünf sei, und daß er also sein ganzes Leben verrechnet und sein ganzes Leben in einem schauderhaften Irrtum vergeudet habe!" Das Cynische in diesen und noch mehr in den hier unterdrückten Bemerkungen gehört einer späteren Zeit an, doch auch unter dem ersten Eindruck in jenem ersten von hier an Sethe gerichteten Briefe heißt es, und zwar um noch vieles derber: „Wahr ist es — Hamburg ist ein verl— Kaufmannsnest. H— genug, aber keine Musen" — sowie bald darauf: „Du kennst nicht den Geist, der hier herrscht. Und gegen Dich kann ichs aufrichtig gestehen: außerdem, daß in dieser Schacherstadt nicht

das mindeste Gefühl für Poesie zu finden ist, so hat sich auch noch dazu gesellt seit einiger Zeit eine schwüle Spannung zwischen den getauften und ungetauften Juden (alle Hamburger nenne ich Juden, und die ich, um sie von den beschnittenen zu unterscheiden, getaufte Juden benamse, heißen auch vulgo Christen). Bei so bewandten Umständen läßt sich leicht voraussehen, daß christliche Liebe die Liebeslieder eines Juden nicht ungehudelt lassen wird." Und in der That fühlte sich der vielleicht subjektivste Dichter bestimmt, seine ersten Gedichte (zu denen „Don Ramiro" und „Der Traum" gehören) unter einem Pseudonym (Sy Freudhold Riesenharf) zu veröffentlichen und sich so im voraus eines Teils der erstrebten Anerkennung zu begeben.

Allein diese Verhältnisse brachten in seinem Gemüte auch einen bedeutenden Umschwung hervor, über den der Sethe'sche Brief zum ersten Mal Aufschluß giebt. Mit der erwachenden Dichterkraft fühlte Harry nämlich zugleich den tiefen Gegensatz, in welchem damals noch immer das Judentum zu der Poesie, Litteratur und Bildung der Zeit stand, die ja so ganz vom christlichen Geiste durchdrungen und aus ihm mit hervorgegangen waren. Er fühlte den schneidenden Widerspruch[1], in dem sich sein eigenes Leben und Streben mit dem jüdischen Handelsgeiste befand. Wogegen die Erinnerung an das katholische Düsseldorf, an die im Franziskanerkloster und im Lyceum, sowie in den katholischen Kirchen und von deren Prozessionen empfangenen Eindrücke, wie eine poetische Welt und romantische Vergangenheit in seiner Seele emporsteigen mochten. Der Gedanke, katholischer Christ zu werden, tauchte damals ganz selbständig in ihm auf. „In religiöser Hinsicht — schreibt er am 27. Oktober 1816 an Sethe — habe ich Dir vielleicht bald etwas sehr Verwunderliches mitzuteilen. Ist Heine toll geworden? wirst Du ausrufen. Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir die himmlische die irdische ersetzen? Ich will die Sinne berauschen. Nur in den unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich erscheint mir jetzt das Wissen in

dem Bettlerkleid. Was mir einst (der 17jährige Jüngling!) durchsichtige Klarheit schien, zeigt sich mir jetzt als nackte Blöße. „Werdet wie die Kindlein!“ lange wähnte ich das zu verstehen. O ich närrischer Narr! — Kindlein glauben!“ Wie altklug und kindlich zugleich blickt Heine aus diesem, für seine Entwicklungsgeschichte so interessanten Schreiben hervor! Das Gedicht: „Die Weihe“, ist aus solcher Stimmung hervorgegangen und hat hierdurch an Bedeutung für jene gewonnen. Mit der Locke, welche die irdisch gewordene Madonna dem Dichter hier gibt, spielt dieser auf diejenige an, die er, wie er an Sethe schrieb, von Molly in einem scharfzackigen, eisernen Kreuz auf der Brust trug. Den Schmerz der unglücklichen Liebesleidenschaft, die diese in ihm erweckt, suchte er jedoch, wie wir weiterhin sehen werden, noch in ganz anderer Art zu betäuben. Diese Leidenschaft hielt ihn auch fest in Hamburg gebannt, so vieles ihn hier unbehaglich berührte, so sehr sein Oheim Salomon ihn auch fortdrängte. Zwei Jahre schon lebte das Bild der angebeteten Molly in seinem Herzen, was ihn freilich nicht von dem Roman mit der unheimlich schönen Scharfrichterstochter abgehalten hatte. „Freu dich! Freu dich! — jubelt er in dem ersten Hamburger Briefe an Sethe — in 4 Wochen sehe ich Molly. Mit ihr kehrt auch meine Muse zurück.“ Wohl betrog diese letzte Hoffnung ihn nicht, die Muse kehrte zurück, aber nur, um eine unglückliche Liebe zu besingen, nur um ein Mädchen zu feiern, das seine Liebe verschmäht, den blassen Heinrich lange zum elendesten Menschen, aber wohl auch erst wahrhaft zum Dichter gemacht, das die reinsten, zartesten, süßesten Gefühle und Gedanken, aber auch die herben und wilden Geister der Ironie, des Spottes, der Verzweiflung in ihm geweckt und das er durch seine Lieder unsterblich gemacht hat.

Harry hat in einem Briefe an Varnhagen vom 19. Oktober 1827[46]) bekannt, daß er einst die dritte Tochter seines Oheims Salomon,[47]) Amalie, geliebt, indem er sie zugleich in Verbindung mit seinen damals eben im Druck erschienenen „Jungen Leiden“ brachte. „Ich bin im Begriff — schreibt er hier — diesen Morgen eine Frau zu be-

suchen, die ich in 11 (?) Jahren nicht gesehen habe, und der man nachsagte, ich sei einst verliebt in sie gewesen. Sie heißt Mad. Friedländer aus Königsberg, so zu sagen eine Cousine von mir. Den Gatten ihrer Wahl hab ich schon gestern gesehen, zum Vorgeschmack. Die gute Frau hat sich sehr geeilt und ist gestern just an dem Tage angelangt, wo auch die neue Ausgabe meiner „jungen Leiden" von Hoffmann und Campe ausgegeben worden ist. Die Welt ist dumm und fade und unerquicklich und riecht nach vertrockneten Veilchen." Die Bitterkeit dieser Worte läßt genugsam erkennen, wie tief diese Leidenschaft einst in seinem Herzen gesessen haben muß, da er ihre Enttäuschung noch jetzt nicht zu überwinden vermag. Selbst in dem in später Zeit auf die Tochter Amaliens gedichteten Liede: „An die Tochter der Geliebten", klingen die alten Gefühle leise noch durch. Sind nun Molly und Amalie eine und dieselbe Person? Hüffer nimmt es ohne weiteres an und da Heine doch kaum zwei so mächtige Leidenschaften gleichzeitig in seiner Brust getragen haben kann, so spricht, besonders wenn er Amalie wirklich seit 1816 nicht wieder gesehen, hierfür die größte Wahrscheinlichkeit.[48]) Dann aber würde es auch zweifellos sein, daß Amalie ihm nie eine Hoffnung auf Gegenliebe gemacht hat. Ja, alle anderen Verhältnisse und Beziehungen, denen man in jenen Liedern begegnet, würden dann entweder nur Illusionen und Fiktionen seiner mit seiner Leidenschaft spielenden Phantasie sein, oder sich auf jemand ganz anderen beziehen. Wie sehr er sich solchen Spielen hingab, läßt sich am besten aus dem schon am 27. Februar 1817 im Druck erschienenen Don Ramiro erkennen, in welchem er doch zweifellos sich selbst und seine Leidenschaft zur Darstellung brachte und die ihm angeblich untreu gewordene Geliebte bereits als die angetraute Braut eines Andern vorführt, obschon Molly, möge sie nun mit Amalie, die sich erst im Jahre 1821 verheiratete, identisch sein oder nicht, zur Zeit, da er dieses Gedicht schrieb, ihm gewiß noch nicht die leiseste Hoffnung gemacht haben kann, weil es Ende November 1816 in einem Briefe an Sethe noch heißt: „Ist noch immer so, aber ich trage den

Schmerz jetzt viel männlicher." Wahr aber sind in jenen Gedichten, soweit sie sich überhaupt auf dieses Verhältnis beziehen (und Strodtmann nimmt dies, wie ich glaube, nicht mit genügendem Grund von allen Gedichten des „Lyrischen Intermezzo" an) oder dieses Verhältnis und die durch dasselbe erregten Gefühle in sie hineinspielen — diese Gefühle selbst, die Leidenschaft und der Schmerz. Auch dafür liegen uns jetzt in den durch Hüffer mitgeteilten Briefen Heines an Sethe die zuverlässigsten Zeugnisse vor. „Sie liebt mich nicht!" — heißt es in dem zweiten, am 27. Oktober 1816 geschriebenen Briefe — „Mußt, lieber Christian, dieses letzte Wörtchen ganz leise, leise aussprechen. In dem ersten Wörtchen liegt der ewig lebendige Himmel, aber auch in dem letzten liegt die ewig lebendige Hölle. — Könntest Du Deinem armen Freunde nur ein bischen ins Gesicht sehen, wie er so ganz bleich aussieht und gewaltig verstört und wahnsinnig, so würde sich Dein gerechter Unmut wegen des langen Stillschweigens sehr bald zur Ruhe legen; am besten wäre es zwar, wenn Du einen einzigen Blick in seine innere Seele werfen könntest — da würdest Du mich erst recht lieb gewinnen." — „Ich habe sie wieder gesehen —

Dem Teufel meine Seele,
Dem Henker sei der Leib,
Doch ich allein erwähle
Für mich das schönste Weib.

Hu! Schauderst Du nicht, Christian? Schaudre nur, ich schaudre auch. — Verbrenne den Brief, Gott sei meiner armen Seele gnädig. — Ich habe diese Worte nicht geschrieben. — Da saß ein bleicher Mensch auf meinem Stuhl, der hat sie geschrieben. Das kommt, weil es Mitternacht ist. — O Gott! Wahnsinn sündigt nicht." — „Du! Du! hauche nicht zu stark, da hab ich eben ein wunderhübsches Kartenhaus aufgeschichtet und ganz oben stehe ich und halte sie im Arm! Sieh, Christian, nur Dein Freund konnte seine Blicke zum Allerhöchsten erheben (erkennst Du ihn hier?). Freilich scheint es auch, als ob es sein Verderben wird. Aber Du kannst Dir auch kaum vorstellen,

lieber Christian, wie mein Verderben so herrlich und lieblich aussieht. — Entfernt von ihr lange Jahre glühende Sehnsucht im Herzen tragen, das ist Höllenqual; aber in ihrer Nähe sein und doch ewig lange Wochen nach ihrem alleinseligmachenden Anblick oft vergebens schmachten und — und — o! o! o Christian! Da kann auch das frömmste und reinste Gemüt in wilder, wahnsinniger Gottlosigkeit auflodern!“

Man muß diese Briefe lesen, um den Dichter recht von Grund aus kennen zu lernen. Man findet ihn hier noch in der Unbescholtenheit, in der kindlichen Naivetät seiner Natur. Dabei welcher Überschwang der Empfindsamkeit, welches Übermaß der Leidenschaft! Es geht etwas von dem elementaren Ungestüm der Stürmer und Dränger, die sich um den jungen Goethe geschart hatten, durch diese beiden Briefe, das geradezu überrascht. Und wie rührend legt er darin, trotz seines eigenen Kummers, dem Freunde einen armen Schulkameraden, der in Not geraten, ans Herz! „Ich beschwöre Dich bei allem, was Dir heilig ist, hilf ihm. Er ist in der größten Not. Mein Herz blutet. Ich kann nicht viel sprechen. Die Worte brennen mir in den Adern.“ Wie verschämt eröffnet er seinem besonnereren, kühleren Freunde sein Herz! Wie zart sucht er dessen Gefühl für sich zu erforschen, und zu seinem Liebesorakel zu machen. „Einen kleinen Spaß will ich Dir noch erzählen. Du weißt Christian, von demselben Augenblick an, als ich Dich zum erstenmal sah, ward ich unwillkürlich zu Dir hingezogen und ohne mir selber davon Rechenschaft geben zu können, warst Du mir immer ganz unendlich lieb und teuer. Ich glaube, Dir in dieser Hinsicht schon längst davon gesprochen zu haben, wie ich oft in Deinen Gesichtszügen und vorzüglich in Deinen Augen etwas bemerkte, was mich auf eine unbegreifliche Art von Dir abstieß und zugleich wieder gewaltsam zu Dir hinzog, so daß ich meinte, im selben Augenblick liebendes Wohlwollen und auch wieder den bittersten, schnöden, eiskalten Hohn darin zu erkennen. Und siehe! dieses nämliche rätselhafte Etwas habe ich auch in Mollys Blicken gefunden. Und eben dieses ist es, was

mich auch so ganz konfus macht. Denn obgleich ich die unleugbarsten, unumstößlichsten Beweise habe, daß ich nichts weniger, als von ihr geliebt werde — so will doch das arme liebende Herz noch immer nicht sein concedo geben.“ — „Sei nicht böse, Christian, ich bin Dir ja so gut, und bin so gewaltig unglücklich dran. Willst Du mich auch verstoßen? Ach die Stimme im Herzen hat mich sehr getäuscht, wird sie auch diesmal Lügnerin sein? Christian, sag Ja oder Nein. Ja — nun so hab ich auch Hoffnung, daß mir auch die Stimme des Herzens bei Molly nicht lügt. Nein — nun — Schreib bald lieber Christian, Ja, willst Du?“

Die Leidenschaft die so in ihm wühlte, zehrte noch lange an seinem Herzen fort. Auch sein Selbstgefühl und sein Stolz, die schon damals manchmal hoch in ihm aufloderten, litten darunter aufs Peinlichste. Besonders war es für ihn sehr verletzend, daß Molly seinen für sie gedichteten Liedern mit Kälte und Tadel begegnete; über die viel schwerere Kränkung, daß sie seine Liebe verschmähte, kam er niemals hinweg. Noch als er im Sommer 1823 wieder nach Hamburg kam, schrieb er an Moser: „Die alte Leidenschaft bricht nochmals mit Gewalt hervor. Ich hätte nicht nach Hamburg gehen sollen. Ein arger Wahn kommt in mir auf, ich fange an, selbst zu glauben, daß ich anders organisiert bin, als andre Menschen. Ein düsterer Zorn liegt wie eine glühende Eisendecke auf meiner Seele. Ich lechze nach ewiger Nacht.“ [49]).

Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß Salomon Heine um die Liebe Harrys zu seiner Tochter gewußt und deren abweisende Kälte gebilligt hat. Heine spielt später in einem von Lucca aus an seinen Oheim gerichteten Brief selbst darauf an.[50]) „Ich will nicht denken an die Klagen, die ich gegen Sie führen möchte, und die vielleicht größer sind, als Sie nur ahnen können. Ich bitte Sie, lassen Sie daher auch etwas ab von Ihren Klagen gegen mich, da sie sich doch alle auf Geld reduzieren lassen und, wenn man alle bis auf Heller und Pfennig in Bco. ausrechnet, doch am Ende eine Summe herauskäme, die ein Millionär wohl wegwerfen könnte — statt daß meine Klagen

unberechenbar sind, unendlich; denn sie sind geistiger Art, wurzeln in der Tiefe schmerzlichster Empfindungen. Hätte ich jemals auch nur mit einem einzigen Wort, mit einem einzigen Blick die Ehrfurcht gegen Sie verletzt oder Ihr Haus beleidigt — ich habe es nur zu sehr geliebt! — dann hätten Sie Recht zu zürnen."

Heine würde dies kaum zu schreiben gewagt haben, wenn er durch die Veröffentlichung seiner Liebeslieder, die er ja sogar zum Teil seinem Oheim gewidmet, diesen zu beleidigen geglaubt hätte. Diese Zuversicht konnte aber doch nur darauf beruhen, daß das, was in den darin geschilderten Verhältnissen Verletzendes ist, den wirklichen Verhältnissen, in welchen Amalie Heine zu ihrem dichtenden Vetter gestanden, gar nicht entsprach. Die Möglichkeit einer Beziehung und Mißdeutung war deshalb keineswegs ausgeschlossen, vielmehr nahe genug gelegt und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Familie Salomon Heine's an der Veröffentlichung dieser Gedichte Anstoß genommen und hierdurch das ohnehin nicht zu helle Verhältnis zwischen Onkel und Neffen noch weiter getrübt hat. Es liegen bis jetzt zwar keine Beweise vor, daß diese Gedichte während Salomons Leben öffentlich auf dessen Tochter bezogen worden sind, im Geheimen muß ein Gerücht davon aber doch in engeren Kreisen in Umlauf gewesen sein. Selbst der erste Lebensbeschreiber des Dichters, Steinmann, ist durch einige Stellen in dessen „Reisebriefen" dabei irregeführt worden, so daß er als Heldin dieser Gedichte zwar eine Cousine des Dichters nennt, dieser aber den Namen Evelina von Geldern giebt, obschon eine Verwandte dieses Namens nicht existiert hat. Auch Gubitz, der doch gerade zur Zeit, da die Salomon Heine gewidmeten Gedichte erschienen, mit Heine bekannt und vertraut war und dem es nicht an Zuträgern gefehlt haben wird, fällt diesem Irrtum anheim, obschon er mit der Dame selbst bekannt worden sein will. Er wußte von ihr, wie er sagt, damals freilich nichts weiter, als daß sie eine Muhme oder Nichte Heines sei. Sie habe aber, als die Rede auf dessen Dichtungen gekommen, sich sehr abfällig über dieselben geäußert, sofern sie dem Dichter dabei unlautere Absichten unterlegte. „Hat

er aber, — fügte dieselbe hinzu — wie ich weiß, nicht verschwiegen, das Schlangengezisch seines Hohns und Grimms wider die Frauen solle besonders mich treffen, so muß mich dies als schamlose Kränkung berühren, obwohl ich es nicht verberge, daß ich ihn ebensowenig liebenswürdig fand, wie das Zügellose überhaupt."[51]) Ich bezweifle zwar keineswegs, daß Gubitz mit der in Rede stehenden Dame wirklich in Gesellschaft zusammen gekommen ist, wohl aber, daß sie einem ihr völlig fremden Menschen, der sie noch im Jahr 1868 mit dem ihr jedenfalls fremden Namen Evelina von Geldern bezeichnet, Konfidenzen gemacht haben sollte, in denen sie sich immerhin bloßstellte.

Salomon Heine, der, als Harry 1816 nach Hamburg kam, noch Teilhaber der Firma Heckscher & Ko. war, begründete erst 1819 unter seinem Namen ein Bankgeschäft, d. i. genau zu der Zeit, da Harry sein Waarengeschäft zu liquidieren genötigt war. Obschon er als Jude keines der höheren städtischen Ämter bekleiden konnte, überragte er doch schon damals alle seine Standesgenossen an Ansehen, ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Worts, ausgezeichnet durch Edelmut und fürstliche Wohlthätigkeit. In seiner Villa, wo es, wie Harry an Sethe berichtet, sehr „geziert und geschwänzelt" zuging, lernte dieser „diplomatisches Federvieh, Millionäre, hochweise Senatoren rc.," ja sogar den „homerisch göttlichen, herrlichen Blücher" kennen. So oft Heine auch Anlaß nahm, über das Verhalten seines Oheims zu klagen, so legte er die erlittene Unbill doch fast immer nicht sowohl ihm, als seiner Umgebung, insbesondere seinen beiden Schwiegersöhnen, Oppenheimer und Dr. Halle, zur Last. Weit öfter aber spricht er von ihm in dem Tone der Liebe, Achtung und Ehrerbietung. „Ich schicke Dir dieser Tage — schreibt er am 7. April 1823 an Wohlwill — meine Tragödien, ich habe dieselben meinem Oheim Salomon Heine dediziert. Hast Du ihn gesehen? Er ist einer von den Menschen, die ich am meisten achte; er ist edel und hat angeborne Kraft; Du weißt, letzteres ist mir das Höchste." Und in einem Brief vom 12. Oktober 1825 an Friederike Robert: „Mit Vergnügen habe ich vernommen, schöne Frau, daß Sie meinen Oheim Salomon Heine

kennen gelernt; wie hat er Ihnen gefallen? Sagen Sie, sagen Sie!? Er ist ein bedeutender Mensch, der bei großen Gebrechen auch die größten Vorzüge hat. Wir leben zwar in beständigen Differenzen, aber ich liebe ihn außerordentlich, fast mehr, als mich selbst. Wir haben auch im Wesen und Charakter viel Ähnlichkeit. Dieselbe störrige Keckheit, bodenlose Gemütsweichheit und unberechenbare Verrücktheit — nur daß Fortuna ihn zum Millionär und mich zum Gegenteil, d. h. zum Dichter gemacht und uns dadurch äußerlich, in Gesinnung und Lebensweise höchst verschieden ausgebildet hat." Da Salomon den Witz liebte, ließ er seinem Neffen auch manchen Scherz auf sich selbst durch. Heine hatte einmal an ein neu aufgenommenes Mitglied der Familie, seinen Freund Christiani, geschrieben, daß er sich vor dem Löwen der Familie, Salomon Heine, nicht gleich fürchten solle; wenn er auch brülle, sei er doch sonst gut und edel, am umgänglichsten aber in der Fütterungsstunde. Der Onkel, zu dem dieser Witz gedrungen war, unterschrieb seinen nächsten Brief als sein ihn „liebender Onkel vor der Fütterungsstunde".[52] Nach Steinmann[53] soll Harry eine Biographie seines Onkels, „ein Denkmal dauernder als Erz", verfaßt haben, deren Veröffentlichung durch den Druck, obwohl das Manuskript bereits in den Händen des Verlegers Campe gewesen, von der Familie unterdrückt worden sei. Dem steht jedoch folgende Stelle aus einem Briefe an Campe[54]) entgegen: „Ich stehe schon schlecht genug mit meinem Oheim — heißt es hier — ich sitze bis am Hals in Zahlungsnöten und er läßt mich im Stich; aber ich bin nicht der Mann, der um dergleichen Misère auch nur in einer Zeile sich rächt. Gottlob, als ich meine „Memoiren" schrieb, wo er oft besprochen werden mußte, standen wir brillant, und ich habe ihn wahrlich con amore gezeichnet." Bis hierher wenigstens hatte Heine also keine besondere Biographie seines Oheims geschrieben. Daß die Familie aber alles gethan haben mag, um das auf sie Bezügliche in Heines Nachlaß zu unterdrücken, ja daß sie sogar noch bei Lebzeiten des Dichters eine Zensur auf seine Schriften auszuüben versucht hat, läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen. In dem von

E. Engel neuerdings veröffentlichten Heineschen Memoirenfragmente steht über Salomon nur, daß er die Schönheit seiner Mutter geerbt hatte. „Er war überhaupt ein Mann, dessen Charakterstärke sich auch in seinen edelgemessenen, regelmäßigen Zügen imposant, ja manchmal sogar verblüffend offenbarte. Seine Kinder waren alle, ohne Ausnahme, zur entzückendsten Schönheit emporgeblüht, doch der Tod raffte sie dahin in ihrer Blüte, und von diesem schönen Menschenstrauß leben jetzt nur zwei, der jetzige Chef des Bankierhauses und seine Schwester, eine seltene Erscheinung (— hier fehlen drei Zeilen im Manuskript, welche unterdrückt worden sind). Ich hatte alle diese Kinder so lieb und ich liebte auch ihre Mutter, die ebenfalls so schön war und früh dahinschied, und alle haben mir viel Thränen gekostet. Ich habe wahrhaftig in diesem Augenblick nötig, meine Schellenkappe zu schütteln, um die weinerlichen Gedanken zu überklingeln.“ [55])

Mit der Liquidation seines Geschäfts hatte Harrys Familie die Überzeugung gewonnen, daß er zum Kaufmann nicht die mindeste Anlage und Befähigung habe. Er selbst erzählt, daß es wieder seine Mutter gewesen sei, welche mit ehrgeizigem Auge die juristische Laufbahn für ihn erwählte. Da aber, wie er weiterhin sagt, sein Vater grade damals durch eine ausbrechende Handelskrisis sein Vermögen verlor, [56]) was wohl mit der Liquidation des Hamburger Geschäfts in Zusammenhang stehen dürfte, so sei nichts übrig geblieben, als die Hilfe des reichen Oheims in Anspruch zu nehmen, der, seinem Bruder von Herzen zugethan, sich auch bereit gezeigt habe, Harry auf drei Jahre ein Jahrgeld zum Studium der Rechtswissenschaft zu bewilligen. Bei den in Hamburg angenommenen Lebensgewohnheiten, über welche die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ wohl genugsam Aufschluß erteilen, da es durch eine Stelle eines Briefes an Wohlwill Bestätigung findet, konnte die dafür ausgeworfene Summe freilich nicht ausreichen, daher die Mutter ihren kostbaren Schmuck veräußerte, damit der Sohn seine Studien mit Ehren fortsetzen konnte. „Mein inneres Leben — lautet nämlich die an Wohlwill gerichtete Stelle — war brütendes Versinken in den

düstern, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt, mein äußeres Leben war toll, wüst, cynisch, abstoßend; mit einem Worte, ich machte es zum schneidenden Gegensatze meines inneren Lebens, damit mich dieses nicht durch sein Übergewicht zerstöre.“ [57])

Ehe Harry die Universität aber beziehen konnte, galt es die Lücken seines Wissens nach Möglichkeit auszufüllen, zu welchem Zwecke er den Sommer 1819 im elterlichen Hause verlebte. Hier wurden die alten freundschaftlichen Beziehungen weiter gepflegt, besonders wurde jetzt der Verkehr mit Neunzig sehr innig. Die Poesie war und blieb das Lieblingskind seiner Muße und Neunzig erzählt im Widerspruch mit Heines eignem Bericht, daß erst jetzt die Romanze „die Grenadiere“ entstanden sei.

Der Hamburger Aufenthalt war übrigens für Harry kein verlorner gewesen. Die mächtige Liebesleidenschaft, von der er hier war ergriffen worden, hatte sein ganzes Wesen aufgewühlt und alle Kräfte seines Geistes und Gemütes entbunden. Der größte Teil der Gedichte, die seine erste Gedichtsammlung enthält, so wie viele der Liebeslieder, die er hier aus Zartgefühl noch zurückhielt und erst als „Lyrisches Intermezzo“ mitteilte, sind damals in Hamburg entstanden. Freilich war dieser Gewinn nicht ohne Einbuße. Das ausschweifende Leben, in das er sich, seinen Schmerz zu betäuben, und wohl auch den sinnlichen Antrieben seiner Natur folgend, gestürzt, konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf sein Gemüts- und Geistesleben, dem es eine bedenkliche Richtung gab. Sein Skeptizismus gewann neue Nahrung und die erwachende Neigung zur Ironie und Verspottung gewann einen frivolen Charakter. Wenn es auch wahr ist, daß, wie sein Freund Rousseau von ihm gesagt, Heine sich zuweilen schlechter dargestellt, als er war, um die edlen Regungen seiner Seele aus falscher Scham zu verhüllen, und sich hieraus bei ihm das Bestreben erkläre, „dem Heiligsten eine kleine Lästerung, dem Amor eine Schellenkappe, der Grazie den Klumpfuß beizugeben,“ so kam dies doch öfter noch daher, daß er in eitler Selbstbespiegelung



Salomon Heine

sich selbst noch in der Selbstpersifflage genoß, am häufigsten aber dürften jene dunklen Selbstschilderungen der Wahrheit leider nur zu sehr entsprochen haben. Die Reinheit seines Herzens war eben getrübt, die kindliche Heiterkeit des Gemüts verbittert worden; in dem ironischen Zug, der zuckend um seine Lippen spielte, sprach sich nicht sowohl, wie man öfter gesagt, eine Nachahmung Byrons, als ganz unmittelbar diese dunkle Seite seines innersten Wesens aus. Im Spätherbst 1819 bezog Harry endlich mit seinem Freund Neunzig die 1777 gegründete, damals in Blüte stehende Universität zu Bonn, wo er am 11. Dezember als studiosus juris et cameralium in das Universitätsalbum eingetragen wurde. Bei der Aufnahme-Prüfung erhielt er die III. und in dem am 30. Dezember an das Konsistorium gesandten Gesamtbericht über die in den Monaten November und Dezember geprüften Kandidaten heißt es über ihn: „Griechisch hat er nicht gelernt. Im Lateinischen ist er von unsicherer Kenntnis und zu geringer Übung, weshalb er auch keinen Aufsatz geliefert hat. Zu einer Prüfung in der Mathematik hat er sich nicht verstanden. In der Geschichte ist er nicht ohne alle Kenntnisse. Seine deutsche Arbeit, wiewohl auf wunderliche Weise gefaßt, beweist ein gutes Bestreben.“ [58]) Daß man ihm gleichwohl die Aufnahme nicht versagte, dürfte beweisen, daß man in ihm doch einen Schüler von Geist und Talent erkannte.

War es die Blüte der jungen Universitätsstadt, was Heine nach Bonn zog, wo damals Männer wie Mackeldey, Mittermaier und Welcker Jurisprudenz lehrten und Arndt, A. W. Schlegel, Hüllmann, Radlof, Nöggerath, Nees von Esenbeck 2c. in der philosophischen Fakultät glänzten und wo er in Böcking, Diefenbach, Hoffmann von Fallersleben, Liebig, Wolfgang Menzel, Johannes Müller, Hengstenberg, Simrock 2c. Studiengenossen fand, oder war es der Umstand, aß er hier mit mehreren seiner Jugendfreunde, mit Sethe, Pelmann, Neunzig wieder zusammentraf, oder war es endlich die heitere, katholische Rheinstadt? Es mochte wohl alles zusammenwirken. Er selbst sagt, daß er nach Bonn ging, um „zu den Füßen Mackeldeys und

Welckers die Manna ihres Wissens einzuschlürfen". [59]) Allein, obschon er im ersten Halbjahr bei Welcker Encyklopädie, Methodologie und Institutionen des römischen Rechts, im zweiten bei Mackeldey freilich nur diese letzteren hörte, so nahm doch das Studium der Geschichte bei Schlegel, Hüllmann, Arndt und Radlof den bei weitem größten Teil seiner Zeit ein. Alle bezeugten ihm seinen Eifer und Fleiß, besonders Schlegel und Arndt. Fast mit allen stand er in freundschaftlichem Verkehr, mit keinem mehr als mit Schlegel, welcher an ihm sehr bald ein tieferes Interesse nahm und großen Einfluß auf ihn ausgeübt hat.

Heine war durchaus eine romantisch angelegte Natur. So sehr er auch später die romantische Schule bekämpft und verspottet hat — so ist er doch bis zuletzt ein romantischer Dichter geblieben, ohne indeß gewisse Einseitigkeiten und Auswüchse der Schule jemals geteilt zu haben. Wenn er auch zeitweilig Fouqué und Hoffmann bewunderte, so hat er doch bei dem Blick ins Mittelalter und in die phantastischen Regionen der Sagen-, Märchen- und Traumwelt nie das lebendige Gefühl für das Leben der Gegenwart verloren und den Boden der Wirklichkeit fest unter den Füßen behalten. Der Blick in die Zukunft fesselte ihn immer mehr, als der in die Vergangenheit. In demselben Aufsatz „die Romantik", in welchem er im Kunst- und Wissenschaftsblatt zum Rheinisch-westfälischen Anzeiger vom 18. August 1820 für sie und für A. W. Schlegel so herzhaft eintrat, erhob er zugleich Protest gegen gewisse Verirrungen der Schule. „Viele — heißt es hier gegen den Schluß — die bemerkt haben, welchen ungeheuren Einfluß das Christentum, und in dessen Folge das Rittertum, auf die romantische Poesie ausgeübt haben, vermeinen nun beides in ihre Dichtungen einmischen zu müssen, um denselben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Christentum und Rittertum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verschaffen; die Flamme derselben leuchtet schon längst auf dem Altar unserer Poesie; kein Priester braucht noch geweihtes Öl hinzuzugießen und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu

halten. Deutschland ist jetzt frei, kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern; kein adeliger Herrscherling vermag mehr deutsche Leiber zur Frohn zu peitschen, und deshalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, deutsches Mädchen sein, und kein schmachtendes Nönnchen und kein ahnenstolzes Ritterfräulein."[60]) Ein deutsches Mädchen! Ja, Heine war seiner ganzen Natur nach ein deutscher Dichter, wie viel französische Lebensluft er in seiner Jugend auch eingesogen, wie sehr er auch die Franzosen um der Ideen willen verherrlicht hat, die sie zuerst von allen Völkern zu verwirklichen suchten und denen er sein ganzes Leben lang anhing. Nur in dieser Sprache hat er ja für sein Herz den vollen Ausdruck gefunden, daher auch die Wirkung, die er trotz allem, was an ihm abstieß, auf die deutsche Nation ausgeübt hat. Wir sahen, wie früh und wie fest und entschieden er den französischen Vers von sich abwies. „Das deutsche Wort — ruft er in demselben bemerkenswerten Aufsatze aus — ist ja unser heiligstes Gut, ein Grenzstein Deutschlands, den kein schlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, die Oriflamme in dem Kampf für das Vaterland, ein Vaterland selbst demjenigen, dem Thorheit und Arglist ein Vaterland verweigern." Und wie schön hat er von der Sprache des Nibelungenliedes gesprochen, die ihm eine Sprache von Stein ist, deren Verse ihm wie gereimte Quadern vorkommen. „Hie und da aus den Spalten quellen rote Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht sich der lange Ephen herunter, wie grüne Thränen." Und weil er diese Liebe und das deutsche solcher Liebe nur fähige Herz in sich wußte — verletzte, schmerzte, entrüstete es ihn, wenn man ihm den Patriotismus absprach, nur weil er die Welt nicht bloß in Deutschland sehen wollte, weil ihm der Mensch noch höher galt; als der Deutsche, weil er dem Deutschen das, was er für Rechte des Menschen hielt, gewahrt wissen wollte, an eine Solidarität der Interessen der Völker glaubte und ohne der Eigentümlichkeit einer jeden etwas rauben zu wollen, sie für die der anderen doch nutzbar machen zu können hoffte.

Der wohl subjektivste der Dichter, wenn nicht der Zeit, so doch der Deutschen, besaß Heine von Natur jene poetische Indifferenz, welche, wie ich glaube, die Romantiker unter ihrer poetischen Ironie verstanden, die aber nicht bloß die Ironie, sondern auch die Begeisterung in sich einschließt, insofern sie eben den Dichter befähigt, sich ebensowohl und zu jeder Zeit in den Zustand der Ironie oder der Begeisterung versetzen, zugleich die Schwächen und die Vorzüge eines Gegenstandes sehen und von seiner Verherrlichung sofort zu seiner Verspottung übergehen zu können. Gutzkow erkannte diese Fähigkeit Heines selbst noch, als er ihn zu vernichten suchte, an, indem er sagte, daß er „mit der poetisierenden Gabe ausgestattet gewesen sei, die ihm erlaubte, an den Dingen mehr Seiten wahrzunehmen, als sich der Beobachtung des Verstandes auf den ersten Blick darbieten."[61]) Dies hängt mit der überaus großen Sensibilität seiner Natur zusammen. Er selbst sagt einmal: „Auf einem gewissen Standpunkt ist alles gleich groß und gleich klein." Er sah hierin wohl eine Zerrissenheit, aber nicht sowohl eine individuelle, als die der ganzen Denkweise der Zeit: „Was wir gestern bewundert, hassen wir heute, und morgen vielleicht verspotten wir es."[62]) So wie er ein andermal sagt: „Im Grunde ist es gleichgültig, was ich beschreibe; alles ist ja Gottes Welt und der Beachtung werth, und was ich aus den Dingen nicht heraussehe, das sehe ich in sie hinein."[63]) Allein was so die Stärke seiner Dichtung macht, macht auch zugleich ihre Schwäche. Wie nahe lag nicht die Gefahr, hierdurch in ein virtuoses, ja selbst kokettes Spiel mit den Dingen und mit den Gegensätzen von Empfindsamkeit und von Spott zu geraten und sich hierdurch der Mißdeutung auszusetzen.

A. W. Schlegel hat auf Heine übrigens nur günstig gewirkt. Er befestigte in ihm den Sinn für das Einfache, Schlichte und Volkstümliche. Er erschloß ihm den Schatz mittelalterlicher Dichtung und das Gefühl für ihre Schönheiten. Er wies ihn auf die eigentümliche Schönheit der verschiedenen Dichtungsformen und Litteraturen hin. Er munterte sein Talent zur Produktion und zu strengerer Schulung

auf. Er trieb ihn an, seinen Formensinn zu erweitern und sich von der bequemen vierzeiligen Strophe, mit womöglich nur einem Reimpaar, der Übung des kunstvolleren, vielgestaltigeren Strophenbaus zuzuwenden und sich in noch anderen Gattungen als der lyrischen zu versuchen. Man hat so oft mit Recht die Strenge gerühmt, welche Heine gegen sich selbst beim Dichten auszuüben pflegte, um deren Feilung er unermüdlich besorgt war. Bei Schlegel aber dürfte man hierzu die ersten Anregungen zu suchen haben. In Bonn entstanden seine so überaus glücklichen Versuche in der kunstvollen Form des Sonetts, hier wurde der erste Versuch im Drama nicht nur gefaßt, sondern auch zum größten Teile in einer immerhin die Anerkennung herausfordernden Weise zur Ausführung gebracht. Schlegel soll seine Gedichte selbst revidiert und ihm mit seinem Urteil und Rate zur Seite gestanden haben. Schade, daß dieser fördernde Einfluß von keiner längeren Dauer war. Er würde der Heineschen Dichtung zwar keinen reicheren Lebensgehalt zugeführt, wohl aber zur formvolleren Ausbildung derselben beigetragen haben und auch dazu, manches Unpoetische davon auszuscheiden. Der Eigentümlichkeit des Heineschen Geistes mochte zwar jene leichtflüssige und dabei bildsame kleine vierzeilige Strophe vielleicht am besten entsprechen, sie konnte sich vielleicht in ihr am freiesten und vollsten ausleben und kein Zweifel, daß er derselben eine überraschende Mannigfaltigkeit der Gestaltung und des Ausdrucks abzugewinnen verstanden hat. Gleichwohl ist seine Dichtung hierdurch einer gewissen Monotonie verfallen und was darin ursprünglich Originales lag, wurde bald zur Manier, die nicht nur zur Nachahmung, sondern auch zur Parodie aufmunterte, zumal auch der Inhalt nicht selten diese herausforderte.

Harry war damals ganz von Dankbarkeit und Verehrung für Schlegel erfüllt, der „mit Ausnahme Napoleons der erste große Mann war", den er bis dahin gesehen. „Noch heute — heißt es in seinem Buch über die romantische Schule — fühle ich den heiligen Schauer, der durch meine Seele zog, wenn ich vor dem Katheder stand und ihn sprechen hörte." Obschon er diese Worte gleich darauf

ins Lächerliche zieht, kommen sie doch der Wahrheit sehr nahe. Das beweist jener kleine Aufsatz, den er zu seines Lehrers Verteidigung über die Romantik schrieb und in welchem er ihn im Überschwange seiner Verehrung neben Goethe, als die beiden größten Romantiker und Plastiker, stellte; das beweisen die seinem Meister fast gleichzeitig gewidmeten Huldigungssonette, die er zwar später selbst wieder verspottet hat. Gewiß verlangte das Übermaß dieses Lobes, das er seinem Lehrer in dankbarer Verehrung gezollt, in den Tagen reiferen Urteils eine Berichtigung, allein die Animosität, mit der ihn Heine später bei jeder Gelegenheit bemängelt und hier und da sogar seine wahren Verdienste herabgesetzt und seine Persönlichkeit verspottet und verunglimpft hat, geht aus ganz anderen Motiven als der Wahrheitsliebe des Kritikers hervor. Entblödete er sich doch nicht, zu behaupten, daß die Schlegelsche Übersetzung Shakespeares nur zur Verkleinerung Schillers unternommen worden und ihr in mancher Beziehung die alte Eschenburgsche Übersetzung vorzuziehen sei. Wohl hätte er der Worte eingedenk bleiben sollen, die er einst selbst an einen Verunglimpfer Schlegels gerichtet: „Ob der Verfasser jener bitteren Ausfälle mit Recht oder mit Unrecht wider die politische Tendenz der jetzigen Bestrebungen Schlegels eifere, mag hier unentschieden bleiben; doch hätte er nicht die Achtung außer Augen setzen dürfen, die dem litterarischen Reformator durchaus nicht versagt werden kann!“ [64]) Nachdem sich Schlegel über die weitere Entwicklung seines früheren Schülers nicht eben günstig geäußert, nachdem er ihn sogar in einem Epigramme des Wendtschen Musenalmanachs [65]) öffentlich angegriffen, ihn in Paris ganz ignoriert und sich abfällig über ihn geäußert hatte — gab es keine Rücksicht, keine Schonung für Heine mehr. Er sah in ihm nur den Feind und die Pflicht der Selbsterhaltung schien ihm dessen Vernichtung zu gebieten. Ein rachsüchtiger Zug tritt überhaupt, wenn gereizt, nicht selten aus der Natur Heines hervor. Er vergaß sich so weit, Schlegels private Verhältnisse in der gehässigsten und skandalösesten Weise in die litterarhistorische Besprechung zu ziehen, [66]) wagte es, seinen Ruhm

als die Tochter des Skandals zu bezeichnen,[67]) und glaubte dies alles damit entschuldigen zu können, daß Schlegel sich nicht minder undankbar gegen seinen früheren Lehrer, den armen, unglücklichen Bürger, gezeigt habe. Obschon er an Goethe nicht loben will, daß er den Mann, dem er (nach ihm) einen großen Teil seines Ruhmes verdankte, später von seinem kritischen Thron gestürzt — fand er hier doch alles nach Brauch und nach Herkommen. „Denn in der Litteratur, wie in den Wäldern der nordamerikanischen Wilden, werden die Väter von den Söhnen totgeschlagen, sobald sie alt und schwach sind.“ [68]) Und da ihm in Paris „keine Polizei zur Verfügung stand“, um dem ihm feindlich gesinnten Manne „das Ehrengeleit an die Grenze zu geben“, glaubte er ihn „mittels der Feder annullieren“ zu dürfen.[69])

Harry schloß sich in Bonn zunächst seinen früheren Freunden an und knüpfte neue freundschaftliche Beziehungen mit den später als Litterat und Dichter hervortretenden J. B. Rousseau und Friedrich Steinmann, sowie mit Friedrich von Beughem, einem Landsmann von ihm. Auch Simrock, Dieffenbach, Daniels, Schopen, Bölling, sowie ein Prinz von Wittgenstein gehörten zu seinem näheren Umgang. Rousseau, von dem wir eine Charakteristik Heines besitzen,[70]) rühmt an ihm unter andrem sein gutes, treues und biederes Herz, wie selten eines auf Erden gefunden werde. In der That ist auch nur selten von ihm der Bruch einer Freundschaft ausgegangen. So hart und rücksichtslos er sich wiederholt gegen frühere Freunde gezeigt hat, so war er es doch immer, welcher von ihnen vorher in seiner Freundschaft verletzt worden war, oder doch verletzt worden zu sein glaubte. Dies gilt vielleicht selbst von Schlegel. „Um Heine lieb zu gewinnen — sagt Rousseau weiter — ist es nötig, ihn persönlich zu kennen. Freilich ist die liebenswürdige Seite seines Wesens so schalkhaft versteckt, daß es schwer hält, ihrer habhaft zu werden. Ist dies aber einmal gelungen, so genießt man den originellsten Menschen, dessen Charakter nicht auf der Oberfläche schwimmt, sondern der studiert sein will, um, selbst während der Dauer eines langjährigen Umgangs, begriffen zu werden. Eitelkeit und Stolz, die man ihm so häufig vorwirft,

sind vielleicht zwei Tugenden seines Wesens." Heine, so sehr er den Adel haßte, spricht selbst wiederholt von einem aristokratischen Zug seiner Natur. „So lange — liest man z. B. in seinen Geständnissen — solche Doktrinen (die atheistischen) noch Geheimgut einer Aristokratie von Geistreichen blieben und in einer vornehmen Koteriesprache besprochen wurden, welche den Bedienten, die aufwartend hinter uns standen, unverständlich war — so lange gehörte auch ich zu den leichtsinnigen Esprits forts .... Als ich aber merkte, daß die rohe Plebs, der Jan Hagel ebenfalls dieselben Themata zu diskutieren begannen in ihren schmutzigen Symposien, als ich sah, daß Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergsprache die Existenz Gottes zu leugnen sich unterfingen — als der Atheismus anfing sehr stark nach Käse, Branntwein und Tabak zu stinken (Heine rauchte nicht und trank keine Spirituosen): da gingen mir plötzlich die Augen auf. — „Die reinliche, sensitive Natur des Dichters" — sträubte sich überhaupt gegen jede persönlich nahe Berührung mit dem Volke." [71]) „Am gefährlichsten" — schreibt er ein andermal an Varnhagen — „ist mir noch jener brutale aristokratische Stolz, der in meinem Herzen wurzelt und den ich nicht ausreuten kann." [72])

Heine liebte Rousseau und überschätzte wohl anfangs dessen Talent, wenigstens gilt dies von der Kritik, die er über dessen „Gedichte und Poesien über Liebe und Freundschaft" 1823 in Raßmanns „Rheinisch-Westfälischem Musenalmanach" veröffentlicht hat. Von den acht Sonetten, die ihm hier Rousseau geweiht, sagt er aber halb scherzend, halb prophetisch: daß dieser hierdurch das Recht erwirkt habe, das so schön bekränzte Haupt gelegentlich auch einmal mit niedlichen Schmutzkügelchen zu bewerfen. Er unterstützte die litterarischen Unternehmungen seines Freundes durch poetische Beiträge, die er sowohl dessen „Westdeutschem Musenalmanach," wie dessen „Agrippina" und „Flora" zuwendete. Das Verhältnis löste sich aber dann durch die Wahrheitsliebe und Offenheit, die Heine im Umgange mit seinen Freunden auszeichnete. „Das ist eben mein Wahnsinn —

äußert er darüber einmal — und das macht mich eben allgemein verhaßt, daß ich jene Erfahrung (wer die Eitelkeit eines Poeten beleidigt, begehe ein doppeltes Majestätsverbrechen) kenne und doch nicht anwende."[73]) So hatte er denn auch gegen Rousseau kein Hehl daraus gemacht, daß ihn dessen hohles litterarisches Treiben verdrieße. Rousseau nahm es so übel, daß er Heine in aller Form die Freundschaft aufkündigte. Heine schreibt darüber an Simrock:[74]) „Keiner fühlt mehr als ich, wie mühsam es ist, etwas Litterarisches zu geben, das noch nicht da war, und wie ungenügend es jedem tieferen Geiste sein muß, bloß zum Gefallen des großen Haufens zu schreiben. Bei solchem Streben kannst Du Dir wohl vorstellen, daß ich manchen Anforderungen und Erwartungen nicht entsprechen kann. So ist unter andrem mein Freund Rousseau unwillig geworden, daß ich ihn nicht in seinen poetischen Unternehmungen kräftig unterstützt, und er hat mir sogar vor einem halben Jahr förmlich die Kameradschaft aufgekündigt, als ich mich unumwunden über die Hohlheit seines Schriftstellertreibens gegen ihn aussprach. Du magst sagen, was Du willst, er hat wahrhaftig echtes Talent und verdient schon wegen seines guten Herzens ein besseres Schicksal in der Litteratur. Aber der Teufel hole sein zweckloses Treiben." Trotz dieser liebenswürdigen Auffassung des Verhältnisses von Seiten Heines, kam es doch nicht zu einer Wiederanknüpfung. Da schien sich plötzlich das gute Herz Rousseaus in jener im Jahre 1834 erschienenen Charakteristik Heines zu regen. Diesmal blieb aber dieser zurückhaltend, vielleicht nicht ohne Grund. Jedenfalls enthielt die Probenummer einer von Rousseau im Jahre 1836 gegründeten Zeitschrift „Der Leuchtturm" einen heftigen Angriff auf Heines „Romantische Schule", die auch genügende Angriffspunkte bot. Die von diesem prophezeiten Schmutzkügelchen waren also wirklich nicht ausgeblieben, nur daß sie von einer ganz respektablen Größe waren. Heine erkannte auch jetzt die erworbene Berechtigung seines früheren Freundes dazu an, indem er sich schweigend dagegen verhielt.

Friedrich Steinmann war als ein Schüler der unteren Klassen

Harry schon vom Düsseldorfer Lyceum her von Weitem bekannt. Das Verhältnis wurde zwar jetzt ein sehr inniges, scheint aber, ohne daß sich der Grund davon einsehen läßt, später eine plötzliche Unterbrechung erfahren zu haben. Als Steinmann im Jahre 1842 indiskreter Weise die von Heine an ihn vor langer Zeit vertraulich gerichteten Briefe in seinem Musenalmanach abdrucken ließ, veröffentlichte dieser in der Laube'schen „Zeitung für die elegante Welt" folgende Erklärung: „Seit länger als 18 Jahren stand ich mit Herrn Steinmann nicht im geringsten Verkehr und ich kann keine äußere Veranlassung sehen, wodurch jene betrübsame Veröffentlichung von Privatbriefen gerechtfertigt werden möchte."[75]) Heine, der in seiner Korrespondenz, die zu keiner Zeit auf Veröffentlichung berechnet erscheint und bei der er alle Eitelkeit von sich warf, mit welcher er in seinen für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften doch so gern tändelt und prahlt (was vielleicht beweist, daß sie auch hier mehr künstlich, als natürlich war), sich immer so rückhaltlos, vertrauensvoll und natürlich giebt, mochte in dieser Veröffentlichung allerdings einen sehr groben Vertrauensbruch, wenn nicht etwas schlimmeres sehen. Es könnte vielleicht für Steinmann einnehmen, daß er seinem früheren Freund diese Bloßstellung scheinbar nicht nachtrug, sondern in der von ihm nach dessen Tode veröffentlichten Biographie desselben, von deren Wert ich hier gänzlich absehe, ihn recht glimpflich, ja selbst freundlich und achtungsvoll behandelte; wenn es sich nur nicht bald herausgestellt hätte, daß diese Biographie, gleich seiner früheren Veröffentlichung, im Grunde nur eine litterarische Spekulation war, insofern der kurze Zeit später von ihm edierte angebliche litterarische Nachlaß Heines von berufener Seite zum größten Teil als Fälschung aufgedeckt worden ist.

Heine gehörte in Bonn mit Eifer der Burschenschaft an. Der Deutschtümelei, die diese teilweise zur Schau trug, scheint er aber schon damals abgeneigt gewesen zu sein, da, wie er versichert, sein Haß gegen die Teutonen schon von der Burschenschaft her datierte.[76]) Er verschmähte den deutschen Rock, trug damals im Winter einen weißen Flausch, im Sommer einen gelben Nankinganzug und

schlenderte, die brennend rote Mütze weit hinten auf den Kopf geschoben, beide Hände in den Hosentaschen, sich rechts und links umschauend durch die Gassen Bonns. Ein feines Gesicht, weißer Teint, lichtbraunes Haar, kleines Bärtchen unter der Nase, die Gesichtsfarbe leicht gerötet, ein satirischer Zug um die Mundwinkel, die sich scharf aus einander reckten, wenn er einen Witz gemacht hatte, was bekanntlich oft genug vorfiel — waren weitere charakteristische Merkmale.[77])

Da die preußische Regierung die deutschen Einheitsbestrebungen damals ebenso verfolgte, wie sie dieselben in unsren Tagen gefördert hat, so wurden die Landsmannschaften begünstigt, die Burschenschaft aber verfolgt und verdächtigt. Die Demagogenriecherei stand damals in Blüte. So war denn auch eine ganz unschuldige Festfeier auf dem Kreuzberg bei Bonn, wovon Heines Jugendfreund Neunzig einen übertriebenen Bericht an die Düsseldorfer Zeitung geschickt hatte, zum Anlaß einer Untersuchung gemacht worden, bei der Heine als Zeuge fungieren mußte.[78]) Die Sache wurde zwar niedergeschlagen, doch dürfte dieser erste Zusammenstoß mit dem Polizeistaat einen Stachel in seinem Herzen zurückgelassen haben, da er ihm einen traurigen Einblick in die bürgerliche Unfreiheit eröffnete.

Inzwischen vernachlässigte Harry keineswegs seine Studien und noch weit weniger seine poetischen Bestrebungen. Die seinem Freund Sethe gewidmeten satirischen Freskosonette bezeichnen eine bemerkenswerte Erweiterung seines Talents. Die Selbständigkeit, mit der er die so kunstvolle Form ergriff und die Meisterschaft, mit der er ihr einen ganz ungewohnten Inhalt gab und ihr einen ganz neuen überaus lebensvollen Ausdruck abgewann, mußten von der Kraft seines Talentes einen sehr großen Begriff geben. Zwar scheiterte er mit dem Versuch, für seine Dichtungen in Bonn einen Verleger zu finden. Dies hinderte ihn jedoch nicht, neue und größere Entwürfe zu fassen. Wahrscheinlich auf Anregung Schlegels, auf dessen Jon er sich hierbei beruft, begann er seinen „Almansor“ zu dichten. Er hatte sich zu diesem Zweck im Sommer 1820 nach einem jenseits des Rheins

gelegenen Dörfchen zurückgezogen, das er aber im Herbst mit noch unvollendetem Werke wieder verließ und bald darauf auch das heitere Bonn aufgab, um, wie er sagt, den juristischen Studien sich energischer zuzuwenden. Nach einem kurzen Aufenthalte im elterlichen Hause, machte er sich, sein Heimatland zu Fuße durchwandernd, nach dem von ihm neuerkornen Musensitz auf den Weg. Wie sprachen in der leuchtenden Herbstsonne die Schönheiten des heimatlichen Bodens so traulich zu seinem Gemüte, die schönen Thäler um Hagen, der freundliche Overweg in Unna, das behagliche Hamm; ja selbst die einsame Haide und vor allem die alten Eichenwälder, die ihm geheimnisvoll zuflüsterten, daß hier die alten Sachsen gewohnt, die am spätesten Glauben und Germanentum einbüßten.

Die Glanzzeit der Georgia Augusta in Göttingen war lange vorüber, als Harry am 4. Oktober 1820 als Student der Jurisprudenz an ihr Aufnahme fand. Hatte Bonn in ihm den Grund zu der Abneigung gegen die Teutonen gelegt, so wurde hier in ihm der Haß gegen die Bevorrechtung des Adels geweckt, die ihm in den Söhnen der hannoverschen Junker, welche in schroffster Absonderung von ihren bürgerlichen Studiengenossen lebten, in verletzender Weise entgegentrat. Die launig spöttische Beschreibung, die er in seiner Harzreise von Göttingen und seinen Bewohnern und den Verhältnissen seiner Hochschule giebt, macht es allein schon begreiflich, daß er sich bald wieder nach Bonn zurück sehnte, zumal es hier noch weniger als dort zu den in Aussicht genommenen juristischen Studien kam. Wie es scheint, hat Heine damals hier nur altdeutsche Litteratur bei Georg Friedrich Benecke und Geschichte bei Georg Sartorius gehört, „dem großen Geschichtsforscher und Menschen, dessen Auge ein klarer Stern in unserer trüben Zeit“, dem er im Schlußwort der „Harzreise“ ein so ehrendes Denkmal gesetzt. Zwar rühmt er sich, den gelehrten Pedantismus verspottend, auch noch vergleichende Anatomie studiert zu haben, doch nur, um die Meinung von den großen Füßen der Göttingerinnen zu widerlegen. In einer gelehrten Abhandlung, die er darüber verfaßt habe, spreche er 1) von

den Füßen überhaupt, 2) von den Füßen bei den Alten, 3) von den Füßen der Elephanten, 4) von den Füßen der Göttingerinnen, 5) stelle er alles zusammen, was über diese Füße auf Ullrichs Garten schon gesagt worden, 6) betrachte er diese Füße in ihrem Zusammenhang und verbreite sich bei dieser Gelegenheit auch über Waden, Kniee 2c. und endlich füge er noch einige Kupfertafeln mit dem Facsimile Göttingischer Damenfüße hinzu.

In Wahrheit hat er sich aber sonst fast nur noch mit seinen Gedichten, insbesondere mit seiner Tragödie beschäftigt. Ihr Inhalt beweist, wie sehr ihm in Bonn noch fort und fort die Idee des Religionswechsels zu schaffen gemacht hat. Als man ihn in die juristische Laufbahn drängte, war der Übertritt zum Christentum natürlich erwogen worden. Bei seiner dermaligen Neigung zum Katholizismus stieß dies bei ihm zunächst nicht auf Widerspruch. Allein je mehr er die Ausführung dieses Gedankens ins Auge faßte, um so mehr trat in seiner Seele ein tiefer Widerwille hervor, sich des bloßen Vorteils wegen von der Sache seiner Stammesbrüder zu trennen, und es erwachte in ihm ein Haß gegen die Einrichtungen des Staats und gegen die Vorurteile der Zeit, die ihn doch dazu nöthigten, und gegen das Christentum, das ihm hierdurch aufgedrängt werden sollte. Es sind diese Verhältnisse und der furchtbare Kampf, den sie in seiner Seele hervorriefen, welche sich in seinem Almansor in ergreifender Weise abspiegeln. Mitten in dieser Arbeit, denn die Tragödie war damals kaum zur Hälfte gediehen, ward er jedoch durch einen Ehrenhandel unterbrochen, welcher zur Folge hatte, daß er wegen Übertretung der Duellgesetze auf ein halbes Jahr „konsiliiert" wurde. Veranlassung gab ein Streit über die damals eingerissenen Verrufserklärungen der Verbindungen, gegen welche sich Heine in starken Ausdrücken ausgesprochen hatte. Der Student Wilhelm Wiebel replizierte in beleidigender Weise, worauf Heine ihn auf Pistolen fordern ließ. Das Duell kam zwar nicht zu stande, weil es dem Universitätsgerichte verraten worden war, Heine aber wurde gleichwohl am 23. Januar 1821 auf ein halbes Jahr mit dem Consilium abeundi

belegt. Die Nachricht hiervon mag wie ein Blitzstrahl in das elterliche Haus gefahren sein. Seine bis zum Ende des Februar verzögerte Abreise hatte jedoch nicht, wie man wohl angegeben, ihren Grund in der Unschlüssigkeit seiner Familie, sondern in einer Erkrankung Heines, die, wie K. Gödeke berichtet, damals dessen Ausstoßung aus der Burschenschaft zur Folge gehabt.[79])

Heine hatte sich jetzt für Berlin entschieden. Göttingen und Berlin — welcher Gegensatz, auch schon damals! Es war eine neue Welt, in welche er trat und von welcher er sich ergriffen und, wenn auch nicht ohne allen inneren und äußeren Widerspruch, mit fortgerissen fühlte. In burschikoser, launiger Weise hat er die auf ihn eindringenden Eindrücke mit ihren Licht- und Schattenseiten in seinen „Berliner Briefen" darzustellen gewußt. Das Schloß, die Linden, die Königstraße, die Schloßbrücke und die Domkirche, die Wachtparade und die Universität, die Börse mit den schachernden Bekennern des alten und neuen Testaments, die Studenten, von denen man eben 32 relegiert hatte, und die Landsmannschaften, die man sich nun auch zu unterdrücken noch anschickte, die besternten Berliner Geheimräte und die schönen Berlinerinnen, das Café Royal und Josty, die Musiker und die Schriftsteller, die Freischütz-, Goethe- und Walter-Scott-Manie, Spontini und Weber, Hoffmann und Savigny, die Konzerte, Theater, Redouten und die Vermählungsfeierlichkeiten der Prinzessin Alexandrine — alles läßt er in buntem Wechsel Revue passieren und schwingt darüber die satirische Geißel. Der junge Dichter erscheint hier fast noch harmlos und ohne Bitterkeit. Die Sentimentalität überwiegt noch die Ironie, der Frohsinn läßt den Liebes- und Weltschmerz, der an seiner Seele doch so heftig gezehrt hatte, gar nicht zu Worte kommen. Sein Monarchismus geht in den loyalsten Farben einher. „Unser König wohnt hier — heißt es einmal — einfach und bürgerlich, Hut ab! Da fährt der König selbst vorbei: es ist nicht der prächtige Sechsspänner, der gehört einem Gesandten, nein, er sitzt in dem schlichten Wagen mit zwei ordinären Pferden. Das Haupt bedeckt eine gewöhnliche Offiziersmütze und die Glieder umhüllt ein

grauer Regenmantel; aber das Auge des Eingeweihten sieht den Purpur unter diesem Mantel und das Diadem unter dieser Mütze. Sehen Sie, wie der König jeden freundlich wieder grüßt? Hören Sie?" „Es ist ein schöner Mann," flüstert dort die kleine Blondine. „Es war der beste Ehemann," antwortet seufzend die ältere Freundin. „Ma foi!" brüllt der Husarenoffizier, „es ist der beste Reiter in unserer Armee!"

Ja, hier erschien unserem Harry Berlin in einem rosigeren Lichte, als da er acht Jahre später (in seiner Reise von München nach Genua) schrieb: „Berlin ist gar keine Stadt, sondern Berlin giebt bloß den Ort dazu her, wo sich eine Menge Menschen, und zwar darunter viel Menschen von Geist, versammeln, denen der Ort ganz gleichgültig ist. Der durchreisende Fremde sieht nur die langgestreckten, uniformen Häuser, die langen, breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut sind und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge. — Es sind wirklich mehrere Flaschen Poesie dazu nötig, wenn man in Berlin etwas anderes sehen will, als tote Häuser und Berliner. Hier ist es schwer, Geister zu sehen — die Stadt enthält so wenig Altertümlichkeit und ist so neu, und doch ist dieses Neue schon so alt, so welk und abgestorben; denn sie ist großenteils, wie gesagt, nicht aus der Gesinnung der Masse, sondern Einzelner entstanden. Der große Fritz ist wohl unter diesen Wenigen der Vorzüglichste; was er vorfand, war nur eine feste Unterlage, erst von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen Charakter, und wäre seit seinem Tode nichts mehr daran gebaut worden, so bliebe sie ein historisches Denkmal von dem Geiste jenes prosaisch wundersamen Helden, der die raffinierte Geschmacklosigkeit und blühende Verstandesfreiheit, das Seichte und das Tüchtige seiner Zeit recht deutsch tapfer in sich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erscheint uns als ein solches Denkmal, durch seine öden Straßen wandern wir wie durch die hinterlassenen Schriften des Philosophen von Sanssouci; es gehört zu dessen oeuvres posthumes, und obgleich es jetzt nur steinerne Makulatur ist und des

Lächerlichen genug enthält, so betrachten wir es doch mit ernstem Interesse und unterdrücken hie und da eine aufsteigende Lachlust, als fürchteten wir, plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem spanischen Röhrchen des alten Fritz."

Als Heine nach Berlin kam, stand hier das Theater und die Musik im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses, wofür es den Ehrennamen der Capitale de musique erhielt und Heine hat lustig beschrieben, wie er von dem Weberschen „Jungfernkranz" von Haus zu Haus, von Straße zu Straße verfolgt wurde. An der Universität herrschte die Hegelsche Philosophie und suchte sich von hier aus alle übrigen Wissenschaften, ja das ganze geistige Leben und die Welt zu unterwerfen. Die litterarischen Neigungen waren fast ganz von den Romanen Walter Scotts, Hoffmanns, Fouqués und Claurens in Beschlag genommen. Nur in den Kreisen einiger schöngeistiger Frauen loderten die Flammen der Begeisterung für Goethe und Byron auf den Altären der Hausgötter, während das Judentum außer von dem Interesse der Börse grade damals zum Teil von dem Gedanken einer Reform lebhaft bewegt wurde, die es mit der modernen Bildung vermitteln sollte.

Wahrscheinlich hatte Heine durch Empfehlungen Zutritt zu dem schöngeistigen Kreise erlangt, welcher sich in dem Hause Varnhagens um ihn und seine geistvolle Gattin, Rahel Marcus, zu versammeln pflegte. Hier lernte er Fouqué, Chamisso, Michael Beer, Wilhelm Häring (Alexis), Schleiermacher, Moser, sowie Rahels talentvollen Bruder Ludwig Robert und dessen schöne Gattin Friederike kennen, mit denen er zum Teil rasch eine innige Freundschaft schloß. Hier wurde er zu einem tieferen und umfassenderen Studium Goethes angeregt und zuerst auf die Schriften Börnes aufmerksam gemacht.

Obschon er den Kultus, der hier mit Goethe getrieben wurde, niemals geteilt, sondern sich eher durch ihn zum Widerspruch angeregt fand und gegen die Richtung, die dessen Weltanschauung später genommen, vieles einwendete, so hat er in ihm doch wohl jederzeit den ersten Dichter Deutschlands erkannt und verehrt und, wie er an

Wilhelm Müller einst schrieb, ihn vor allen Dichtern geliebt. War doch hiezu der Grund schon im elterlichen Hause durch die Vorliebe der Mutter für die Goethesche Dichtung gelegt worden. Schon in dem ersten Briefe an Sethe findet sich ein längeres Zitat aus dem Goetheschen Tasso. In seinen Berliner Briefen aber heißt es: „Ich will nicht ungerecht sein und hier unerwähnt lassen die Verehrung, die man hier dem Namen Goethe zollt. Aber, Hand aufs Herz, mag das feine, weltkluge Betragen unseres Goethe nicht das Meiste dazu beigetragen haben, daß seine äußere Stellung so glänzend ist und daß er in so hohem Maße die Affektion unserer Großen genießt? Am großartigsten hat er sich noch kürzlich bewiesen gegen seine kunstsinnigen Landsleute, die ihm im edlen Weichbilde Frankfurts ein Denkmal setzen gewollt. Der große Mann machte, wie bekannt ist, allen Diskussionen dadurch ein Ende, daß er seinen Landsleuten mit der Erklärung, „er sei gar kein Frankfurter", das Frankfurter Bürgerrecht zurückschickte." Von Lüneburg schickte Heine später Varnhagen einen Aufsatz über Goethe für dessen Schrift: „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden." Vielleicht erschien sie Varnhagen doch nicht enthusiastisch genug, da er sie nicht darin aufnahm; von einer aufrichtigen Verehrung ist sie aber sicher durchdrungen gewesen. Nur kurze Zeit später schreibt er an Robert, daß er nun bis auf eine Kleinigkeit den ganzen Goethe gelesen, der ihm sehr gut gefalle. Im Herbst 1824 reiste Heine nach Weimar, um Goethe zu sehen und kennen zu lernen, zu welchem Zwecke er am 1. Oktober folgendes Billet an ihn richtete: „Ew. Exzellenz bitte ich, mir das Glück zu gewähren, einige Minuten vor Ihnen zu stehen. Ich will gar nicht beschwerlich fallen, will nur Ihre Hand küssen und wieder fortgehen. Ich heiße H. Heine, bin Rheinländer, verweile seit kurzem in Göttingen und lebte vorher einige Jahre in Berlin, wo ich mit mehreren Ihrer alten Bekannten und Verehrer (dem sel. Wolf, Varnhagen ꝛc.) umging und Sie täglich mehr lieben lernte. Ich bin auch ein Poet und war so frei, Ihnen vor drei Jahren meine „Gedichte" und vor anderthalb Jahren meine „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo"

zuzusenden. Außerdem bin ich auch krank, machte deshalb auch vor drei Wochen eine Gesundheitsreise nach dem Harze und auf dem Brocken ergriff mich das Verlangen, zur Verehrung Goethes nach Weimar zu pilgern. Im wahren Sinne des Worts bin ich nun hergepilgert, nämlich zu Fuß und in verwitterten Kleidern, und erwarte die Gewährung meiner Bitte, und verharre mit Begeisterung und Ergebenheit: H. Heine."[80]) In seiner kurze Zeit später geschriebenen Harzreise ist jenes Verlangens aber mit keiner Silbe gedacht. Heine scheint also von seiner Begegnung mit Goethe wenig erbaut worden zu sein. An Moser schreibt er von seinen Weimarschen Eindrücken zunächst in maliziöser Weise nichts weiter, als: „Ich war in Weimar; es giebt dort sehr gutes Bier;" und als ob er ja nichts darüber zu melden vergessen wollte, heißt es am Schlusse noch einmal: „Ich war in Weimar; es giebt dort auch guten Gänsebraten."[81]) Erst in einem Briefe vom 1. Juli 1825 an Moser kommt Heine auf die Begegnung mit Goethe zurück: „Daß ich Dir von Goethe nichts geschrieben und wie ich ihn in Weimar gesprochen und wie er mir recht viel Freundliches und Herablassendes gesagt, daran hast Du nichts verloren. Er ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht, und das wars, was mich an ihm interessierte. Er hat ein wehmütiges Gefühl in mir erregt, und er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber finde ich mich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen müssen. Er ist von Haus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausspricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die Idee, und immer gedrängt, in dieselbe mich zu versenken; dagegen aber habe ich den Lebensgenuß begriffen und Gefallen daran gefunden und nun ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuß billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas thörichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen

Neigung, die oft unversehens aufschießt und mich gewaltsam ergreift und mich vielleicht einst wieder in ihr uraltes Reich hinabzieht, wenn es nicht besser ist, zu sagen: hinaufzieht; denn es ist noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für die Idee hingiebt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt, als Herr von Goethe während seines ganzen sechsundsiebenzigjährigen Genußlebens.“ [82]) So ungerecht und einseitig dieses Urteil Heines über Goethe auch ist, so glaube ich doch kaum, daß er sich ihm gegenüber so anmaßend werde benommen haben, wie dies eine Anekdote behauptet, die Maximilian Heine aus dem Munde seines Bruders erhalten haben will, was nichtsdestoweniger der Fall gewesen sein kann. [83])

Acht Jahre später schilderte Heine den Eindruck, den er damals in Weimar von Goethe empfangen, ganz anders. „Die Übereinstimmung der Persönlichkeit mit dem Genius — lautet die Stelle — [84]) wie man sie bei außerordentlichen Menschen verlangt, fand man ganz bei Goethe. Seine äußere Erscheinung war ebenso bedeutsam, wie das Wort, das in seinen Schriften lebt, auch seine Gestalt war harmonisch, klar, freudig, edel, gemessen, und man konnte griechische Kunst an ihm studieren, wie an einer Antike. Seine Augen waren ruhig, wie die eines Gottes. ... Die Zeit hat auch sein Haupt zwar mit Schnee bedecken, aber nicht beugen können. Er trug es immer stolz und hoch und wenn er sprach, so war es, als ob er mit dem Finger den Sternen am Himmel den Weg vorschreiben könne, den sie wandeln sollten. Um seinen Mund will man einen kalten Zug von Egoismus bemerkt haben; aber auch dieser Zug ist den ewigen Göttern eigen und gar dem Vater der Götter, dem großen Jupiter. Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüber stand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sehe mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe daran, ihn griechisch anzureden (— was Heine bekanntlich nicht konnte —), da ich aber merkte, daß er deutsch verstand, so erzählte ich ihm auf deutsch, daß die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar sehr gut schmeckten (diese Stelle wirft ein Streiflicht auf die ersten

Meldungen über den Eindruck Weimars an Moser). Ich hatte in manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wie viel Erhabenes und Tiefsinniges ich dem Goethe sagen würde, wenn ich ihn einmal sähe. Und als ich ihn endlich sah, sagte ich ihm, daß die sächsischen Pflaumen sehr gut schmeckten. Und Goethe lächelte: er lächelte mit denselben Lippen, womit er einst die schöne Leda, die Europa, die Danaë, die Semele und so manche andere Prinzessinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküßt." Doch auch schon damals, als Heine an Moser so Bitteres schrieb, hat er dazwischen groß und edel von Goethe gedacht. Es ist nur nötig, die nicht viel später geschriebene Stelle in „Norderney" nachzulesen, wo es heißt, daß Goethe mit seinem klaren Griechenauge alles sehe, das Dunkle und das Helle, daß er alles in den wahren Umrissen und wahren Farben schildere, und „wir, die wir meist alle krank sind, viel zu sehr in unsern kranken, zerrissenen und romantischen Gefühlen steckten", meist gar nicht unmittelbar sehen könnten, wie gesund, einheitlich, plastisch er in seinen Werken sich zeige.[85]) Freilich, je mehr Heine von der politischen Strömung der Zeit ergriffen wurde, in einem um so ungünstigeren Lichte mußte ihm der alternde, sich von den Interessen der Zeit kühl abschließende Goethe erscheinen; er wurde dadurch oft so ungerecht, daß er der Jugend- und Mannesthaten des großen Dichters vergaß, der „der moralischen Tendenzforderung den Ausspruch entgegengestellt, daß die Kunst, gleichwie die Welt, nur um ihrer selbst willen da sei." Er nennt ihn dann wohl einen Indifferentisten und spricht seinen Dichtungen die Fähigkeit ab, Thaten hervorzurufen. „Die Goetheschen Worte sind kinderlos; das ist der Fluch alles dessen, was bloß durch die Kunst entstanden ist". Auch traten noch andere Umstände verstimmend hinzu. Das Urteil Goethes über Heine, wie es uns durch Eckermann überliefert worden ist, würde dieser zwar nicht für berechtigt angesehen, aber es würde ihn nicht zu Feindseligkeiten hingerissen haben. Goethe sagte darnach: „Es ist nicht zu leugnen, er (Heine) besitzt manche glänzenden Eigenschaften, allein ihm fehlt die Liebe. Er liebt so wenig seine Leser wie seine Mitpoeten und sich

selber, und so kommt man in den Fall, auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: „Und wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“ Noch in diesen Tagen habe ich Gedichte von ihm gelesen und sein reiches Talent ist nicht zu verkennen, allein, wie gesagt, die Liebe fehlt ihm und so wird er auch nie so wirken, wie er hätte müssen. Man wird ihn fürchten und er wird der Gott derer sein, die gern, wie er, negativ wären, aber nicht das Talent haben.“ Man mochte ihm aber ganz andere Dinge von Goethe berichtet haben. „Daß ich dem Aristokratenknecht Goethe mißfalle — heißt es in seinem Brief vom 30. Oktober 1827 an Moser, der ihn offenbar etwas aufgehetzt hatte — ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher, abgelebter Gott, den es verdrießt, daß er nichts mehr erschaffen kann. Raumer kann bezeugen, daß ich ihn schon vor drei Jahren nicht mehr geliebt (siehe dagegen den Brief an Müller vom Jahr 1826) und jetzt nicht durch Deinen letzten Brief bestochen worden.“ Auch an Varnhagen schreibt er am selben Tage in ähnlichem Sinne. Varnhagen, befürchtend, daß Heine seinem Unmut öffentlich Ausdruck geben dürfte, mochte ihn dringend davor gewarnt haben. „Wo denken Sie hin, lieber Varnhagen — antwortet er — ich, ich gegen Goethe schreiben! Wenn die Sterne am Himmel mir feindlich werden, darf ich sie deshalb schon für bloße Irrlichter halten? Überhaupt ist es Dummheit, gegen Männer zu sprechen, die wirklich groß sind, selbst wenn man Wahres sagen könnte. Der jetzige Gegensatz der Goetheschen Denkweise, nämlich die deutsche Nationalbeschränktheit und der seichte Pietismus, sind mir ja am fatalsten. Deshalb muß ich bei dem großen Heiden aushalten — quand même — wahrscheinlich lasse ich im dritten Teil der Reisebilder wieder eine Batterie gegen das Pustkuchentum losfeuern. Gehöre ich auch zu den Unzufriedenen, so werde ich doch nie zu den Rebellen übergehen.“ [86]) Die Begegnung mit Börne und Menzel steigerte aber doch diese Unzufriedenheit in be-

deutlicher Weise. Nahm er nun auch Gelegenheit, seinem Unmut und Tadel offen Worte zu geben, so verwahrte er sich doch zugleich entschieden dagegen, mit Menzel hierbei auf einem Standpunkt zu stehen. Die Besprechung des Menzelschen Buchs „Die deutsche Litteratur" gab dazu die Gelegenheit. Er kündigte Varnhagen an, hier so freimütig über Goethe gesprochen zu haben, als wenn er keinen einzigen Goetheaner zum Freunde hätte. Gleichwohl kann er darin nicht genug sein Erschrecken ausdrücken über die Härte und Bitterkeit, mit denen Menzel von Goethe hier spreche. Selbst wenn er Recht hätte, würde es sich nicht geziemt haben, sein hartes Urteil so hinzustellen. „Es ist doch immer Goethe, der König, und ein Rezensent, der an einen solchen Dichterkönig sein Messer legt, sollte doch ebenso viel Kourtoisie haben, wie jener englische Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieses kritische Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und seine Verzeihung erbat." Nun aber erhebt er selber den Vorwurf, daß Goethe in der Republik der Geister eine Tyrannis ausübe und, um seine Herrschaft zu befestigen, wie Ludwig XI. den geistigen hohen Adel zu Gunsten des tiers état unterdrücke. Er werde aber doch nicht verhindern können, „daß jene großen Geister, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zusammenkommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Westmünster der Litteratur." „Das Prinzip der Goetheschen Zeit, die Kunstidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Prinzipe steigt auf, und seltsam, wie das Menzelsche Buch merken läßt, sie beginnt mit Insurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe selbst, daß die schöne objektive Welt, die er durch Wort und Beispiel gestiftet hat, notwendigerweise zusammensinkt, sowie die Kunstidee allmählich ihre Herrschaft verliert, und daß neue, frische Geister, von der Idee der neuen Zeit hervorgetrieben, gleich nordischen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das zivilisierte Goethetum über den Haufen werfen und an dessen Stelle das Reich der wildesten Subjektivität begründen. Daher das Bestreben, eine Goethesche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Überall Garnisonen und aufmunternde Beför-

derungen. Die alten Romantiker, die Janitscharen, werden zu regulären Truppen zugestutzt, müssen ihre Kessel abliefern, müssen die Goethesche Uniform anziehen, müssen täglich exerzieren. Die Rekruten lärmen und trinken und schreien Vivat, die Trompeter blasen — wird Kunst und Altertum im stande sein, Natur und Jugend zurückzudrängen?“ [87]) Wenn er aber schon hier wieder einlenkend bemerkt, daß er unter Goethetum nicht „jene teuren Schöpfungen verstehe, die vielleicht noch leben werden, wenn längst die deutsche Sprache schon gestorben ist und das geknutete Deutschland in slavischer Mundart wimmert“ — so durchbricht noch in demselben Jahre, in dem dies gedruckt erschien, die Sonne der Bewunderung in vollem Glanz diese leichten Wolken des Mißmuts: „Die Natur wollte wissen, wie sie aussieht — heißt es in der Reise von München nach Genua — und sie erschuf Goethe.“ [88]) Ja, wenn auch später zuweilen der alte Groll wieder ausbricht und die jungdeutschen Prätensionen Front machen gegen „das Zeitablehnungsgenie“, wie er dann Goethe wohl nennt, so behält die Bewunderung doch noch das letzte Wort. „Es ist merkwürdig — sagt er, als von Goethes Pantheismus die Rede — wie bei Goethe die Heidennatur von unserer heutigen Sentimentalität durchdrungen war, wie der antike Marmor so modern pulsierte, und wie er die Leiden eines jungen Werthers ebenso stark mit empfand, wie die Freuden eines alten Griechengottes. Der Pantheismus von Goethe ist also von dem heidnischen sehr unterschieden. Um mich kurz auszudrücken: Goethe war der Spinoza der Poesie. Alle Gedichte Goethes sind durchdrungen von demselben Geiste, der uns auch in den Schriften des Spinoza anweht — aber am reinsten und lieblichsten beurkundet sich dieser Goethesche Pantheismus in seinen Liedern. Die Lehre des Spinoza hat sich aus der mathematischen Hülle entpuppt und umflattert uns als Goethesches Lied. Das ist so zart ätherisch, so duftig beflügelt. Ihr Franzosen könnt euch keinen Begriff davon machen, wenn ihr die Sprache nicht kennt. Die Goetheschen Lieder haben einen neckischen Zauber. Die harmonischen Verse umschlingen das Herz wie eine zärtliche Geliebte,

das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt.“[89]) Heine hat später gesagt, daß es nur Neid gewesen sei, was ihn zeitweilig zum Gegner Goethes gemacht, und Neid und wohl auch verletzte



Varnhagen.

Eitelkeit war sicher dabei mit im Spiele; allein er wußte recht gut, daß ihn auch ein achtbareres Gefühl dazu trieb. Es galt, den quietisierenden Einfluß zu bekämpfen, den, wie er glaubte, Goethes Kunstwesen auf die deutsche Jugend ausübte und hierdurch einer politischen Regeneration Deutschlands entgegenarbeitete. Er fühlte, daß die neue Menschheit ein Recht habe, die Dinge noch anders als er zu betrachten und die Dichtung anders als er in den Dienst des Lebens zu stellen.

Heine fand zu Berlin in dem Varnhagen'schen Hause eine überaus freundliche Aufnahme und den förderndsten Anteil an seinem Talent und Leben. Varnhagen wirkte durch Beispiel und Rat ohne Zweifel sehr günstig auf seine geistige Bildung, insbesondere auf die

Kultur seines Stils, ein. Auf seine Empfehlung nahm sich etwas später auch Gubitz der Förderung seines Talents und seiner ersten poetischen Werke an. Varnhagens Gattin, die gefeierte Rahel, übte



Rahel.*)

auf die krankhafte, sich in den schroffsten Gegensätzen bewegende Reizbarkeit seines Geistes und auf die Verfeinerung seiner Sitten einen dort beschwichtigenden, hier wohlthätigen Einfluß aus, der dem der tollen, kraftgenialen Zechbrüder des alten Kasinos und der Lutter und Wegener'schen Weinstube, wo er mit Grabbe und Köchy, mit Hoffmann, Ludwig Devrient, Üchtritz und Robert in übermütigen Einfällen wetteiferte, ein heilsames Gegengewicht bot. Ihre mit zartem Takt, feinem Verständnis und warmem Anteil ausgeübte Kritik hat ihn sicher vor mancher Ausschreitung in seiner Dichtung bewahrt. Er erkannte den Wert dieser Freundschaft und brachte der

*) Beide Portraits nach Photographien der von E. Hader gemalten Bilder, Verlag von Sophus Williams in Berlin.

seltenen Frau ein rückhaltloses Vertrauen entgegen. Der gemeinsame wunde Punkt ihres Lebens, der Schmerz, als Juden geboren zu sein, schloß sie noch mehr an einander. „Ich lebe — schreibt er am 17. Juni 1823 von Lüneburg an Varnhagen — in diesem Augenblick ganz isoliert, wegen meines Krankseins ganz unbeschäftigt und es ist daher ganz natürlich, daß ich den größten Teil des Tages an Sie und Ihre Frau denke, und mir immer lebendig vorschwebt, wie Sie beiden mir soviel Gutes und Liebes erzeigt, und mich mürrischen kranken Mann, aufgeheitert und gestärkt und gehobelt und durch Rat und That unterstützt und mit Maccaroni und Geistesspeise erquickt. Ich habe so wenig wahre Güte im Leben gefunden und bin so viel schon mystifiziert worden, und habe erst von Ihnen und Ihrer großherzigen Frau eine ganz menschliche Behandlung erfahren." So innig und ungetrübt dieses Verhältnis damals auch war, so sollte es doch in kürzester Frist eine bedenkliche Störung erleiden. Veranlassung gab teils das ausschweifende Leben Heines in Hamburg, wohin er von Lüneburg damals gereist war, teils ein überschwängliches Gedicht, welches der romantische Fouqué an Heine gerichtet hatte und das in die Öffentlichkeit gekommen war. Varnhagen scheint Heine seinen Unwillen über dessen Lebensführung und über die Eitelkeit nicht vorenthalten zu haben, die sich in der Veröffentlichung jenes Gedichtes aussprach. Allein was Heine weit tiefer als diese Vorwürfe beleidigte, war, daß Varnhagen dabei seine Wahrhaftigkeit in Zweifel zog und nicht glauben wollte, daß Fouqué Heine ausdrücklich die Erlaubnis zur Mitteilung jenes Gedichtes zugestanden habe. Heine schrieb damals hierüber an Moser nichts weiter, als: „Varnhagen habe ich in Hamburg gesprochen, wir sind keine guten Freunde mehr, deshalb darf ich auch nichts ungünstiges über ihn schreiben. Es war ihm nicht lieb, daß ich in Hamburg war." [90]) Am 27. November aber heißt es in einem Brief an Robert: „Ich möchte gern an Frau von Varnhagen schreiben, aber es würde mir zu viele Schmerzen machen; ohne falsch zu sein, könnte ich Herrn von Varnhagen nicht unerwähnt lassen. Dieser Mann hat mir viel Liebes und Gutes erwiesen, mehr,

als ich ihm je danken kann; aber ein Schmerz, wogegen der Zahnschmerz (wissen Sie was das ist?), der Zahnschmerz, den ich in diesem Augenblick empfinde, ein wahres Wonnegefühl ist, zerreißt mir die Seele, wenn ich an Varnhagen denke. Er selbst ist wohl wenig Schuld daran, er hat bloß mal den Einfall gehabt, gegen mich den Antonio spielen zu wollen. Ich kann viel ertragen und hätte auch das wie gewöhnlich abgeschüttelt — aber dieses ereignete sich just zu einer Stunde, wo ich gar nichts vertragen konnte, und wo jedes Unsänftigliche, sei es nur ein Wort, ein Blick, eine Bewegung, mir eine unheilbare Wunde verursachen mußte.“ Als Heine jedoch wieder nach Berlin zurückgekehrt war, konnte er die Spannung nicht länger aushalten. Er ließ sich von Fouqué ein Attest ausstellen, welches die Wahrheit seiner in Bezug auf die Mitteilung des Gedichtes gemachten Aussage bescheinigte und schickte dasselbe Varnhagen mit folgenden Worten: „Als ich voriges Jahr mit Ihnen in Hamburg zusammentraf, war mirs wohl fühlbar, daß in Ihrem Benehmen gegen mich etwas Verletzendes lag, aber ich war damals gemütsbeschäftigt und ließ alles traumhaft an mir vorübergehen und konnte erst später, als ich ruhiger und wachender wurde, zum klaren Bewußtsein gelangen, daß Sie sich mir wirklich auf eine beleidigende Weise gezeigt und dieses sich sogar in einem Faktum ausgesprochen. Letzteres bestand darin, daß Sie es unumwunden eine Unwahrheit nannten, als ich Ihnen die Versicherung gab: daß ich bei Fouqué um die besondere Erlaubnis angefragt, sein mir gewidmetes Gedicht meinen Freunden mitteilen zu dürfen. Es ist überflüssig hier zu sagen, wie viele trübe Stunden mir dieses verursacht und wie sogar die Erinnerung an all das so sehr viele Liebe und Gütige, das Sie mir früher erwiesen, dadurch getrübt werden mußte. Noch überflüssiger ist es zu sagen, daß ich es nicht geeignet fand, in dieser Sache mit den gewöhnlichen Hansnarren-Formalitäten, die unsrem beiderseitigen Charakter und Verhältnis unangemessen sind, zu verfahren, und daß ich es vorzog, der großen Mittlerin Zeit alles zu überlassen. Diese wird bereits etwas gethan, und Sie, wenn Sie beiliegendes Blatt

gelesen, zur Einsicht eines großen Unrechts gebracht haben."[91]) Heine hatte freilich hierbei ganz übersehen, daß er Varnhagen am 17. Juni 1823 ausdrücklich gebeten hatte, das Fouqué'sche Gedicht „außer Frau von Varnhagen bei Leibe keinem Dritten" zu zeigen.

Wenn Heine sich im übrigen bei dieser Angelegenheit trotz aller Empfindlichkeit zartfühlend und bescheiden benommen hatte, so wurde später von ihm ein vorübergehender Bruch mit Frau von Varnhagen um so ungestümer und anmaßender herbeigeführt. Das Verhältnis war nach jenem Briefe wieder ganz das alte und vertrauliche geworden, wenn Heine sich auch, wie er Varnhagen einmal schreibt, „mit diesem im Geheimen noch öfter brouilliert, aber stets wieder ausgesöhnt hatte".[92]) Im Mai 1826 dedizierte er Frau von Varnhagen die „Heimkehr" im ersten Teil seiner „Reisebilder". Erst im Jahre 1829, bei einem erneuten Besuch in Berlin brach eine gewisse Gereiztheit zwischen beiden aus. Die geistreiche Frau hatte es ihm übel genommen, daß er über einen ihrer Einfälle gelacht hatte und ihm dies als Neid ausgelegt.[93]) Als Heine es ihr bei einer späteren Gelegenheit fühlen ließ, daß er ihr mit seinen Besuchen eine Auszeichnung zu teil werden lasse, erwiderte sie piquiert: wenn er so großen Wert darauf lege, wolle sie ihn dieses Opfers entbinden. Bei Heine scheint ein verhaltner Groll hierdurch zum Durchbruch gekommen zu sein. Am nächsten Tag erhielt sie folgenden schnöden Absagebrief: „Wenn ich so gar großen Wert darauf legte, daß ich zu Ihnen komme, so wollten Sie mich gar nicht haben — dies sagten Sie mir gestern, wenigstens dem Sinn nach, wenn auch nicht mit denselben Worten. Indem ich noch heute morgen darüber nachdachte, mußte ich mir leider gestehen, daß ich seit zwei Jahren von andren Freundinnen sehr verwöhnt worden bin, indem diese immer froh waren, wenn sie mich nur haben konnten, gleichviel unter welcher Bedingung, gleichviel wie hoch ich mich selbst schätzte. Es wird gewiß eine geraume Zeit dauern, bis ich besser gewöhnt werde und so tief in meiner Selbstschätzung herabsinke, wie Sie mich brauchen können. Bis dahin werden Sie sich wohl mit dem ebenso hochgeschätzten Federvolk, das so

schnattern kann, wie man es eben braucht und in jeden beliebigen Käfig paßt, behelfen können. Sie werden mich für einen eitlen Mann erklären. Immerhin! Die Folge mag ausweisen, daß ich für ein edleres Interesse meine Privateitelkeit und allen Schein zum Opfer bringen kann."[94]) Heines gutes Herz ließ ihn diese Lieblosigkeit aber bald wieder bereuen. Als Rahel kurze Zeit später an einer Gesichtsrose litt, sandte ihr Heine eine Fülle der schönsten Rosen, um, nach ärztlichem Rat, die Entzündung durch das Auflegen der frischen Blätter zu kühlen. Die Genesene schrieb in ihr Tagebuch, daß Rosen ihr die Brücke zurück ins Leben und in die neue Freundschaft geschlagen. Doch läßt sich wohl eine gewisse Nachwirkung dieses Vorfalls nicht in der Antwort verkennen, welche sie Gentz am 9. Oktober 1830 auf eine Bemerkung über ihre Freundschaft für Heine gab, die sie hier fast zu entschuldigen sucht. „Im vergangenen Jahre — hatte Gentz geschrieben — fielen mir die Reisebilder von Heine in die Hände. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich in der politischen Gesinnung die meinige nicht wieder fand, und daß mir überdies manches Unkorrekte, Ultra-Originelle in dieser Schrift zuwider sein mußte. Nichtsdestoweniger las ich die drei Bände mit vielem Vergnügen. — Erst vor einigen Tagen entdeckte ich sein bereits im Jahr 27 gedrucktes Buch der Lieder, wovon ein Abschnitt Ihnen gewidmet ist und schon früher hatte mir jemand — ich weiß wirklich nicht mehr wer? — gesagt oder geschrieben, daß Heine bei Ihnen in besonderer Gunst stehe. Ich entschloß mich daher auch sogleich, diese Lieder zu lesen. Eine gewisse Anzahl wirkte auf mich mit einem unbeschreiblichen Zauber; und an diesen ergötze ich mich fortwährend, morgens und abends; sie sind meiner heutigen Gemütsstimmung dergestalt homogen, daß ich mich ganz darein vertiefen und versenken kann." Rahel antwortete hierauf: „Heine wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt, wie so viele und immer zu viele; da er fein und absonderlich ist, verstand ich ihn oft, und er mich, wo ihn andre nicht vernahmen; das gewann ihn mir, und er nahm mich als Patronin. Ich lobte ihn, wie alle, gern, und ließ ihm doch nichts durch, sah

ichs vor dem Druck, doch das geschah kaum, und ich tadelte dann scharf. Mit einemmale bekam ich sein fertiges eingebundenes Buch von Hamburg, wo er war, die Zueignung an mich darin. Der Schlag war geschehen und nur darin konnte ich mich fassen, daß ich schon damals wußte, daß alles Geistige vergeht und sogar bald von neuem der Art verschlungen wird, ja das meiste fast unbeachtet bleibt. Thun konnte ich nach vollbrachtem Attentat nichts, als ihm schreiben: nun sähe ich völlig ein, weshalb man bei Fürstinnen erst die Erlaubnis erbitte, ihnen ein Buch zueignen zu dürfen &c. Wir blieben uns aber hold wie zuvor." [95]) Inzwischen verhielt es sich mit der Aufnahme der Dedikation wohl etwas anders. „Anfangs — schrieb Heine bei Übersendung am 14. Mai 1826 — dacht' ich ihr einen Dedikationsbrief vor das Buch drucken zu lassen, doch dieser wurde zu warm und zu lang, ein zweiter Brief wurde zu kurz und zu kühl und nach dreimaligem Umgedrucktwerden erscheint endlich das gegenwärtige Meisterstück dedizierender Beredtsamkeit, anbei auch die verunglückten und verworfenen Blätter. — Eine andere größere Not war der beängstigende Gedanke, daß das Buch im Grunde zu schlecht sei, um der geistreichsten Frau des Universums dediziert zu werden." — Die Aufnahme der Dedikation läßt sich aber am besten aus folgender Stelle des nächsten von Heine an Varnhagen gerichteten Briefes erkennen: „Entzückt, wahrhaft entzückt, fast berauscht hat mich Frau von Varnhagens Brief. In der That, ich habe sie nie verkannt. Ich kenne sie ein bischen. Dabei gestehe ich, daß mich niemand so tief versteht und kennt, wie Frau von Varnhagen. Als ich ihren Brief las, wars mir, als wär ich traumhaft im Schlaf aufgestanden und hätte mich vor den Spiegel gestellt und mit mir selbst gesprochen, und mitunter etwas geprahlt. — Die Gründe meiner Dedikation hat sie, glaub' ich, besser erraten, als ich selbst. Mir schien es, als wollte ich dadurch aussprechen, daß ich jemandem zugehöre. Ich laufe so wild in der Welt herum, manchmal kommen Leute, die mich wohl gern zu ihrem Eigentum machen möchten, aber das sind immer solche gewesen, die mir nicht sonderlich gefielen und so lange dergleichen der

Fall ist, soll immer auf meinem Halsbande stehen: j'appartiens à Madame Varnhagen.“ [96]) Varnhagen mochte wohl fühlen, daß die von seiner Gattin hierüber an Gentz gemachte Relation nicht ganz dem Sachverhalte entspräche; wenigstens fehlt die darauf bezügliche Stelle des Briefes in dem in der ersten Ausgabe von „Rahel, ein Buch des Andenkens 1833“ davon gegebenen Abdruck. Das Verhältnis blieb nun in der That ein ganz ungetrübtes. Die Korrespondenz nahm sogar einen noch lebhafteren Charakter an. Sie wurde auch durch die Übersiedlung nach Paris nicht ganz unterbrochen. Am 7. März 1833 starb Rahel. Die Nachricht davon bewegte Heine sehr tief. „Ach, lieber Varnhagen — schreibt er diesem am 28. März 1833 von Paris — ich fühle jetzt die Bedeutung jener römischen Worte: Leben ist Krieg führen! So stehe ich nun auf der Bresche und sehe wie die Freunde rings um mich her fallen. Unsere Freundin hat immer wacker gestritten und wohl einen Lorbeer verdient. Ich kann in diesem Augenblick vor Weinen nicht schreiben — ach, wir armen Menschen, mit Thränen in den Augen müssen wir kämpfen. Welch ein Schlachtfeld die Erde!“ Als Varnhagen ihn um Rahels Briefe bat, schrieb er, daß er sie alle bis auf einen verpackt in Deutschland zurückgelassen hätte. Sie wurden, wie Heine im Mai 1837 an Campe schreibt, wohl fünfzig an der Zahl, durch den 1833er Hamburger Brand mit vernichtet: „Doch habe ich — setzt er hinzu — noch einige Briefe, die sie mir über den Saint-Simonismus hierher schrieb, und die das bedeutendste sind, was je aus ihrer Feder geflossen. Ich denke für meine Lebensbeschreibung davon Gebrauch zu machen, wo ich überhaupt dieses merkwürdige Weib plastisch darstelle.“ Varnhagen, der ihn zu dieser Zeit wieder sehr dringend um die Briefe gebeten hatte, antwortet er erst im folgenden Jahr, indem er die verbrannten Briefe auf zwanzig angiebt, den Besitz der in Paris erhaltenen aber verschweigt, obschon er Varnhagens Dienste grade damals wieder in Anspruch genommen hatte.

Der Verkehr Heines im Hause der Freifrau Elise von Hohenhausen, die mit ihrem Gemahl sich selbst erst vor kurzem in Berlin

niedergelassen hatte, bot ihm gleichfalls die lebhaftesten Anregungen. Auch Rahel und Friederike Robert schriftstellerten gelegentlich. Frau von Hohenhausen hatte die Schriftstellerei aber gradezu zum Lebensberufe gemacht. Obschon mit Varnhagens aufs Innigste befreundet, nahm der geistige Verkehr in ihrem Hause doch eine etwas andere Färbung an. Hier lernte Heine Gans und Bendavid, Maltitz und den Grafen Georg Blankensee, Amalie von Helwig, Helmina von Chezy und Fanny Tarnow kennen. Frau von Hohenhausen schwärmte für Byron und war die erste, welche auf Heines Ähnlichkeit mit diesem hinwies. Heine fand dies im Anfange schmeichelhaft, später verwahrte er sich dagegen, für einen Nachahmer des britischen Dichters gehalten zu werden. Auch mochte er später wohl fühlen, daß der Vergleich zu seinem Nachteil ausfallen mußte, da das poetische Talent Byrons ohne Zweifel umfassender war. Auch sträubte er sich, in die sittliche Verurteilung desselben miteinbezogen zu werden. Daß Heine frühzeitig mit Byron bekannt worden war, geht schon aus den Übersetzungen hervor, die er in Bonn aus dessen Werken gemacht. Bei einem Vergleiche Byrons mit Walter Scott wirft er ihm vor, in dem Bestreben, die alten Formen der Dichtung zu sprengen, die heiligsten Blumen des Lebens mit seinem Gifte beschädigt zu haben. „Wahrlich — ruft er hier aus — in diesem Augenblick fühle ich sehr lebhaft, daß ich kein Nachtreter Byrons bin, mein Blut ist nicht so spleenisch schwarz, meine Bitterkeit kömmt nur aus den Galläpfeln meiner Tinte, und wenn Gift in mir ist, so ist es doch nur Gegengift, Gegengift wider jene Schlangen, die im Schutte der alten Dome und Burgen so bedrohlich lauern. Von allen großen Schriftstellern ist Byron just derjenige, dessen Lektüre mich am unleidlichsten berührt.“ [97]) Und als er sich spöttisch vom Marchese Gumpelino einen zerrissenen Menschen, einen Byron, nennen läßt, erhebt er die Klage: „Ach, lieber Leser, wenn Du über jene Zerrissenheit klagst, so klage lieber, daß die Welt selbst mitten entzwei gerissen ist; denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so mußte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden.

Durch das meinige ging der große Weltriß und eben deswegen weiß ich, daß die großen Götter mich vor vielen andern hochbegnadigt und des Dichtermärtyrertums würdig geachtet haben.“ [98]) Als Byron aber gestorben war, vertraute er seinem intimsten Freunde, Moser, es an, daß Byron der einzige Mensch gewesen sei, mit dem er sich verwandt gefühlt habe und dem er in manchem geglichen haben möge. „Ich las ihn selten seit einiger Zeit, man geht lieber um mit Menschen, deren Charakter von dem unsrigen verschieden ist. Ich bin aber mit Byron immer behaglich umgegangen, wie mit einem völlig gleichen Spießkameraden. Mit Shakespeare kann ich gar nicht behaglich umgehen, ich fühle nur zu sehr, daß ich nicht seinesgleichen bin; er ist der allgewaltige Minister und ich bin ein bloßer Hofrat, und es ist mir, als ob er mich jeden Augenblick absetzen könnte.“ [99]) Es läßt sich aus dieser, wie aus noch mancher andern vertraulichen Mitteilung Heines erkennen, daß, wie eitel und anmaßend er bisweilen öffentlich auftrat, er die Beschränkung seines Talents, wie reich es in dieser auch war, sehr wohl gefühlt und erkannt hat. Besonders enthalten seine Briefe an Immermann die überzeugendsten Belege dafür. „Es ist wahr, nur weil Sie Ihren unermeßlichen Reichtum nicht streng zu konzentrieren wußten — schrieb er ihm am 10. Juni 1823 — kann nicht jeder denselben überschauen. Bei mir war die Kunst des Konzentrierens leichter auszuüben, eben weil ich nur ein Stückchen Welt, nur ein einziges Thema darzustellen hatte. Vielleicht in einigen Jahren wird es sich zeigen, ob ich, der ich bisher nur die Historie von Amor und Psyche in allerlei Gruppierungen gemalt habe, ebenso gut den trojanischen Krieg malen kann. Das ist das traurige Geheimnis meiner poetischen Kraft; mein Unwohlsein mag meinen letzten Dichtungen auch etwas krankhaftes mitgeteilt haben — ach Gott! es giebt so vieles in meinem neuen Buche (den Tragödien), das vor der echten Kritik nicht Stand hält, und es würde mich gewiß nicht schmerzen, wenn man auch das aufdeckt, was ich selbst nicht erkenne.“ Schon früher hatte er Immermann versichert, was durch einen seiner Briefe an Steinmann bestätigt wird, daß er sich

unwürdig fühle, neben ersterem genannt zu werden. „Bleib mir nur gut — schreibt er in diesem Sinne auch 1826 an Moser — werde nur nie irre an mir; ich will ja gern alle meine Gebrechen eingestehen und mich vor Dir beugen. Nur das beleidigt mich, daß Du so groß bist und doch so ablehnend bescheiden, während ich so viel kleiner bin und so viel Anerkennung verlange.“ Und ein andermal: „Ich kann nur das Schöngefühl anderer Menschen leidlich ausdrücken.“ [100])

Roberts gehörten zu seinen intimsten Bekannten. An Friederike zog ihn wohl besonders die Schönheit an. Er redet sie in seinen Briefen kaum anders als „schöne Frau“ oder „Ew. Schöngeboren“ an und die medizäische Venus nennt er ihre Kousine. „Nicht wahr, die Robert ist schön? — schreibt er einmal an Moser — sie vereinigt in sich die Jokaste und Julia, das Antikste und Modernste.“ [101]) Heine hat sie in drei Sonetten gefeiert. So sehr hier die Freundschaft in Liebe auch überging, so scheint doch die Liebe nicht zum Verräter der Freundschaft geworden zu sein. Schätzenswert ist in den Briefen Heines an beide wieder die Offenheit und die Wahrheit. Später scheint das Verhältnis aber doch etwas erkaltet zu sein. Der letzte Brief an Friederike Robert, den wir besitzen, ist vom 15. Januar 1830, die letzte Erwähnung von ihm über sie, die zu finden, vom 28. März 1833. Heine schreibt hier an Varnhagen: „Warum ich bei Roberts Erlöschen und bei dem Absterben seiner Frau Ihnen nicht schrieb, werden Sie wohl begriffen haben.“ [102])

Heine, welcher in Bonn und Göttingen jüdischen Umgang fast völlig vermieden hatte, wurde in Berlin vielfach in jüdische Kreise und deren Interessen gezogen. Es zeugt für den Ernst seiner damaligen Geistesrichtung, daß er sich dabei fast nur an ernste und bedeutende Persönlichkeiten anschloß und sich von dem Börsen- und Schachergeiste des Judentums fast feindselig abwandte. Religiöser Indifferentismus hatte sich damals der meisten hier lebenden Juden bemächtigt. Mechanisches Festhalten an der Überlieferung war an die Stelle der alten Frömmigkeit getreten und der Vorteil trieb viele zum Übertritt in das Christentum an, von denen dann manche im Glaubenseifer

die eifrigsten Christen zu überbieten suchten. Mit Entrüstung wurde Heine von diesem Gebahren erfüllt. Er verspottete diesen vermeintlichen Glaubenseifer der abtrünnigen Juden, wie die Proselytenmacherei der christlichen Kirche aufs bitterste. „Die Juden müssen jetzt für sie Christen werden — sagt er einmal — und da dieses Volk für Geld und gute Worte alles aus sich machen läßt, so haben sich die Juden schon so ins Christentum hineinexerziert, daß sie ordentlich schon über Unglauben schreien, auf Tod und Leben die Dreieinigkeit verfechten, in den Hundstagen sogar daran glauben, gegen die Rationalisten wüten, als Missionäre und Glaubensspione im Lande herumschleichen und erbauliche Traktätchen verbreiten, in den Kirchen am besten die Augen verdrehen, die scheinheiligsten Gesichter schneiden und mit so viel hohem Beifalle frömmeln, daß sich schon hie und da der Gewerbsneid regt und die älteren Meister des Handwerks schon heimlich klagen, das Christentum sei jetzt schon ganz in den Händen der Juden." Obschon diese Worte erst 1836 veröffentlicht sind, so beziehen sie sich doch, wie sein Almansor beweist, auf Zustände, die ihm schon bei seiner Ankunft in Berlin hier entgegentraten. Auch hatte er diese Auswüchse schon etwas früher mit übermütigster Laune in der ergötzlichen Figur des Marchese Gumpelino gegeißelt.

Je mehr aber Heine hieran Anstoß nahm und nicht davor zurückschreckte, es schonungslos aufzudecken, desto enger schloß er sich jetzt an diejenigen seiner jüdischen Glaubensgenossen an, die sich durch ernste, freie und tiefere Auffassung des Judentums und des Lebens auszeichneten. Er fand sie in Moser, Zunz, Wohlwill, Gans, Marcus und Ludwig Lehmann, denen er in seiner Erinnerungsschrift an Ludwig Marcus zum Teil ein so schönes Denkmal gesetzt. Sie waren sämtlich Anhänger der Hegelschen Philosophie und tief erfüllt von der Einsicht, daß das Judentum selbst einer läuternden Umbildung bedürftig sei, um dem Wesen und den Bedingungen des modernen Staats und dem Geiste und den Formen der modernen Bildung entsprechen zu können. Dies führte zur Gründung eines jüdischen Vereins für Kultur und Wissenschaft, in dem das von Moses Mendelssohn,

den Heine den Luther der Juden nennt, schon begonnene Werk der Reform fortgeführt werden sollte. Es war dabei Grundsatz, daß die Juden, um sich die Gleichstellung mit den übrigen Staatsbürgern erringen zu können, sich auch selbst als rüstige Mitarbeiter an dem gemeinsamen Werke der Menschheit beteiligen und sich zu der dermaligen Höhe der Wissenschaft emporschwingen müßten.

So sehr Heine sich damals dem gesellschaftlichen Leben und Lebensgenusse hingab und von seinen poetischen Interessen in Anspruch genommen wurde, so fühlte er doch, daß er darüber das Studium nicht ganz vernachlässigen dürfe. Angeregt von den genannten Freunden, insbesondere von Gans, wendete er sich jedoch zunächst hauptsächlich dem Studium der Hegelschen Philosophie zu, wohnte aber auch den Vorlesungen Hagens über altdeutsche Litteratur, Bopps Vorträgen über vergleichende Sprachwissenschaft und Wolfs Kollegien über die Litteratur der Griechen bei, studierte daneben Naturrecht und Staatswissenschaft, ja schrieb sogar selbst an einem historischen Staatsrecht im Mittelalter, das er jedoch, fast schon beendet, zurücklegte, weil „die vielen Ideen, die er aus dem Studium Asiens gewonnen", sowie „die Art, wie Gans sein ‚Erbrecht in historischer Entwicklung' behandelt", und die philosophischen Anregungen, die er von Moser erhalten,[103]) ihm eine Umarbeitung nötig erscheinen ließen, die er jedoch einer späteren Zeit vorbehielt.

Heine, der sich sogar des persönlichen Umgangs Hegels erfreute, behauptete zwar später, als er seine Rückkehr zum Deismus zu rechtfertigen suchte, daß er nie eine allzugroße Begeisterung für dessen Philosophie empfunden habe. „Ich war nie ein abstrakter Denker, und ich nahm die Synthese der Hegel'schen Philosophie ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit schmeichelten. Ich war jung und stolz, und es that meinem Hochmut wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residiert, sondern ich selbst, hier auf Erden, der liebe Gott sei. Dieser thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluß auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus

steigerte; und ich machte damals einen solchen Aufwand von Großmut und Selbstaufopferung, daß ich dadurch die brillantesten Hochthaten jener Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Gesetzen der Moral gehorchten, gewiß außerordentlich verdunkelte. War ich doch selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugnis. Ich war die Ursittlichkeit, ich war unsündbar, ich war die inkarnierte Reinheit; die anrüchigsten Magdalenen wurden purifiziert durch die läuternde und sühnende Macht meiner Liebesflammen, und fleckenlos wie Lilien und errötend wie keusche Rosen, mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit, gingen sie hervor aus den Umarmungen des Gottes." [104]) So wenig Heine aber schon damals diesen Cynismus zur Schau trug, dessen er sich hier befleißigt, teils um die Hegel'sche Philosophie zu verspotten, teils um diejenigen Lügen zu strafen, welche behaupteten, daß die Furcht vor dem Jenseits ihn zum Deismus bekehrt habe, ebensowenig hatte er damals ein Bewußtsein davon, daß jene Philosophie sich nur darum seiner bemächtigt, weil sie seinem Hochmut entsprach. Denn wenn er auch damals gelegentlich schon in einer Weise über die Hegel'schen Ideen spottete, die mit Schopenhauer wetteifert, so war ihm doch Hegel selbst noch im Jahr 1834 der größte Philosoph, den Deutschland seit Leibnitz erzeugt, und er bezweifelte damals gewiß nicht, dessen Philosophie geprüft und begriffen zu haben. Es läßt sich nicht leugnen, daß Heine, wie Strodtmann sagt, dem Studium der Philosophie Hegels den ihm eigenen großen Zug der Weltauffassung und die dialektische Schärfe der Darstellung vorzugsweise verdankt. Der intime Umgang mit Moser, Bendavid, Zunz &c. mußte den Dichter des Almansor aber allmählich geneigt machen, sich ihren Reformbestrebungen anzuschließen. Eingeklemmt zwischen die Gleichgültigkeit gegen jeden kirchlichen Glauben und die Abneigung gegen das Renegatentum, mochte er darin einen Ausweg zu finden hoffen, um sich mit der Bildung der Zeit in Einklang zu bringen. Vielleicht wirkte auch noch der Umstand auf diesen Entschluß ein, daß er in dem Vereine der Freunde Gelegenheit zu finden hoffte, sich

als Redner prüfen und auszeichnen zu können. Heine strebte wirklich darnach ein Volksredner zu werden, wenn er in dieses Geständnis auch wie gewöhnlich seine Ironie und seinen Spott mischt.[105]) Doch er, welcher der Sprache als Schriftsteller und in der Unterhaltung so mächtig war und sie mit so viel Schlagfertigkeit beherrschte, hatte als Redner kein Glück. Dies schwächte jedoch keineswegs seine Teilnahme an den Bestrebungen der Freunde ab. Er wohnte den Sitzungen des von Gans und Zunz geleiteten Vereins vom September 1822 an bis zu seinem Weggange von Berlin fast regelmäßig bei, führte zum Teil die Protokolle desselben, arbeitete einen Bericht über einen zu stiftenden Frauenverein aus und würde sich ohne Zweifel auch an der von dem Vereine herausgegebenen Zeitschrift beteiligt haben, wenn ihm ihr Ton mehr zugesagt hätte. „Ich will — schreibt er darüber am 27. Juni 1823 an Zunz — gar nicht in Abrede stellen, daß die Sachen darin gut sind, aber ich muß freimütig gestehen, der größte Teil, ja drei Viertel des dritten Heftes, ist ungenießbar wegen der verwahrlosten Form. Ich will keine Goethe'sche Sprache, aber eine verständliche, und ich bin fest überzeugt, was ich nicht verstehe, versteht auch nicht David Levy, Israel Moses, Nathan Itzig, ja vielleicht nicht einmal Auerbach II. Ich habe alle Sorten deutsch studiert, sächsisch-deutsch, schwäbisch-deutsch, fränkisch-deutsch — aber unser Zeitschrift-Deutsch macht mir die meisten Schwierigkeiten. Wüßte ich zufällig nicht, was Ludwig Markus und Doktor Gans wollen, so würde ich gar nichts von ihnen verstehen. Aber wer es in der Korruptheit des Stils am weitesten gebracht hat in Europa, das ist L. Bernhardt. Bendavid ist klar, aber was er schreibt, paßt weder für die Zeit, noch für die Zeitschrift. Dringen Sie doch bei den Mitarbeitern auf Kultur des Stils. Ohne diese kann die andere Kultur nicht gefördert werden."[106]) Das war offen und deutlich! Gleichwohl erbot er sich kurze Zeit später, einen Aufsatz „über den großen Judenschmerz (wie Börne ihn nennt)" für die Zeitschrift zu liefern, wozu es aber nicht kam.

Dies alles ist um so höher zu achten, als Heine sehr bald er-

kannt hatte, daß hier die Rettung einer verlorenen Sache versucht wurde. Im Grunde war Heine weder Jude, noch Christ. Aber er litt unter seinem Judentum und haßte schon darum das Christentum. Die Aufhebung des Edikts, welches den Juden eine gewisse Gleichberechtigung verbürgt hatte, regte diesen Haß noch mehr auf. Er spottete über die Schwäche des Judentums, das nicht einmal mehr die Kraft habe, zu hassen, da nicht wenige „ein evangelisches Christentümchen unter jüdischer Firma" erstrebten und sich „ein Talles aus der Wolle des Lamms Gottes, ein Wams aus den Federn der heiligen Geisttaube und Unterhosen aus christlicher Liebe machten." „Verzeih mir die Bitterkeit — setzt er zu diesen an Wohlwill gerichteten Worten hinzu — dich hat der Schlag des aufgehobenen Edikts nicht getroffen. — Auch ist alles nicht so ernst gemeint — auch ich habe nicht die Kraft einen Bart zu tragen und mir „Judenmauschel" nachrufen zu lassen." [107])

Die Aufhebung des Edikts war wohl auch der Grund, daß er jetzt plötzlich die juristischen Pläne aufgeben und eine Professur nachsuchen wollte und falls dies nicht gelänge, entschlossen war, nach Frankreich überzusiedeln, um dort sich den Weg „ins Diplomatische" zu bahnen. Die Idee des Glaubenswechsels war damals ganz aufgegeben. Nichtsdestoweniger schmerzt es ihn tief, sich als jüdischer Dichter bezeichnet und sich sein Judentum vorgeworfen zu sehen. Dabei stößt ihn besonders die Hamburger schachernde, schmutzige Judenschaft ab, und ihren Reformern will er für alle Zeit den Wahn nehmen, daß er für die jüdische Religion begeistert sei. „Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung sein werde, das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten, die unausbleiblich sind, wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, daß es in deutschen Bierstuben und Palästen widerschallt. Doch der geborne Feind aller positiven Religionen wird nie für die Religion sich zum Champion aufwerfen, die zuerst jene Menschenmäkelei aufgebracht, die uns so viel Schmerz verursacht" — ein Gedanke, den er hier nur vertraulich gegen Moser, in den Reisebildern später aber ganz offen zum Aus-

druck bringt.[108]) Er erkannte die historische Berechtigung beider, des Judentums, wie des Christentums, an, leugnete aber, daß sie noch jetzt eine Berechtigung hätten. Er unterschied das wahre Christentum von den verschiedenen Christentümern, die sich das Interesse oder der Wahn der Menschen zurecht gemacht habe, wie er das Judentum in seiner ursprünglichen schlichten Erhabenheit, von dem spitzfindigen Talmudismus und dem herrschsüchtigen Rabbinertum unterschied. Er glaubte die Pfeile seines Hasses und Spottes immer nur auf diese, nicht auf jene zu richten, und wenn schon auch mit auf jene, doch nur in soweit er darin ein schädliches Vorurteil der Zeit zu treffen vermeinte. In diesem Sinn muß man ein Gedicht, wie „Frieden", muß man andere ähnliche Aussprüche in seinen Werken betrachten. Belege dafür treten uns immer wieder aus ihnen entgegen. „Welch süße Gestalt dieser Gottmensch! — heißt es z. B. in seinem Buch über Börne, und zwar in demjenigen Teile, der schon 1830 geschrieben war (den ersten Memoiren) — wie borniert erscheint, in Vergleichung mit ihm, der Heros des alten Testaments! Moses liebt sein Volk mit einer rührenden Innigkeit, wie eine Mutter sorgt er für die Zukunft dieses Volks. Christus liebt die Menschheit, jene Sonne umflammte die ganze Erde mit den wärmenden Strahlen seiner Liebe! Welch ein lindernder Balsam für alle Wunden dieser Welt sind seine Worte. Welch ein Heilquell für alle Leidenden war das Blut, das auf Golgatha floß!" Das Christentum war ihm, von dieser Seite gesehen, eine Wohlthat für die leidende Menschheit und niemand hat tiefer wie er die in ihm liegende poetische Schönheit, und was es darum der Kunst gewesen, gefühlt und ausgesprochen. Aber andrerseits stößt es ihn wieder als die Religion des Trübsinns zurück, der sich wie eine ansteckende Krankheit über die Welt verbreitet habe. Das ganze Mittelalter hindurch hätten die Leiden gedauert, manchmal Fieberwut, manchmal Abspannung und noch heute fühlten wir uns von ihren Krämpfen geschüttelt. Glücklichere, schönere Generationen würden, genesen davon, in einer Religion der Freude emporblühen und wehmütig über ihre armen Vorfahren lächeln, die sich aller Ge-

nüsse dieser schönen Erde trübsinnig enthalten hätten. „Ja, ich sage es bestimmt, unsere Nachkommen werden schöner und glücklicher sein, als wir. Denn ich glaube an den Fortschritt, ich glaube, die Menschheit ist zur Glückseligkeit bestimmt .... Oder sollte es doch nicht sein, wäre die Menschheit wirklich zu ewigem Elend verurteilt, die Völker wirklich auf ewig verdammt, von Despoten zertreten, von den Spießgesellen exploitiert, und von den Lakaien verhöhnt zu werden? — „Ach, in diesem Falle müßte man das Christentum, selbst wenn man es als Irrtum erkennt, dennoch zu erhalten suchen, man müßte in der Mönchskutte und barfuß durch Europa laufen, und die Nichtigkeit aller irdischen Güter und Entsagung predigen und verspotteten Menschen das tröstende Kruzifix vorhalten, und ihnen nach dem Tode dort oben alle sieben Himmel versprechen."[109]) Und ähnlich hieß es auch in den „Reisebildern": „Nun gab's eine traurige Zeit, die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr. Der Olymp wurde ein Lazareth, wo geschundene, gebratene, gespießte Götter langsam umherschlichen, und ihre Wunden verbanden und triste Lieder sangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr; es war eine traurige blutrünstige Deliquentenreligion. War sie vielleicht nöthig für die erkrankte und zertretene Menschheit? Wer seinen Gott leiden sieht, trägt leichter die eigenen Schmerzen .... Um so ganz von Herzen geliebt zu werden, muß man leidend sein. Das Mitleid ist die letzte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe selbst. Von allen Göttern, die jemals geliebt haben, ist daher Christus derjenige Gott, der am meisten geliebt worden, besonders von den Frauen."[110])

Wie ihm aber heute das Judentum nichts ist, als eine Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihre uralten Buchstabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeschichte, ein Gespenst, das zu seinem Unterhalte mit Wechseln und alten Hosen handelt"[111]) — so ist ihm auch heute das Christentum eine Mißgeburt, aus der Buhlschaft der weltlichen und geistlichen Macht entstanden." „Gäbe es keine solche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, so wäre Deutschland einig und seine Söhne wären

herrlich und frei. So aber ist unser armes Vaterland zerrissen durch Glaubenszwiespalt, das Volk ist getrennt in feindliche Religionsparteien, protestantische Unterthanen hadern mit ihren katholischen Fürsten oder umgekehrt, überall Mißtrauen, ob Kryptokatholicismus oder Kryptoprotestantismus, überall Verketzerung, Gesinnungsspionage, Pietismus, Mysticismus, Kirchenzeitungsschnüffeleien, Sektenhaß, Bekehrungssucht und während wir über den Himmel streiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiösen Dingen wäre vielleicht allein im Stande uns zu retten und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutschland politisch erstarken." [112]) In der That beabsichtigte er, als er dies schrieb, „die Gefühle in Religionsmaterien zu emanzipieren." So wohlthätig das Christentum für die Menschheit gewesen sei, ein so unerschöpflicher Quell des Poetischen in ihm liege, so huldige die Zeit doch einem andren Ideale und der nächste Zweck unserer neuen Institutionen werde sein: „Die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde. Man wolle das materielle Glück der Völker, nicht weil man den Geist mißachte, sondern weil man einsehe, daß die Göttlichkeit des Menschen sich auch in seiner leiblichen Erscheinung kundgebe und das Elend, indem es den Leib zerstöre, auch den Geist mit vernichte." Das Christentum beleidigt die Sinnlichkeit Heines und diese empört sich in ihm und fordert grollend ihr Recht. Keineswegs aber wollte er darum je den einseitigen Materialismus, obschon er ihn selbst mit gefördert hat, indem er ausrief: „Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten, ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Gewänder, Wollust und Pracht, lachenden Nympfentanz, Musik und Komödie." [113]) Werden wir ihn doch noch selbst unter den Wirkungen des einseitigen Materialismus die Klage erheben hören: daß man nur noch an Geld glaube und die Frage nur sei, ob die heutige Religion in der Geldwerdung Gottes oder in der Gottwerdung des Geldes bestehe. [114]) Ein furchtbares achtjähriges Krankenlager sollte ihn überzeugen, daß die Bestimmung des Menschen und der Welt keineswegs Wollust und lachender Nymphentanz ist.

Wenn Heine aber auch fast durch sein ganzes Leben gegen Staatsreligion und Priesterherrschaft gekämpft hat, so war ihm doch der Geist der Religion in jeder Form heilig. Es ist wahr, er hat vor dem Kelche geschaudert, aus welchem der Priester Blut trank, weil es ihn an das viele Blut erinnerte, das durch die Kirche vergossen ward. Es ist wahr, daß er das Kreuz verabscheut hat, weil es ihm nicht nur das Symbol des Märtyrertums, sondern einer Unduldsamkeit war, unter welcher er selber zu leiden hatte. Heilig aber war ihm jede Religion, die unmittelbar aus dem Herzen der Völker kam. Er bekränzte die alten griechischen Götter, wie er den nationalen Volksglauben der alten Germanen verherrlichte und die ursprünglichen Ideen des Judentums und Christentums feierte. Da saß ihm Israel noch fromm unter seinem Feigenbaum und sang das Lob des unsichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln von Babel, Ninive, Sidon, Tyrus blutige und unzüchtige Orgien gefeiert wurden. Und wenn ihm nicht jeder Geburtsstolz an einem Kämpen der demokratischen Prinzipien der Revolution als ein närrischer Widerspruch erschienen wäre, so würde er stolz darauf gewesen sein, dem edlen Hause Israel anzugehören und sich als ein Abkömmling von Märtyrern zu fühlen, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten hatten. Und wie schön, wie heilig erschien ihm andrerseits wieder das Christentum der ersten Jahrhunderte, „da es selbst noch seinem göttlichen Stifter glich im Heldentume des Leidens. Da wars noch die schöne Legende von einem heimlichen Gotte, der in sanfter Jünglingsgestalt unter den Palmen Palästinas wandelte und Menschenliebe predigte und jene Freiheits- und Gleichheitslehre offenbarte, die auch später die Vernunft der größten Denker als wahr erkannt hat und die als französisches Evangelium unsere Zeit begeistert!“ Es war ihm ja vieles nicht heilig, was andren heilig war und er hat es oft schonungslos dem übermütigsten Spott preisgegeben, nicht aber das, was ihm selber für heilig galt, nur daß dies nicht immer dasselbe gewesen ist. Wenn

ihn Witz und Leidenschaft fortrissen und ins Maßlose trieben, so ist doch sein Spott auch oft mißverstanden worden. Man hat ihn nur zu oft beschuldigt, den Geist und das Wesen der Religion angegriffen zu haben, wo es nur ihren Mißbräuchen, ihrer Entartung, ihrer historischen Form galt. Er hielt die Idee der Religion, daher auch des Christentums für ewig und unzerstörbar, daher ihr kein Witz, selbst nicht der eines Voltaire, etwas anhaben könne. „Voltaire — sagt er einmal — hat nur den Leib des Christentums verletzen können. Alle seine Späße, alle seine Witze über Dogmatik und Kultus, über die Bibel, dieses heiligste Buch der Menschheit, über die Jungfrau Maria, diese schönste Blume der Poesie (die Heine freilich selbst einmal spöttisch die Dame du comptoir des Katholizismus nennt), das ganze Diktionnär philosophischer Pfeile, das er gegen Klerus und Priesterschaft losschoß, verletzte nur den sterblichen Leib des Christentums, nicht dessen inneres Wesen, nicht dessen tieferen Geist, nicht dessen ewige Seele." [115]) Er hält die profanierenden Scherze, den Angriffswitz auf den Glauben nur da für erlaubt, wo es ihm, wie damals in Deutschland, notwendig schien, die Macht der Religion für den Augenblick zu neutralisieren, weil sie im untrennbarsten Bündnisse mit dem alten Regime stand. Schriftsteller, welche unter Censur und Geisteszwang aller Art schmachten, und doch nimmer mehr ihre Herzensmeinung verleugnen können, seien ganz besonders auf die ironische und humoristische Form angewiesen. [116]) „Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr im Stande, die Lüste der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Rosse zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüten dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermute des Reichtums und der Gewalt schützt euch nichts — als der Tod und die Satire." [117]) Es ist kein Zweifel, daß seine Satire gleich der Voltaire'schen, die ihm ein verhängnisvolles Vorbild war und deren langjährige Über-

schätzung verführerisch auf ihn einwirkte, zwar viel genützt, aber noch mehr geschadet hat. Doch ist er in der Gehässigkeit des Witzes nie so weit wie Voltaire gegangen, obschon er sich selbst eine deutsche Nachtigall nannte, die in der Perrücke des Herrn von Voltaire ihr Nest gebaut habe. Er war zwar nicht berechtigt, am Schluß seines Lebens zu sagen, daß sein Spott nie gegen das Dogma und den Klerus gerichtet gewesen sei, wohl aber, daß er bei der ihm eignen satirischen Begabung und den Bedürfnissen seines parodierenden Übermuts vor dem wahren Priesterstande doch eine gewisse Ehrfurcht gewahrt habe.[118]) Er war ein Gegner des Atheismus, er durfte sich rühmen, sich mehr mit religiösen Dingen beschäftigt und schwerer mit sich im Kampfe darüber gelegen zu haben, als die meisten derjenigen, die ihm jeden Glauben und jedes religiöse Gefühl absprachen. Er nannte sie die wahren Gottesleugner, welche sich über Religion niemals auszusprechen wagten.[119]) Er wollte von einer Trennung der Religion und Moral nichts wissen, die ihm für eine in die Sitten übergegangene Religion galt.[120]) Die Bibel war ihm das Buch aller Bücher und Frauen ohne Religion erschienen ihm wie Blumen ohne Duft.[121])

Heine bewahrte übrigens bei seinem Angriffswitz gegen die Religion lange eine gewisse Zurückhaltung. Er trat damit lange nicht öffentlich, sondern nur im vertrauten Gespräch oder im Briefwechsel mit Freunden, besonders mit Moser und Wohlwill, hervor. Vor allen genoß Moses Moser sein volles Vertrauen. Vor dem Auge dieses zuverlässigen Freundes zog er auch noch die letzten Schleier von seinem Herzen hinweg. Er ist der Vertraute all seiner Freuden und Leiden, seiner Pläne und Hoffnungen, seiner religiösen wie finanziellen Bedrängnisse. Bei ihm findet er jederzeit Teilnahme, Hilfe und Rat. Vor ihm demütigt sich sein stolzes, übermütiges Herz ohne Scheu. „Liebe mich — schrieb er ihm einst — um der wunderlichen Sorte Gefühls willen, die sich bei mir ausspricht in Thorheit und Weisheit, in Güte und Schlechtigkeit. Liebe mich, weil es Dir nun einmal so einfällt, nicht weil Du mich der Liebe werth hältst. Auch ich liebe

Dich nicht, weil Du ein Tugendmagazin bist und Adelungisch, Spanisch, Syrisch, Hegelianisch, Englisch, Arabisch und Kalkuttisch verstehst und mir Deinen Mantel geliehen hast, und Geld geliehen hast, und für mich den Kopf zergrübelt hast und Dergleichen, ich liebe Dich vielleicht nur wegen einiger pudelnärrischer Redensarten, die Dir mal entfallen, und die mir im Gedächtnisse kleben geblieben sind und mich freundlich umgaukeln, wenn ich gut gelaunt oder bei Kasse, oder sentimental bin.“ [122]) Es war aber doch etwas mehr, als dies, was ihn schreiben ließ: „Dich, lieber Moser, sehe ich überall, und es ist vielleicht mehr, als krankhafte Weichheit, wenn ich auf die wehmüthigste Weise überwältigt werde, Dich wiederzusehen.“ [123]) Schon 1826 war gleichwohl eine Trübung in das Verhältnis der Freunde gekommen, weil auch Moser, wie Heine sich ausdrückt, den Antonio gegen ihn spielen wollte. Die Mißhelligkeit wurde damals zwar beigelegt, das Leben und Treiben des Dichters bot aber immer neuen Anlaß zur Klage, und Heines Empfindlichkeit, sowie sein Mißtrauen waren gewachsen. Im Jahre 1830 führte der skandalöse Angriff Heines auf Platen zu einer ernsten Zurechtweisung. Heine ging ziemlich leichtfertig darüber hinweg, ja forderte sogar von Moser, ihn trotz seiner abweichenden Meinung in dem damals darüber ausgebrochenen Kampfe zu unterstützen und für die Verbreitung des anstößigen Buches zu wirken. Moser mochte dieses dreiste Ansinnen mit Worten zurückgewiesen haben, die Heines Selbstgefühl tief verwundeten. Dieser antwortete aber nicht. Als jedoch Moser ihm das als Poeteneitelkeit auslegte, kündigte ihm Heine in schnödester Weise die Freundschaft auf. „Ich bin überhaupt — heißt es in diesem Absagebrief — weder verletzt noch beleidigt. Ich klage nur über die Götter, die mich so lange Zeit im Irrthum ließen über die Art, wie Du mein Leben und Streben begriffest. Du hast letzteres nicht verstanden und Das ist es, was mir Kummer macht. Du verstehst es noch nicht, hast nie mein Leben verstanden und unsre Freundschaft hat daher nicht aufgehört, sondern vielmehr nie existiert.“ [124]) Der üble Eindruck, den dieser Brief auf uns ausübt, wird noch durch die Art und Weise verstärkt, wie Heine

im November 1836 sich Mosern im Gedränge der Not wieder nähert, um ihn um ein größeres Darlehn zu bitten. Es ist unbekannt, ob Moser diese Bitte erfüllt oder den Brief auch nur beantwortet hat. Es liegt auch kein weiteres Schreiben Heines an Moser vor, der kaum zwei Jahre später vom Tode ereilt worden ist. In der kleinen, Ludwig Markus gewidmeten Denkschrift finden sich über ihn folgende Worte: „Das thätigste Mitglied des Vereins (für Kultur und Wissenschaft der Juden), die eigentliche Seele desselben war M. Moser, der vor einigen Jahren starb, aber schon im jugendlichsten Alter nicht bloß die gründlichsten Kenntnisse besaß, sondern auch durchglüht war von dem größten Mitleid für die Menschheit, von der Sehnsucht, das Wissen zu verwirklichen in heilsamer That. Er war unermüdlich in philantropischen Bestrebungen, er war sehr praktisch und hat in scheinloser Stille an allen Liebeswerken gearbeitet. Das große Publikum hat von seinem Thun und Schaffen nichts erfahren, er focht und blutete incognito, sein Name ist ganz unbekannt geblieben und steht nicht eingezeichnet in dem Adreßkalender der Selbstaufopferung. Unsere Zeit ist nicht so ärmlich, wie man glaubt, sie hat erstaunlich viele solcher anonymer Märtyrer hervorgebracht."

Schon aus dem hier Dargelegten wird genügend anschaulich geworden sein, welch tiefgreifenden Einfluß der erste Aufenthalt Heines in der preußischen Hauptstadt und die persönlichen Beziehungen, die er vermittelte, auf seine geistige Entwicklung ausübten, obschon von diesen Verhältnissen hier nur die bedeutendsten berührt werden konnten. Durch Varnhagen wurde Heine 1821 auch mit dem Holzschneider und Schriftsteller F. W. Gubitz bekannt, welcher seit 1817 die ziemlich verbreitete Zeitschrift „Der Gesellschafter" herausgab. Auch diese Verbindung wurde von Heine in einer Weise gelöst, welche kein zu helles Licht auf seine Dankbarkeit wirft. Gubitz war ihm nicht nur sehr freundlich entgegengekommen, hatte nicht nur seiner Jugenddichtung mit großer Bereitwilligkeit die Spalten seines Journals geöffnet, was freilich diesem und nicht minder ihm selber zu gute kam, sondern hatte ihm auch nach wiederholtem vergeblichen Bemühen einen Ver-

leger für seine Gedichte vermittelt und, was noch viel wichtiger war, ausgebrochene Differenzen mit Heines Oheim beglichen, der damals bereits von diesem die Hand abziehen wollte. Die Unterstützung des letzteren war aber für Heine geradezu eine Lebensfrage. Der Oheim, der nach zweijährigem Studium seines Neffen noch nicht die mindeste Aussicht auf die Verwirklichung der für ihn gefaßten Pläne sah, war zu der Überzeugung gelangt, daß Harry nur durch die Not zur Besonnenheit und zu einem berufsmäßigen Studium bestimmt werden könne. Gubitz, der von Heine in dieser Angelegenheit ins Vertrauen gezogen worden war, wendete sich zunächst an den Berliner Geschäftsfreund Salomons, den Bankier Leonhard Lipke, der sich nicht nur bereit erklärte, zur Umstimmung des Oheims mitzuwirken, sondern sich auch zu einem Vorschuß auf die von diesem zu erhoffende weitere Unterstützung bereit erklärte. Im Frühling des nächsten Jahres kam Salomon Heine selbst nach Berlin, wo Gubitz ihm vorstellte, daß es sich hier um die Rettung und Förderung eines in der That ganz ungewöhnlichen Talents handle. Obschon Salomon Heine mit seiner Unzufriedenheit über die Aufführung seines Neffen keineswegs zurückhielt, erklärte er sich auf diese Versicherung hin doch zu noch weiterer Hilfe bereit. Er beauftragte seinen Geschäftsfreund zur sofortigen Auszahlung von 200 Thalern und bewilligte seinem Neffen für noch zwei weitere Studienjahre je 400 Thaler jährlich. Auch weiterhin war Gubitz Heinen nur förderlich. Er nahm alles, was Heine ihm zur Veröffentlichung anbot, wenn auch meist erst nach manchen Veränderungen oder mit manchen Lücken bereitwillig in seinen Gesellschafter auf und suchte auf seine Empfehlung auch Grabbe und Immermann nützlich zu sein. Gubitz mochte ohne Zweifel in seiner Kritik bisweilen pedantisch und kleinlich verfahren, andererseits dürfte er aber Heinen zuweilen auch ganz praktische Ratschläge erteilt haben, da er sich rühmt, daß dieser Änderungen, die er auf seine Anregung, wenn auch nur widerwillig, vorgenommen, später beibehalten habe. Heine nahm sehr bald einen vertraulichen und mit dem wachsenden Erfolg übermütiger werdenden Ton gegen ihn

an. Am charakteristischsten ist folgende am 9. März 1824 von Göttingen aus geschriebene Briefstelle: „Anbei übersende ich Ihnen für den Gesellschafter die neuesten Kinder meiner Muse, überschrieben „Drei und dreißig Gedichte von H. Heine." (Aus der „Heimkehr".) Sie werden sich baß verwundern über das Befremdliche und Nonchalante in der Form einiger dieser Gedichte, vielleicht erwecken sie auch bei Ihnen und andren Leuten ein verdammendes Kopfschütteln, dennoch weiß ich, daß sie zum Eigenthümlichsten gehören, was ich bisher gegeben. Ich verlange daher, im Fall Sie sie überhaupt des Abdrucks würdigen, daß Sie sich alles „Gubitzens" — Sie wissen, was ich meine, enthalten, daß Sie beim Abdruck kein Wort, keine Sylbe verändern; im Fall Ihnen dieses nicht möglich ist, lassen Sie diese Gedichte ganz ungedruckt. Auch ist es durchaus nöthig, daß der Cyklus in einer Woche ganz erscheine, nämlich in den vier auf einmal auszugebenden Blättern." Er erschien auch wirklich sofort (in Blatt 49—52 vom 24—31. März). Der Abdruck der Harzreise führte aber zum Bruch. Heine hatte Gubitz dieselbe am 23. November 1825 mit einem im Ganzen freundschaftlich und bescheidener gehaltenen Briefe geschickt. „Vielfach, wie Sie wohl denken können — lesen wir hier — bin ich angegangen worden, an andren Blättern, namentlich am „Morgenblatte" zu arbeiten, aber meine Vorliebe für den Gesellschafter, die Loyalität des Redacteurs und der Wunsch, meine Einsendungen immer bald abgedruckt zu sehen, bewegen mich, Ihnen „die Harzreise" zu schicken und deßhalb darf ich wohl verlangen, lieber Professor, daß Sie bei der Censur etwas für mich thun." Die vielen Striche des Zensors vereitelten aber das rasche Erscheinen und machten ein längeres Verhandeln nötig. Gleichwohl kam die Dichtung noch vor Ablauf von zwei Monaten, vom 20. Januar bis 11. Februar 1826, zum Abdruck. Allerdings war der Text aber vielfach verstümmelt, doch wurden bei der späteren Buchausgabe immer noch einzelne Stellen, die hier zum Abdruck gekommen waren, von Heine selbst unterdrückt, wogegen freilich viele andere in ihrem eigentlichen Wortlaut hergestellt wurden. Heine

schrieb schon vierzehn Tage vor dem im Gesellschafter erschienenen Abdruck an Moser: „Der L... von Gubitz hat trotz seines schriftlichen Zusagens die Harzreise noch nicht i. G. abgedruckt; der L... soll nie eine Zeile mehr von mir erhalten." Die Verstümmelung durch die Zensur machte ihn vollends gereizt. Er legte Gubitz alles zur Last, der, wie er behauptet, nie wieder unmittelbar etwas von Heine gehört hat.[125])

Am 15. August 1821 hatte Amalie Heine den Gutsbesitzer John Friedländer in Königsberg geheiratet. Die Nachricht traf Heine ins tiefste Leben. Er scheint sich noch immer in dem Wahne befunden zu haben, daß seine Cousine, so kalt sie sich äußerlich gegen ihn zeige, im Stillen ihm dennoch gewogen sei. Ihre Verheiratung mochte ihm unter dieser Voraussetzung wie eine Untreue vorkommen. Er mochte sich dem leidigen Geldinteresse geopfert wähnen. Er machte sich Vorwürfe, sich von Hamburg entfernt und hierdurch das Glück seines Lebens verscherzt zu haben. Mit geschäftiger Phantasie wühlte er sich aufs neue in die alten Schmerzen hinein. Wie dieser Schmerz und diese Heftigkeit der Liebe ihn aber weder in Hamburg, noch Bonn, noch Hannover behindert hatten, sich in neue Liebesabenteuer und Liebesverhältnisse zu stürzen, ja wie er sie darin wohl gar zu betäuben suchte oder sich doch dessen überredete, so hat es ihm auch in Berlin keineswegs an solchen Verhältnissen gefehlt, bei denen die Sinnlichkeit sicher die größte Rolle spielte. Durch Maria Embden-Heine ist uns eines der lieblichsten dieser Verhältnisse bekannt worden: Die Liebe zu einem armen Judenmädchen, Namens Mirjam, das er eines abends schluchzend und in Verzweiflung die Hände ringend auf einem Steine vor der Kranzler'schen Konditorei sitzend fand. Das Mädchen war mit ihrem Vater aus Gnesen nach Berlin gereist und hatte denselben, der hier eine Anstellung suchte, durch plötzlichen Tod verloren. Aller Mittel beraubt, allein und verlassen befand sich die schöne Mirjam nun ratlos in der großen fremden Stadt. Heine stellte sie unter den Schutz seiner Freundin Rahel, die sie aufs liebreichste aufnahm, und für ihre Erziehung sorgte. Er konnte ihrer Schönheit aber nicht widerstehen, und

Rahel, um diese gefährliche Leidenschaft sofort zu ersticken, schickte das Mädchen wieder nach Gnesen, trug aber auch dort noch für dieselbe Sorge. Maria Embden-Heine beschließt ihren Bericht, indem sie behauptet, daß ihr Onkel die schöne Mirjam auch dort noch einmal aufgesucht (er war in der That bei seinem Ausflug nach Preußisch-Polen in Gnesen) und hier das schöne Lied: „Du bist wie eine Blume" auf sie gedichtet habe.[126])

Auf ein andres Liebesabenteuer, das Heine ebenfalls dichterisch verherrlicht hat, deutet dieser selbst hin. In einem Briefe an Moser vom 5. oder 6. November 1823 heißt es nämlich in Bezug auf die Romanze „Donna Clara": „Das Ganze ist eine Scene aus meinem eigenen Leben, bloß der Thiergarten wurde in den Garten des Alkalden verwandelt, Baronesse in Señora, und ich selbst in einen heiligen Georgen oder gar Apoll. Es ist bloß das erste Stück einer Trilogie, wovon das zweite den Helden von seinem eigenen Kinde, das ihn nicht kennt, verspottet zeigt, und das dritte zeigt dieses Kind als erwachsenen Dominikaner, der seine jüdischen Brüder zu Tode foltern läßt."

Wie an Liebeshändeln fehlte es Heine in Berlin aber auch nicht an Ehrenhändeln. Eine Stelle in seinen Berliner Briefen hatte den Baron von Schilling, der eine persönliche Beleidigung darin gefunden, veranlaßt, ihn zum Zweikampf fordern zu lassen. Heine ging Gubitz um seine Vermittlung an, der dies jedoch ablehnte, und fand sich schließlich zu einer Art Ehrenerklärung bereit, die das Ganze für ein durch eine Censurlücke entstandenes Mißverständnis erklärte und am 3. Mai 1822 im „Gesellschafter" abgedruckt wurde. Heine verlangte von Gubitz, daß er, um die Wirkung dieser Erklärung auf das Publikum abzuschwächen, in derselben Nummer auch folgendes, H. Anselmi (Pseudonym von J. Lehmann) unterzeichnetes Gedicht erscheinen lasse:

Das Traumbild.

An H. Heine.

Von Morpheus Armen war ich sanft umfangen
Als Phantasie, in eines Traumes Hülle
Ein Bild mir wies in seltner Schönheitsfülle:
Bezaubert blieb die Seele daran hangen.

Und als ich mit inbrünstigem Verlangen
Es ganz genießen wollt' in süßer Stille,
Da weckte mich des Schicksals ehrner Wille
Und ach der Zauber war im Nu vergangen.
Vergebens sucht' ich nun im bunten Leben,
Was Phantasie genommen, wie gegeben,
Da, junger Sänger, fand ich Deine Lieder.
Und jenes Traumbild, das so froh mich machte,
Erkannt' ich bald in Deinen Skizzen wieder,
Viel schöner noch, als ich es selbst mir dachte.

Gubitz nahm das Gedicht zwar widerstrebend auf. Es wurde aber nur im Beiblatt „Der Bemerker" Nro. 9 zum Abdruck gebracht. Es ist nicht das einzige Mal, daß Heine beim Austrag eines Ehrenhandels keine zu brillante Rolle spielt, es ist aber, so viel ich weiß, das einzige Mal, daß man ihn so unverfroren an seiner eignen Verherrlichung arbeiten sieht.

Ein andres Duell, zu welchem der Student Schaller Veranlassung gab, den Heine in einem Anfall übler Laune mit „Fuchs" angeredet hatte, ließ sich nicht abwenden, obschon es von Heine versucht wurde und beide Duellanten der Waffe, mit der es zum Austrag gebracht werden sollte, des Säbels, keineswegs mächtig waren. Es fand seinen tragisch-komischen Ausgang dadurch, daß Heine einen Stich in die Hüfte erhielt und diese Kommentwidrigkeit sofort rügte.

Von den schriftstellerischen und dichterischen Arbeiten, mit denen Heine während seines ersten Berliner Aufenthalts an die Öffentlichkeit trat, verdient nächst den im „Gesellschafter" veröffentlichten Gedichten, worunter sich des „Kirchhofs Traumbild", „Der Minnesänger", „Gespräch auf der Paderborner Haide", „Die Freskosonette" „Die Sonette an A. W. v. Schlegel", „Die Brautnacht", „Maurisches Ständchen" und die Übersetzungen aus Byron befanden, zunächst noch der in der Berliner Zeitschrift „Der Zuschauer" erschienene Aufsatz über die Tragödie „Tassos Tod von W. Smets" hervorgehoben zu werden, nicht sowohl wegen der Milde, mit welcher Heine ihm teils nahestehende, teils, wie hier nur durch Empfehlung nahegerückte Mittel-

mäßigkeiten damals zu behandeln pflegte, (was er an Goethe doch so scharf rügt) — als weil es ein Beispiel ist, wie sehr es ihm darum zu thun war, nach dem Vorgange Lessings und Schlegels, eine produktive Kritik auszuüben, indem er die Grundsätze entwickelt, nach welchen er urteilt. Noch mehr als der Epiker hat hiernach der Dramatiker seine Subjektivität aufzugeben, und da das Drama keinen Stillstand zulasse, habe der Dichter auch keine Zeit, sich mit Beschreibungen und Schilderungen zu befassen. Von den sogenannten Einheiten des Dramas erscheint ihm nur die der Handlung unerläßlich. Für die subjektiv wichtigste seiner Forderungen an das Drama halte ich aber die der sittlichen Wirkung, weil man verwundert ist, grade von ihm diese Forderung gestellt und mit solcher Strenge behandelt zu finden. Was er darunter versteht, ist aber die Einheit des Gefühls, welche nach ihm das Drama hervorbringen soll. Der Dichter dürfe uns nicht mit dem Gefühle der Unbefriedigtheit in Bezug auf das Ethische entlassen. Die Alten hätten, wie er sagt, dies in der Tragödie durch die Ersinnung des Fatum zu erreichen erstrebt. Viele Dichter unserer Zeit seien, dasselbe fühlend, ihnen hierin gefolgt, wodurch unsere Schicksalstragödien entstanden. Dies sei jedoch eine traurige Aushilfe gewesen, weil die Schicksalsidee dem Geist und der Moral unserer Zeit, welche beide durch das Christentum ausgebildet worden sind, widerspricht. Schöner und wirksamer hätten diejenigen unserer neueren Dichter gehandelt, die alle Begebenheiten aus natürlichen Ursachen entwickelten, aus der moralischen Freiheit des Menschen selbst, aus seinen Neigungen und Leidenschaften, und die in ihren tragischen Darstellungen, sobald jenes furchtbare letzte Warum? auf den Lippen schwebt, mit leiser Hand den dunklen Himmelsvorhang lüfteten und uns hineinlauschen ließen in das Reich des Überirdischen. Das eigne Gemüt aber soll dem Dichter der sichere Maßstab sein, wie weit er den Schrecken und das Entsetzen auf die Bühne bringen kann. Heine ist empört von den Metzeleien, dem Zerreißen der Gefühle, welche von den Tragödiendichtern der Zeit dem Publikum zugemutet wurden. „Haben denn — ruft er aus — unsere

Dichter ganz und gar vergessen, welchen ungeheuren Einfluß das Theater auf die Volkssitten ausübt? Haben sie vergessen, daß sie diese Sitten milder und nicht wilder machen sollen? Haben Sie vergessen, daß das Drama mit der Poesie überhaupt denselben Zweck hat, und die Leidenschaften versöhnen und nicht aufwiegeln, menschlicher machen und nicht entmenschen soll?" [127]) — Ist es nicht wundersam, diese Grundsätze von einem Dichter aussprechen zu hören, der nur kurze Zeit später den „Ratcliff" schrieb und dessen Dichtungen in andrer Weise gegen Sitte und Sittlichkeit nur allzusehr fehlten?

In den „Berliner Briefen," welche mit Unterbrechungen vom 8. Februar bis 19. Juli 1812 im „Kunst- und Wissenschaftsblatt des Rheinisch-Westfälischen Anzeigers" erschienen, stellte Heine ein neues Muster für feuilletonistische Korrespondenzen auf, indem er auch hier zugleich die ihn dabei leitenden Gesichtspunkte entwickelte. „Nur verlangen Sie von mir — heißt es am Eingange — keine Systematik, das ist der Würgengel aller Korrespondenz. Ich spreche heute von den Redouten und den Kirchen, morgen von Savigny und den Possenreißern, die in seltsamen Aufzügen durch die Stadt ziehen, übermorgen von der Giustinianischen Galerie, und dann wieder von Savigny und den Possenreißern. Association der Ideen soll immer vorwalten." Anschauliches Leben, wechselsvollste Lebendigkeit galt ihm als Hauptsache. Um den ungeheuren Stoff in solcher Weise unterzubringen, hatte er sich die Figur eines geschwätzigen Kammermusikers ersonnen, der von Stadtneuigkeiten aller Art wie ein Uhrwerk aufgezogen, sie überall an den Mann zu bringen sucht. Das schnurrt nun ab, wie am Rädchen, wobei wir den schwatzhaften Mann immer leibhaftig vor Augen zu sehen glauben, der, um den Scherz zu erhöhen, noch nebenbei ein Enthusiast für die französische Revolution ist. Heines Witz und Satire gehen hier allerdings noch in den Kinderschuhen. Letztere verschmähte aber schon damals das Persönliche nicht. Schon im zweiten Briefe muß Heine sich gegen dawider erhobene Vorwürfe verteidigen. Er kenne die löbliche Forderung recht wohl, die da laute: „Lobt uns! aber sagt nur nicht, wie

wir aussehen." Er werde aber, wie Boileau, alles bei seinem Namen nennen. „Ich habe es längst gewußt, daß eine Stadt wie ein junges Mädchen ist und ihr holdes Angesicht gern wieder sieht im Spiegel fremder Korrespondenz. Aber ich hätte nie gedacht, daß Berlin mit einem solchen Bespiegeln sich wie ein altes Weib, wie eine echte Klatschliese geberden würde". Die Verdrießlichkeiten wurden, wie wir aus der Differenz mit dem Baron von Schilling gesehen haben, sehr bald noch größer, der Ton zurückhaltender und schon mit dem dritten Briefe erreichte die Korrespondenz ihren Schluß. Der Erwähnung von Körners Gedichten, die er als Feind aller Deutschtümelei und als Napoleonsenthusiast sehr wegwerfend behandelt, läßt er die nachstehende Erklärung folgen, die einen Anhalt für die Beurteilung seines Witzes und seiner Satire giebt: „Ich merke, mein Lieber, Sie sehen mich etwas sauer an, wegen des bittren, spottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen spreche, die andren Leuten teuer sind und teuer sein sollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu sehr für die wahre Freiheit, als daß mich nicht der Unmut ergreifen sollte, wenn ich unsre winzigen, breitschwatzenden Freiheitshelden in ihrer aschgrauen Armseligkeit betrachte, in meiner Seele lebt zu sehr Liebe für Deutschland, als daß ich einstimmen könnte in das unsinnige Gewäsche jener Pfennigsmenschen, die mit dem Deutschtume kokettieren, und zu mancher Zeit regt sich in mir fast krampfhaft das Gelüste, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenschein vom Kopfe zu reißen, und selbst den Löwen an der Haut zu zerren — weil ich einen Esel darunter vermute."

Einen ganz ungewöhnlichen Eindruck übte das kleine, unscheinbare Bändchen „Gedichte" aus, welches, nachdem er vergeblich in Bonn und später bei Brockhaus in Leipzig damit angeklopft, endlich auf die Empfehlung von Gubitz, mit der Jahreszahl 1822, Ende 1821 im Verlage der Maurer'schen Buchhandlung in Berlin erschienen war. Man fühlte, daß eine ganz bedeutende und ursprüngliche Dichternatur sich hier ankündige, deren Phantasie tiefer als andre und in noch unbekannte Regionen der Natur und des Lebens einzudringen vermöge,

und doch mit so traulichen, eindringlichen, schlichten, zum Herzen sprechenden und auch wieder so neuen, überraschend seltsamen Tönen sich vernehmen ließ. Gewann er der Sprache doch ganze neue Worte, Ausdrücke, Wendungen ab. Mit welcher Kürze, mit wie wenigen, aber treffenden Zügen wußte er eine Gestalt, einen Zustand, eine Empfindung zu lebensvollstem Ausdruck zu bringen und wie volksmäßig, naturwüchsig und doch oft so wunderbar war dieser Ausdruck. Das Phantastische erlangte in seinem Dienste eine Realität, die greifbar zugleich und ergreifend war. Wie leicht fiel der Tonfall seiner Sprache ins Ohr, um darin zu haften und, schon selbst Melodie, die Melodie noch herauszufordern. Er schien des Anmutigen eben so mächtig zu sein, wie des Grausigen, des Traulichen, wie des Unheimlichen, des Rührenden, wie des Schrecklichen. Indem er nur aus der eignen Seele schöpfte, schien er das geheimste Leben der andren zu offenbaren. Und wie klein die Geschichte seines Lebens auch war, so hatte er doch das, was nach ihm jeder aufstrebende Dichter zu gewinnen sucht: eine Geschichte, deren Grundthema er in der mannigfaltigsten Weise variierte.

Varnhagen war der Erste, welcher (im Gesellschafter) die Eigentümlichkeit dieses Dichters und seiner Gedichte hervorhob. Er betonte vor allem dessen Selbständigkeit. Wenn er auch hier und da an Uhland und Rückert erinnere, so weise er eigentlich doch nur auf das ihnen allen gemeinsame Volkslied zurück. Nirgend aber sei Nachahmung, überall eigenes Leben. — Bedeutender noch war das Urteil, welches Karl Immermann im „Kunst- und Wissenschaftsblatt des Westfälischen Anzeigers" (vom 31. Mai 1822) aussprach, und welches die lange freundschaftliche Verbindung beider Dichter zur Folge hatte. Immermann wirft hier die Frage auf, warum ein Jüngling unter 58 Gedichten auch nicht ein einziges zu geben vermochte, aus dem Freude und Heiterkeit spricht, und beantwortet sie dahin, daß die kraftvolle Natur des jugendlichen Dichters von einem zu bitteren Groll gegen die nüchterne Unempfänglichkeit des Zeitalters und einem tiefen Haß gegen dasselbe erfüllt sei. Obschon

Immermann hier wohl mehr Gefühle des eignen Herzens ausspricht, als solche, die er bei einem dem Zeitalter zum ersten Male mit einer Gabe entgegentretenden Dichter voraussetzen konnte, so fand Heine doch von ihm die Quelle seiner „dunklen Schmerzen“ geahnt. Die Feindseligkeit der Zeit und der Welt traf Heine noch an einer andren Stelle, wo die eigentliche Quelle seines Weltschmerzes lag, die ja nicht nur dem Haß, sondern auch einem tiefen Mitleid entquoll.

Doch auch das Bedenkliche der Heine'schen Poesie wurde schon damals erkannt. Es geschah in besonders geistvoller Weise in einem gleichfalls in der vorgenannten Zeitschrift am 7. Juni 1822 erschienenen mit Schm. unterzeichneten Artikel, dessen Verfasser unerkannt geblieben ist. Die Vorzüge wurden darin nicht minder kräftig beleuchtet, aber betont, daß Heine wohl das Wesen, nicht aber den Zweck der Poesie begriffen und zu erreichen gestrebt habe. Noch nie habe bis dahin in unserer Litteratur ein Dichter seine Subjektivität mit solcher überraschenden Rücksichtslosigkeit und Willkür hervortreten und walten lassen. Er gleiche Byron hierin. Man finde bei beiden dieselbe Urschönheit, doch auch denselben Hochmut und Höllenschmerz, nur habe der deutsche Dichter mehr Gemüt. Seine Ironie reiche noch nicht an die eiskalte Höhe der britischen Persiflage heran. Auch in seinem Gedichte werde man aber an das unheimliche Bild des von Gott abgefallenen Engels erinnert. Heine sei ein romantischer Dichter, gehöre aber nicht der Schlegel'schen Schule an. Rittertum, Mönchtum, Feudalwesen und Hierarchie gehörten nicht zu seinen Idealen. Reines Bürger- und Menschentum seien das vorherrschende Element seiner Gedichte. Er sei ein Dichter für den dritten Stand. Die Traumbilder und die Freskosonette wurden mit Recht als etwas ganz besonders Eigenes hervorgehoben.

Inzwischen hatte Heine seinen „Almansor“ vollendet und im Januar 1822 auch noch ganz rasch die Tragödie „Ratcliff“, wie er selber behauptet in nur drei Tagen, geschrieben. Von dem „Almansor“ hatte der Dichter bereits im vorausgegangenen November einige Szenen zum Abdruck gebracht. Am 5. Januar 1823 wendet er sich

an den Buchhändler Ferdinand Dümmler in Berlin, um ihm den Verlag eines Buchs anzubieten, welches eine kleine Tragödie enthalte, „deren Grundidee ein Surrogat für das gewöhnliche Fatum sein soll, ein größeres dramatisches Gedicht, genannt „Almansor“, dessen Stoff religiös-polemisch die Zeitinteressen betrifft und einen Cyklus „humoristischer“ Lieder im Volkston, (die er später ungleich richtiger als malitiös-sentimentale bezeichnet) und wovon in Zeitschriften Proben standen, die durch ihre Originalität viel Interesse, Lob und bitteren Tadel erregt.“ Er bezog sich ferner auf Gubitz und Varnhagen, als den einzigen, welchen er diese verschiedenen Dichtungen zu lesen gegeben und schloß zu näherer Bekanntschaft seiner Dichterindividualität die oben erwähnte mit Schm. unterzeichnete Kritik des „Kunst- und Wissenschaftsblattes“ bei. Das Buch wurde von Dümmler erworben, und erschien im April 1823 unter dem Titel „Tragödien mit einem lyrischen Intermezzo.“ Wahrscheinlich waren von Heine vorher noch andre Versuche gemacht worden, einen Verleger dafür zu gewinnen, da es in einem Briefe vom 14. Januar 1823 heißt: „Das Verlegersuchen gehört zu den Anfängen des schriftstellerischen Märtyrertums. Nach dem Buchhändlerischen Verhöhnen und dem Insgesichtgespucktwerden kommt die theegesellschaftliche Geißelung, die Dornenkrönung dummpfiffigen Lobs und litteraturzeitungliche Kreuzigung zwischen zwei kritisierten Schächern — es wäre nicht auszuhalten, dächte man nicht an die endliche Himmelfahrt.“ Heine hatte vom „Almansor“ anfangs ziemlich gering gedacht. „Ich habe mit aller Anstrengung daran gearbeitet — schrieb er am 4. Februar 1821 an Steinmann — kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß geschont, zu meinem Entsetzen aber finde ich, daß dieses von mir selbst angestaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragoedie ist, sondern gar nicht einmal den Namen einer Tragoedie verdient. Ja entzückend schöne Stellen und Scenen sind drin; Originalität schaut überall draus hervor, überall funkeln überraschend poetische Bilder und Gedanken, so daß das Ganze gleichsam in einem zauberhaften Diamantschleier blitzt und leuchtet. So spricht der eitle Autor,

der Enthusiast für Poesie. Aber der strenge Kritiker trägt eine ganz anders geschliffene Brille, schüttelt den Kopf und erklärt das Ganze für eine schöne Drahtfigur. „Eine Tragoedie muß drastisch sein!“ — murmelt er — „und Das ist das Todesurtheil der meinigen.“ — Als er Steinmann aber am 11. April 1823 sein fertiges Buch ankündigt, erscheint sein Urteil beträchtlich gehoben. „Meine „Tragoedien“ haben eben die Presse verlassen. Ich weiß man wird sie sehr herunterreißen, aber ich will Dir im Vertrauen gestehen: sie sind sehr gut, besser als meine Gedichtsammlung, die keinen Schuß Pulver werth ist.“ Besonders von dem Werte des „Ratcliff“ war er aufs Festeste überzeugt — „denn er ist wahr, oder ich selbst bin eine Lüge. Alles andre, was ich geschrieben und noch schreibe, mag untergehen und wird untergehen.“ Heines Persönlichkeit und sein Verhältnis zu seiner Cousine Amalia liegt allerdings dem „Ratcliff“ sowohl, als dem „Almansor“ zu Grunde. Hier aber tritt noch die Spiegelung seines Verhältnisses als Jude zur Welt hinzu. Niemand wird zweifeln, daß sein früher über den Almansor gefälltes Urteil richtiger ist, als das zweite, wenn auch ziemlich unklar bleibt, was er unter dem Ausdruck „drastisch“ verstand. Es fehlt diesem Stück an wahrhaft dramatischem Leben, an stetig wachsender dramatischer Entwicklung. Die Grundidee hing zu sehr mit dem eigensten persönlichen Interesse des Dichters zusammen, als daß er zu einer ganz freien dramatischen Gestaltung seines Stoffs hätte gelangen können. Die Schilderung der Lage, des Zustands, der Empfindungen und Anschauungen ist ihm wichtiger, als die Handlung selbst, die immer wieder durch sie aufgehalten und unterbrochen wird, und noch überdies unter der Künstlichkeit der überaus verwickelten Voraussetzung und unter der Last des Bilderschmuckes leidet. Heine fühlte auch einzelne dieser Schwächen. „Die vermaledeite Bildersprache — bekennt er in einem Briefe an Immermann[128]) — in welcher ich den Almansor und seine orientalischen Konsorten sprechen lassen mußte, zog mich in's Breite.“ Vielleicht, daß er durch diese Einsicht zu der epigrammatischen Kürze des Ausdrucks bestimmt wurde, die in der Sprache des

„Ratcliff“ mehrenteils vorherrscht und dieser Dichtung hier und da einen skizzenhaften Anstrich giebt, wie er sie denn auch nur als „dramatisierte Ballade“ bezeichnet hat. Es ist nicht zu verkennen, daß darin ein stärkeres, dramatischeres Leben pulsiert und das Ganze ein intensiveres, stimmungsvolleres Kolorit hat. Der Dichter hat seine ganze beleidigte Leidenschaft, seinen ganzen Haß gegen den Räuber seines vermeintlichen Glücks und gegen das Weib hineingelegt, das seine Liebe verschmäht und ihn fast in Verzweiflung getrieben hat. Eine alte schottische Ballade bot ihm im Übrigen dazu den Stoff und er, der, wie wir gesehen, die moderne Schicksalstragödie so entschieden verwarf, hat hier selbst unter ihrem Einfluß gestanden und das Spukwesen derselben zu überbieten gesucht. Der ungeheure Erfolg, den Grillparzer mit seiner Ahnfrau errungen, scheint nicht ohne Einwirkung hierauf geblieben zu sein. Heine hat bis zuletzt großen Wert auf diese Dichtung gelegt, die seine „Sturm- und Drangperiode resumire“, und in der er, wie er später sagt, „die große Suppenfrage“ schon aufgeworfen und das Losungswort ausgesprochen zu haben glaubte, „vor welchem die fahlen Gesichter des Elends wie Purpur aufflammen und die rothbäckigen Söhne des Glücks zu Kalk erbleichen“. Zur Zeit ihres Erscheinens übte die Dichtung aber gewiß diese Wirkung nicht aus. So sehr man den fatalistischen Spuk derselben verwarf, so sehr hat man doch immer das poetische Element in ihr anerkannt und besonders die lokale Wahrheit ihres Kolorits hervorgehoben. Heine glaubte an die Bühnenwirkung beider Dichtungen, besonders aber des „Ratcliff“. Bei guter Darstellung bezweifle auch ich das Letztere nicht, wohl aber, daß diese Wirkung eine wahrhaft künstlerische sein würde. Nur der Almansor hat jedoch durch Klingemann in Braunschweig eine Darstellung auf der Bühne gefunden. Auch die Aufführung des „Ratcliff“ war von ihm projektiert worden, unterblieb aber wegen des Mißerfolgs des „Almansor“, welcher bei der ersten Darstellung (am 20. August 1823) gradezu ausgepfiffen und nicht wieder aufgeführt wurde. Heine schrieb diese Niederlage den Intrignen seines früheren Freundes K— (Köchy)

zu,[129]) dem er wohl eher die Aufführung verdankt haben dürfte.[130]) Es hat sich inzwischen herausgestellt, daß die wahre Ursache dieser brutalen Behandlung einer immerhin schätzenswerten und interessanten poetischen Arbeit eine Personenverwechslung war. Heine, der Dichter, war, als es sich im Parterre verbreitet hatte, daß der Verfasser ein Jude sei, mit einem in Braunschweig lebenden Geldwechsler dieses Namens verwechselt worden, was einem rohen Gesellen den Impuls, das Stück auszupfeifen, gab.[131])

Heine hatte im Almansor seinem Judenschmerz so heftig und so offen Ausdruck gegeben, daß seine Feinde und Gegner nicht ermangelten, sich auf diese seine wunde Stelle zu werfen und seine Dichtung wegen seines Judentums zu bemängeln und zu verdächtigen. Heine war davon aufs Tiefste verletzt und es fehlt seiner Korrespondenz nicht an darauf bezüglichen Stellen. Als er Moser von Fouqués Gedicht schrieb, setzte er bitter hinzu: „Auch dieser wird dieses Gedicht einmal ungeschrieben wünschen, wenn er meinen Stammbaum genauer untersucht hat" — worauf er noch bittet, es ihm ja gleich zu melden, wenn er in irgend einem Blatte einen Hinweis auf diesen seinen Stammbaum fände. Heine schämte sich gelegentlich, ein Jude zu sein, bestritt es aber auch wieder, nur weil er den Hochmut eines solchen besaß.

Varnhagen, der auch diese Dichtungen Heines zuerst zur Anzeige brachte, wies auf den inneren Zusammenhang der drei in Form und Kostüm so verschiedenen Dichtungen hin, in denen er Glieder eines Ganzen, Facetten einer Dichtung erblicken wollte. Wie überschwänglich sein Lob der Tragödien erscheint, so war in diesen doch jedenfalls das Streben des Dichters anzuerkennen, seinem poetischen Vermögen eine Erweiterung abzugewinnen und sich einer für seine überaus starke und vordringende Subjektivität so widerspenstigen poetischen Form, wie das Drama, zu bemächtigen. — Weit allgemeiner ist in das Lob eingestimmt worden, welches Varnhagen dem Liederschatz des „Lyrischen Intermezzo" zu teil werden ließ.[132]) „Wie gedrungen, frei, reizend und kraftvoll — hieß es hier — bewegt sich die Tonart des alten deutschen Volksliedes in dem neuesten Stoffe vom heutigen Tag."

Schon damals machte ein anderer Beurteiler [133]) auf die außerordentliche Sangbarkeit dieser Lieder aufmerksam. Das Volkslied ist in der That der heilige Boden der Heineschen lyrischen Muse. „Es liegt in diesen Volksliedern — sagt er selber einmal — ein sonderbarer Zauber. Die Kunstpoeten wollen diese Naturerzeugnisse nachahmen in derselben Weise, wie man künstliche Mineralwasser verfertigt. Aber wenn sie auch durch chemischen Proceß die Bestandtheile ermittelt, so entgeht ihnen doch die Hauptsache, die unersetzbare sympathetische Naturkraft. In diesen Liedern fühlt man den Herzschlag des deutschen Volks. Hier offenbart sich all seine düstere Heiterkeit, all seine närrische Vernunft. Hier trommelt der deutsche Zorn, hier pfeift der deutsche Spott, hier küßt die deutsche Liebe. Hier perlt der deutsche Wein und die echt deutsche Thräne. Letztere ist manchmal doch noch köstlicher, als ersterer; es ist viel Eisen und Salz darin. Welche Naivetät in der Treue! In der Untreue welche Ehrlichkeit!" — „Wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder." (Er spricht von des Knaben Wunderhorn.) „In diesem Augenblick liegt dieses Buch vor mir und es ist mir als röche ich den Duft der deutschen Linden. Die Linde spielt nämlich eine Hauptrolle in diesen Liedern, in ihrem Schatten kosen des Abends die Liebenden, sie ist ihr Lieblingsbaum, und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzens zeigt. Diese Bemerkung machte einst ein Dichter, der mir am liebsten ist, nämlich ich." [134]) Und lieb wurde Heine durch jene Lieder fast der ganzen Nation. Strodtmann rühmt an ihnen, daß darin ein Dichter zuerst den Mut besessen, „dem modernen Kulturmenschen die Zunge zu lösen und ihm für all das complicirte Weh, das ihm die Brust beklemmte, eine Sprache zu leihen, die eben so reich an schlichten, unmittelbar ergreifenden Naturlauten der Empfindung war, wie die Sprache jener älteren Volkslieder." Aber schon Varnhagen warnt den Dichter, „das ethische Bewußtsein" dabei nicht zu verlieren, indem er sich dem Übermute seines Talents überlasse. Andere tadelten die rachsüchtige Bitterkeit, mit welcher der Dichter

seine ungetreue Geliebte öffentlich preisgiebt, und die Keckheit, die sich nicht scheut, wäre es auch nur durch Anklang, das Heiligste im Menschen zu verletzen. Willibald Alexis nahm Anstoß daran, daß dieser Dichter mit Vorliebe der sinnlichen Seite der Liebe huldige und dabei selbst vor dem Obscönen nicht zurückschrecke. Ich möchte zu dem allen noch das Bedauern über die ausgesprochene Neigung zu eitler und koketter Selbstbespiegelung fügen. Was die Form betrifft, so ward ihm bei allem Reichtum, den er ihr abzugewinnen verstand, die fast ausschließliche Anwendung der bequemen vierzeiligen Strophe zum Vorwurf gemacht.

Es ist so viel von der Teilnahme, welche die Familie Heines seiner Dichtung entgegengebracht, die Rede gewesen, daß es wohl angezeigt ist, hier eines Stoßseufzers des Dichters selbst zu gedenken, zu dem ihm die Aufnahme dieses Tragödienbandes die Veranlassung gab. Die Mutter — heißt es — habe das Buch zwar gelesen, aber wenig goutiert, seine Schwester tolerierte es bloß, die Brüder verstanden es nicht und der Vater habe es gar nicht gelesen.

Eine rasche, lebhafte Freundschaft war von Heine in Berlin sehr bald mit dem jungen deutsch-polnischen Grafen Eugen von Breza geschlossen worden, der hier studierte und mit dem er im Hause Varnhagens bekannt worden war. Der schöne, glänzende Jüngling wurde jedoch schon im März 1822 aus der Hauptstadt verwiesen, wie es heißt, wegen der leidenschaftlichen Gunst, die ihm von einer hohen Dame, der Herzogin von Cumberland, zugewendet wurde. Möglicherweise haben politische Bedenken mitgewirkt, da wir den Grafen später als politischen Flüchtling in Paris sehen, wo er die Freundschaft mit Heine neu aufnahm.[135]) Heine war damals von dem Verlust sehr bedrückt, da er in dem Grafen den einzigen Menschen verloren haben wollte, der ihn nicht langweile, den einzigen, dessen originelle Witze ihn zur Lebenslust aufheiterten und „in dessen süßen, edlen Gesichtszügen er deutlich sehen konnte, wie seine Seele einst aussah, da er noch ein schönes, reines Blumenleben geführt und sich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und der Lüge“. Einer Einladung

Brezas folgend brachte er die nächsten Sommerferien in dessen Heimat zu, was Veranlassung zu seiner Schrift: „Ueber Polen" gab, welche zuerst, freilich vielfach beschnitten, im Berliner „Gesellschafter" vom 17.—29. Januar 1823 erschien. Heine zeigt bei Beurteilung der sozialen Verhältnisse des Großherzogtums Posen bereits den raschen Überblick und den tiefdringenden Einblick, welchen er später in seinen Berichten aus der französischen Hauptstadt so glänzend bewährte. Er spricht darin die wohl zu beherzigende Wahrheit aus, daß man bei nichts dem Irrtum so ausgesetzt sei, als bei Ableitung allgemeiner Charakteristiken von wenigen einzelnen Erfahrungen. Eine Nation bestehe aus Millionen einzelner Menschen und wie oft gehöre mehr als ein Menschenalter dazu, den Charakter eines einzigen Menschen ganz zu begreifen. In der That befleißigte Heine sich hier eines ebenso vorsichtigen wie maßvollen Urteils. Trotz seiner Voreingenommenheit gegen den Adel, trotz seiner Vorliebe für seinen liebenswürdigen Wirt und die Rücksicht, welche ihm die genossene Gastfreundschaft der höchsten aristokratischen Kreise auferlegte, wägt er die Vorzüge, Schwächen und Nachteile einer von der Aristokratie beherrschten Gesellschaft doch ebenso freimütig wie gewissenhaft ab. Er findet, daß sich die Juden hier, als dritter Stand, zwischen den Edelmann und den Bauer einschoben — eine Behauptung, die man ihm in Posen freilich sehr übel auslegte, so nah sie der Wahrheit kam. Er schildert mit lebhaften Farben die Mischung von Bildung und Barbarei im polnischen Adel und sucht davon die Ursachen darzulegen. Er erkennt es als einen Vorzug des letzteren an, daß er frei sei von Adelsstolz; dieser könne sich nur in Ländern ausbilden, wo sich ein mächtiger, mit Ansprüchen hervortretender Bürgerstand erhebt. Der Pole schwöre für Vaterland und für Freiheit. „Ein schönes Wort — fügt Heine hinzu — nächst der Liebe gewiß das schönste. Aber es ist nächst der Liebe das Wort, das am meisten mißverstanden wird und ganz entgegengesetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muß." Das Wort Freiheit habe im Munde der Polen eine ähnliche Bedeutung, wie die, welche es im mittelalterlichen Deutsch-

land gehabt, wo Freiheit nichts anderes hieß, als den Kaiser zum Bettler zu machen, damit der Adel desto reichlicher schlemmen und desto willkürlicher herrschen konnte. Nur gegen die Frauen zeigt Heine sich schwach. Hier reißt der von der Schönheit bestochene Dichter den Beobachter mit fort, doch führt ihn das auch zu einem interessanten Vergleich der Polinnen und der Deutschen.

Im Mai 1823 verließ Heine Berlin, um, wie aus Briefen an Immermann und Professor Schottky hervorgeht,[136]) sich nach Paris zu wenden, sich dort „in die diplomatische Carrière zu lanciren" oder für Verbreitung der deutschen Litteratur in Frankreich thätig zu sein. Dies ließ sich jedoch nur mit Zustimmung seiner Familie ausführen, zu welchem Zwecke er zunächst zu seinen Eltern und dann nach Hamburg reiste.

Heines Vater hatte sich, nach Aufgabe des Geschäfts, zunächst nach Oldesloe in Holstein, dann aber nach Lüneburg gewendet, wo sein Bruder Salomon persönlich für ihn den zweiten Stock eines am Markte gelegenen Hauses gemietet hatte. Hier waren nun seine Eltern bereits seit einem Jahre, als Heine bei ihnen eintraf und sie keineswegs in so beschränkten Verhältnissen fand, als Strodtmann es darstellt. „Günstige Umstände — schreibt er am 17. Juni an Varnhagen — haben in der letzten Zeit meine Eltern und auch meine Geschwister mit so viel Erfreulichem und Behaglichem umgeben, daß ich auch für mich einer heiteren Zukunft entgegen sehen würde, wenn ich nicht wüßte, daß das Schicksal gegen deutsche Poeten seine bösen Tücken selten unausgeführt läßt." [137]) Wenige Tage später feierte die ganze Familie auf dem Zollenspieker in den Vierlanden die Hochzeit seiner geliebten Schwester Charlotte mit dem Hamburger Kaufmann Moritz Embden (nicht von Embden, wie Heine schreibt). [138]) Auch Salomon Heine war da und in der rosigsten Laune, ja er zeichnete Harry sogar in auffälliger Weise aus, obschon dieser nur kurz vorher an Varnhagen geschrieben hatte: [139]) „Das gefürchtete Mißverständniß in Betreff meines Oheims finde ich bestätigt, nur meine Eltern scheinen es nicht zu merken; indessen der Erfolg des

Buchs mildert und besänftigt," was sich wohl auf nichts anderes als die seinem Oheim gewidmeten Gedichte des „Lyrischen Intermezzo" bezog. Als Heine, um die gute Stimmung des Oheims für sich zu benützen, diesem wenige Tage später nach Hamburg folgte, fand er ihn im Begriff zu verreisen, doch glaubte er aus seinem Benehmen noch die beste Hoffnung schöpfen zu können. Um so größer war seine Enttäuschung, als er plötzlich einen Brief des Oheims erhielt, worin dieser sich sehr ungehalten über die von Harry bei Lipke erhobenen Gelder zeigte, indem er behauptete, sich alles in allem nur noch für 500 Thaler Zuschuß verbindlich gemacht zu haben. Heine bricht in heftige Klagen über die Feindseligkeiten aus, mit denen er bei seinem Oheim zu kämpfen hat. „Ich kenne sehr gut die getauften und ungetauften Quellen, woraus dieses Gift eigentlich herkommt." [140]) In seinem Unmut gelobte er sich, die Güte des Oheims nie mehr in Anspruch nehmen zu wollen, ein Vorsatz, der mehr als einmal wiederholt, aber jedesmal wieder aufgegeben wurde. Das Einvernehmen wurde zwar hergestellt, doch scheint es, daß es nur unter der Bedingung geschah, die Pariser Pläne fallen zu lassen und sich für das juristische Examen unverzüglich vorzubereiten; denn unmittelbar an die Meldung, welche er Moser von dem wiederhergestellten guten Verhältnis mit seinem Oheim macht, der ihm auf seinem Landsitze die ausgezeichnetste Gastfreundschaft zu teil werden lasse, knüpft er die Mitteilung, der Juristerei, die ihm Brot verschaffen solle, sich nun mit aller Kraft zuwenden zu wollen. „Wie Du denken kannst, kommt hier die Taufe zur Sprache. Keiner von meiner Familie ist dagegen, außer ich. Aus meiner Denkungsart kannst Du es Dir wohl abstrahiren, daß mir die Taufe ein gleichgültiger Akt ist. Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, daß ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe." [141]) Bedenklich klingt aber schon hier folgende Nachschrift von etwas späterem Datum: „Es ist fatal, daß bei mir der ganze

Mensch durch das Budget regiert wird. Auf meine Grundsätze hat Geldmangel oder Ueberfluß nicht den mindesten Einfluß, aber desto mehr auf meine Handlungen. Ja, großer Moser, der H. Heine ist sehr klein. Wahrlich der kleine Marcus ist größer, als ich! Es ist Dies kein Scherz, sondern mein ernsthaftester, ingrimmigster Ernst. Ich kann Dir Das nicht oft genug wiederholen, damit Du mich nicht mißt nach dem Maßstabe Deiner eigenen großen Seele. Die meinige ist Gummi elastic, zieht sich oft ins Unendliche und verschrumpft oft ins Winzige. Aber eine Seele habe ich doch! I am positive, I have a soul, so gut wie Sterne." Moser scheint versucht zu haben, die Willensstärke des Freundes zu kräftigen, da er in seinem Briefe die Frage aufgeworfen haben muß, warum Heine denn durchaus eine feste, lukrative Stellung erstreben müsse? Den wahrscheinlichen Kampf mit der Armut wollte aber Heine nicht aufnehmen. „In Betreff meiner Pläne für die Zukunft habe ich nichts geändert, bei Göttingen bleibt's." Heine schrieb dies schon wieder aus Lüneburg. Inzwischen war er zum Seebad in Cuxhaven gewesen, hatte von dort zum erstenmale das Meer gesehen, das einen gewaltigen Eindruck auf ihn ausgeübt und ihn zu einer Reihe der schönsten Gedichte begeistert hatte. Die Gedichte: „Das Meer erglänzte weit hinaus" — „Du schönes Fischermädchen" — „Der Mond ist aufgegangen" — „Wir saßen am Fischerhause" ꝛc. sind damals entstanden. Auch andere poetische und schriftstellerische Pläne und Arbeiten beschäftigten ihn. Der verlorene Aufsatz über Goethe — der nicht zur Ausführung gekommene über den Judenschmerz fallen in diese Zeit. Der Plan zu einer neuen Tragödie suchte Gestalt zu gewinnen. Schon am 10. Juni hatte er in einem Briefe an Immermann dunkel darauf hingedeutet. Näheren Aufschluß erteilt ein Brief an Moser [142]) darüber: „Die Tragoedie ist im Kopfe ausgearbeitet, ich gebe mich an's Niederschreiben, sobald ich kann und Ruhe habe. Sie wird sehr tief und düster, Naturmystik. Weißt Du nicht, ob ich etwas über Liebeszauber, über Zauberei überhaupt lesen kann. Ich habe nämlich eine alte Italienerin, die Zauberei

treibt, zu schildern. Denk' an mich, wenn Dir etwas in die Hände fällt, was Venedig betrifft, besonders den venetianischen Karneval." Es ist von diesem Drama ebenso wenig etwas auf uns gekommen, wie von der ihn etwas später beschäftigenden Faustdichtung, obwohl er am 1. April 1824 von einem angefangenen Faust und später von einigen neuen Szenen dazu spricht. In ihr wollte er zeigen, wie viel Töne er auf seiner Leier habe und diese Töne zu einem großen Konzerte verbinden.[143])

Der Anblick Hamburgs hatte alle Erinnerungen an Amalia wieder wachgerufen und alle vernarbten Wunden seines Herzens wieder aufgerissen. Doch spricht er gleichzeitig von einer neuen Thorheit, die auf die alte gepfropft sei.[144]) Sollte hiermit eine Neigung zu Mathilde Heine, der Tochter Meyer Heines, gemeint sein, die von seinem Oheim Henry adoptiert worden war? Nach dem frühen Tode des schönen, zarten Mädchens schrieb er von Italien aus an seinen Onkel Salomon: „Tilly ist jetzt so gut bei mir, wie bei Euch; überall folgt mir das liebliche Gesicht, besonders am mittelländischen Meer. Ihr Tod hat mich beruhigt. Ich wollte nur, ich hätte Einiges von ihren Schriftzügen."[145])

Ehe Heine Lüneburg verließ, bat er Moser, ihn in Berlin exmatrikulieren und sich für ihn von Hegel, Hasse und Schmalz die Kollegienatteste ausstellen zu lassen; die Publika und die „per Schwenz" gehörten Kollegia wollte er nicht testiert haben.[146]) Am 19. Januar 1824 reiste er endlich nach Göttingen ab. Aus dem halben Jahr, das er ursprünglich hatte fortbleiben wollen, waren fast drei Jahre geworden. Göttingen gefiel ihm diesmal noch minder, als früher, zumal er nur wenige der alten Bekannten, von denen J. Funke und Benedikt Waldeck die ihm befreundetsten gewesen waren, noch vorfand.[147]) Obschon er die juristischen Studien jetzt ernster betrieb, ging er auch hier seinen poetischen Hängen und dem Vergnügen daneben noch nach. „Die Bibliothek und der Rathskeller ruiniren mich. Auch die Liebe quält mich. Es ist nicht mehr die frühere, die einseitige, sondern wie ich mich zum Doppelbier hinneige, so neige ich mich auch zu einer

Doppelliebe. Ich liebe die medicäische Venus, die hier auf der Bibliothek steht, und die schöne Köchin des Hofrath Bauer. Ach, und bei beiden liebe ich unglücklich." [148]) Er kann also wieder über unglückliche Liebe scherzen. Der Schmerz seiner ersten Jugend lebt nur noch in seinen Gedichten — in Wirklichkeit aber ist er ein wenig in das hübsche Schänkmädchen einer kleinen vor Göttingen liegenden Gartenwirtschaft, die Landwehr, verliebt, das anfangs seine Liebkosungen ziemlich barsch von sich abwies. Als es aber vernahm, daß er der Dichter der Heineschen Lieder sei, bot ihm das spröde Lottchen selbst die Lippen zum ehrbaren Kuß. Heine versicherte seinem Bruder Max noch in späteren Jahren, daß dies kleine Honorar ihm mehr Freude gemacht, als alle blinkenden Goldstücke von Hoffmann & Campe.

Auch diesmal fehlte es nicht an Ehrenhändeln. Bei den meisten Duellen war er, wie er schreibt, als Sekundant oder Zeuge, als Unparteiischer oder doch wenigstens als Zuschauer zugegen. Doch läßt eine Stelle in einem 1826 an Moser gerichteten Brief auch auf mehrere ernstere Begegnisse schließen: „Ich hab' mich auf Universitäten zweimal geschlagen, weil man mich schief ansah, und einmal geschossen, weil man mir ein unziemliches Wort sagte." [149]) Heines biographische Skizze gedenkt dessen nicht, obschon sie doch sogar von dem lächerlichen Schlägerduell in Berlin berichtet.

Von den Professoren stand Heine, wie es scheint, nur mit Sartorius und durch diesen mit Eichhorn in persönlichem Verkehr; von seinen Komilitonen ging er am meisten mit den Brüdern Wedekind, Otto von Raumer, Donndorf, dem er auch in Paris wieder begegnete, und mit dem nachmaligen Obergerichtssekretär Dr. G. Knille um.

Die Osterferien 1824 benützte Heine zu einem Besuch in Berlin. In Magdeburg, wo er drei Tage verweilte, traf er zum ersten und, wie es scheint, auch zum letzten Mal, persönlich mit Immermann zusammen, mit dem er schon seit einem Jahre in vertraulichem Briefwechsel gestanden hatte. Heine zeigt sich in diesem Verhältnis von der besten, liebenswürdigsten Seite. Er sieht zu Immermann wie

zu einer höheren Begabung auf, ohne doch das eigene Selbstgefühl dabei aufzugeben. Er ist glücklich in der Bewunderung der Vorzüge seines Freundes und ebenso rückhaltlos wie zart, wenn er mit der ihm eigenen Offenheit die Schwächen von dessen Werken berührt. Gleich in dem ersten Brief begrüßt er ihn als den Mann, mit dem es ihn gelüstet, in die Arena der Geister niederzusteigen zu gemeinsamem Kampfe, dem Kampfe gegen verjährtes Unrecht und die herrschende Thorheit. „Wollen Sie mich zum Waffenbruder, so reiche ich Ihnen freudig die Hand. Die Poesie ist am Ende doch nur eine schöne Nebensache.“ [150]) Die Briefe an Immermann gehören zu den gehaltvollsten in Heines Korrespondenz. Es ist zu bedauern, daß die Antworten Immermanns wie die von Varnhagen, Rahel, Moser an Heine verloren gegangen oder uns vorenthalten worden sind, da sie zweifellos nicht nur ein noch helleres Licht auf das Verhältnis, das der Dichter zu ihnen gehabt, sondern auch auf dessen eigene Briefe an sie werfen würden. Als er im September 1840 den Tod Immermanns zufällig im Journal des débats gelesen hatte, schrieb er an Laube: „Ich habe die ganze Nacht durch geweint. Welch ein Unglück! Sie wissen, welche Bedeutung Immermann für mich hatte, dieser alte Waffenbruder, mit welchem ich zu gleicher Zeit in der Litteratur aufgetreten, gleichsam Arm in Arm! Welch einen großen Dichter haben wir Deutschen verloren, ohne ihn jemals recht gekannt zu haben! Wir, ich meine Deutschland, die alte Rabenmutter! Und nicht bloß ein großer Dichter war er, sondern auch brav und ehrlich, und deshalb liebte ich ihn. Ich liege ganz darnieder vor Kummer. Vor etwa zwölf Tagen stand ich des Abends auf einem einsamen Felsen am Meer und sah den schönsten Sonnenuntergang und dachte an Immermann. Sonderbar!“ [151]) Es waren keine leeren Worte, er hatte vom ersten Augenblick an immer groß von dem Freunde gedacht. Er hatte unablässig an seinem Ruhme gearbeitet, die Kritik für ihn bewaffnet, ihm Verleger gewonnen, seine Stücke auf die Bühne zu bringen gesucht und überall, wo er hinkam, wie er sich einmal ausdrückt, „den Immermann gepredigt“. [152])

Er hatte dies alles gethan, obschon er fühlen mußte, daß Immermann weit mehr von ihm, als er von diesem geschätzt und geliebt wurde.

In Berlin hatte Heine damals, wie Strodtmann sagt, dreiunddreißig Lieder aus dem Cyklus der Heimkehr als brillante Visitenkarte im Gesellschafter (26. bis 31. März 1834) abdrucken lassen. Er wurde dementsprechend in den ästhetischen Kreisen der Hauptstadt gefeiert, wo Friederike Robert den alten Zauber wieder auf ihn ausgeübt haben muß, da er unmittelbar darauf die schon erwähnten Sonette für sie dichtete, die er jedoch nicht für gut genug hielt, um sie unter seinem Namen erscheinen zu lassen. Die auf dieser Reise gefundenen Anregungen hatten wieder die poetische Stimmung in ihm geweckt, so daß er im Juni an Moser schreibt, er treibe neben den Pandekten viel Chronikenstudien und ganz besonders viel historia judaica im Hinblick auf eine neue Dichtung, einen Roman, den „Rabbi von Bacherach“ — vielleicht aber auch wegen „eines inneren Bedürfnisses“.[153]) Mit dem Rabbi war er schon in Hamburg beschäftigt gewesen. Jetzt war bereits ein Drittel des Werkes beendet. Das „innere Bedürfnis“ aber hing mit dem Kampfe zusammen, in welchem damals Verstand und Gemüt bei ihm lagen, um hinsichtlich des Religionswechsels zu einem Abschluß zu kommen. Die Studien der jüdischen Geschichte konnten ihn für einen solchen Gewaltakt nicht günstig stimmen. Es läßt sich genügend aus dem erhalten gebliebenen Bruchstück des „Rabbi“ erkennen, wie sehr jetzt Heine auf Seiten seiner Glaubensgenossen gestanden, die sich so fest und ausdauernd im Dulden und Leiden bewährt hatten. Daher ihm auch damals die Liebedienerei so verhaßt war, mit der Michael Beer in seinem Paria dem Christentum zu schmeicheln gesucht. „Am allerdümmsten und stockprügelwerthesten ist die saubere Idee, daß der Paria muthmaßt „seine Vorfahren hätten durch eine blutige Missethat ihren traurigen Zustand verschuldet. Diese Anspielung auf Christus mag wohl manchen Leuten gefallen, besonders da ein Jude, ein Wasserdichter sie ausspricht (that will not say a jew who is a waterpoet, but a jew who is not yet baptized a water-proof jew!). Ich wollte, Michel

Beer wäre getauft und spräche sich derb, echt almansorig in Hinsicht des Christenthums aus, statt daß er dasselbe ängstlich schont und sogar, wie oben gezeigt, mit demselben liebäugelt." [154]) — Die Wirkung, welche das Studium der jüdischen Geschichte auf Heine ausübte, hat er in dem kleinen Gedichte „An Edom" scharf ausgesprochen:

Ein Jahrtausend und schon länger
Dulden wir uns brüderlich,
Du, Du duldest, daß ich athme,
Daß Du rasest, dulde ich.

Manchmal nur in dunklen Zeiten
Ward Dir wunderlich zu Muth,
Und die liebefrommen Tätzchen
Färbtest Du mit meinem Blut!

Jetzt wird unsre Freundschaft fester,
Und noch täglich nimmt sie zu,
Denn ich selbst begann zu rasen
Und ich werde fast wie Du.

Auch eine Widmung, mit der er Moser den „Rabbi" dereinst schicken wollte, ging aus dieser Stimmung hervor:

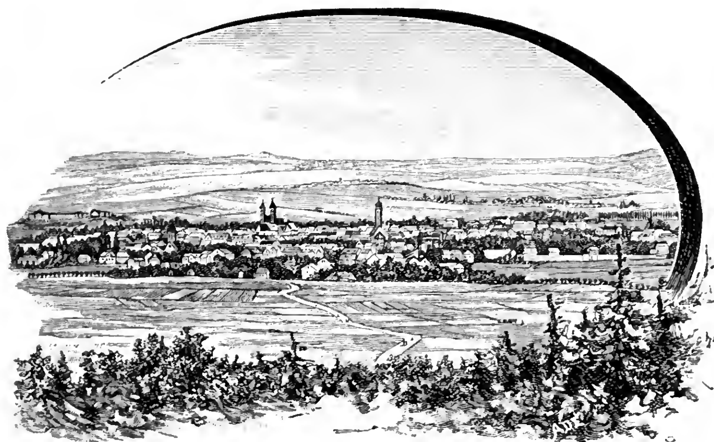
Brich aus in laute Klagen,
Du düstres Martyrerlied,
Das ich so lang getragen
Im flammenstillen Gemüth.

Es dringt in alle Ohren
Und durch die Ohren ins Herz.
Ich habe gewaltig beschworen
Den tausendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'.

Und alle die Thränen fließen
Nach Süden in stillem Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all in den Jordan hinein.

Inzwischen drängte die Vorbereitung auf das Examen die Poesie wieder zur Seite, zumal an die Stelle des ihm persönlich geneigten Prof. Meister, Prof. Hugo, „der Freund seiner erbittertsten Feinde", jetzt Dekan werden sollte. So mußte er Moser denn Ende Oktober



Göttingen.

berichten, daß er in diesem Sommer nur „blutwenig" Poetisches gemacht, „ein paar Bogen Memoiren" (die ihn also hier schon beschäftigten), Verse gar keine, am „Rabbi" so wenig, daß davon noch immer kaum ein Drittel geschrieben sei. Doch schien dieser überhaupt einen größeren Umfang gewinnen zu wollen, als er ursprünglich gedacht hatte. „Er wird sehr groß, wohl ein dicker Band und mit unsäglicher Liebe trage ich das ganze Werk in der Brust. Ist es ja doch ganz aus der Liebe hervorgehend, nicht aus eitler Ruhmbegier. Im Gegenteil, wenn ich der Stimme der äußeren Klugheit Gehör geben wollte, so würde ich es gar nicht schreiben. Ich sehe voraus, wie Viel ich dadurch verschütte und feindseliges herbeirufe. Aber eben auch, weil es aus der Liebe hervorgeht, wird es ein unsterbliches Buch werden, eine ewige Lampe im Dome Gottes, kein verprasselndes Theaterlicht." [155]) Eine Reise, welche er in den Sommer-

ferien nach dem Harz und von da nach Weimar, Eisenach, Kassel unternommen, regte ihn aber doch wieder zur poetischen Produktion an. „Im Geiste dämmern mir viel schöne Gedichte, unter andren ein Faust. Ich habe schon an dem Karton gearbeitet.“ Doch auch die Harzreise sollte niedergeschrieben werden. „Es sollen auch Verse vorkommen, die Dir gefallen — schöne, edle Gefühle und dergleichen Gemüthskehricht — setzt er in seiner sich gern selbst persifflierenden Weise hinzu. — Was soll man thun! Wahrhaftig die Opposition gegen das abgedroschene Gebräuchliche ist ein undankbares Geschäft.“[156]) Heine hatte anfänglich eine ziemlich geringe Meinung von diesem neuesten Werk, das seinem Ruhm doch so förderlich werden sollte. Er schrieb es ohne Zweifel in bequemer, nachlässiger Laune, aber doch con amore. Es sollte an diesem ausgelassenen und doch so anmutigen Werke wahr werden, was er später einmal von einem weit größeren sagt: „Die Feder des Genius ist immer größer, als er selber, sie reicht weit hinaus über seine zeitlichen Absichten und ohne daß er sich dessen klar bewußt wurde, schrieb Cervantes die größte Satire gegen die menschliche Begeisterung.“[157]) Noch am 11. Januar 1825 schrieb er darüber an Moser: „Meine Harzreise habe ich längst, seit Ende November fertig gemacht, soweit es mir wegen meines Zeitmangels möglich war. Ich habe sie vorigen Monat an meinen Onkel Henry Heine geschickt, um ihm und den Weibern ein Privatvergnügen zu machen. Sie enthält viel Schönes, besonders eine neue Sorte Verse, wird, wenn ich sie von Hamburg zurückerhalte, gedruckt werden, wird sehr gefallen und ist im Grunde ein zusammengewürfeltes Lappenwerk.“

Dazwischen bricht aus den Briefen dieser Zeit oft der innigste Anteil an dem Leben seiner Familie hervor. Schon von Lüneburg aus suchte er in liebevoller Weise Mosers Vermittlung zur Förderung seines Bruders Gustav nach. Jetzt lebt er in Seelenangst wegen des bevorstehenden Wochenbetts seiner Schwester. Mit dem heranrückenden Examen trat aber auch die Entscheidung wegen des Religionswechsels gebieterisch an ihn heran. Der Kopf und seine Familie be-

haupteten das Feld gegen sein Gemüt. Den Ausschlag sollte die Überzeugung geben, daß es unter den damaligen Verhältnissen für einen Juden unmöglich war, ein juristisches Amt oder eine Professur zu erhalten. War doch selbst Gans, trotz seiner schon damals anerkannten wissenschaftlichen Bedeutung, hieran gescheitert. Die Hoffnungen, an welche sich Heine noch bis dahin geklammert, wurden hierdurch durchschnitten. Am 16. April 1825 hatte er, um die Doktorpromotion zu erlangen, die Bewilligung einer Rechtsinterrogation nachgesucht. Am 28. Juni 1825 wurde er in der Dienstwohnung des Pfarrers zu St. Martini in Heiligenstadt durch den Superintendenten Mag. G. Ch. Grimm in die Gemeinschaft der evangelischen Kirche aufgenommen. Bei dem Taufakte, durch welchen er die Vornamen Christian Johann Heinrich erhielt, fungierte als einziger Zeuge der Dr. th. Karl Friedrich Bonitz, Superintendent zu Langensalza. Es ist wahrscheinlich, daß Heine bereits auf der vorjährigen Sommerreise die Einleitungen zu diesem Schritte gethan.

Am 20. Juli fand zu Göttingen der Promotionsakt statt, bei welchem Heine fünf Thesen gegen die Opponenten Dr. C. F. Culemann und Th. Geppert verteidigte und nach vollstandenem Examen, in welchem er jedoch nur den dritten Grad erhielt, das Doktordiplom erwarb.[158]) In seinem an den Dekan Hugo gerichteten Promotions-Gesuch hatte er einen sehr bescheidenen Ton angestimmt. „Obwohl ich in jenen sechs Jahren — heißt es darin — mich stets zum juridischen Fache hielt, war es doch nie meine Absicht, die Rechtskunde zum einstigen Broderwerb zu erwählen (?), vielmehr suchte ich Geist und Herz für die Humanitätsstudien wissenschaftlich auszubilden. Nichtsdestoweniger habe ich mich in dieser Hinsicht keines sehr günstigen Erfolgs zu erfreuen, da ich manche sehr nützliche Disziplinen hintansetzte und mit zu großer Vorliebe die Philosophie, die Literatur des Morgenlandes, die deutsche des Mittelalters und die belletristische der neueren Völker studierte. In Göttingen aber befleißigte ich mich ausschließlich der Rechtswissenschaft, allein ein hartnäckiges Kopfleiden, das mich zwei Jahr bis heute gequält, war

mir immer ein großes Hemmnis und trägt die Schuld, daß meine Kenntnisse nicht meinem Fleiß und Eifer entsprechen. — Daher hoffe ich, hochwohlgeborner Herr Dekan und hochberühmte Herren Mitglieder der hochpreislichen Fakultät, sehr auf Ihre Nachsicht, deren ich mich künftig mit der größten Geistesanstrengung nicht unwürdig zu erweisen glaube."[159]) — In einem Briefe an Moser drückte Heine seine Befriedigung aus, daß Dekan Hugo ihn vom Katheder herab mit Goethe verglichen und seine Bewunderung geäußert habe, „daß ein großer Dichter, auch ein großer Jurist sei". Hofrat Dr. W. Franke schränkt diese Behauptung darauf ein, daß Hugo gesagt habe: Heine sei mit Goethe darin zu vergleichen, daß er sich früher (oder besser) als Dichter, denn als Jurist bewährt.[160]) In seiner autobiographischen Skizze betont Heine, daß Hugo ihm auch nicht die kleinste scholastische Formalität geschenkt habe — doch nur, um damit der Verläumdung entgegen zu treten, er habe sein akademisches Diplom bloß erkauft.[161])

Obschon in Heines Briefen aus dieser Zeit nichts auf den verhängnisvollen Schritt des Übertritts hinweist und nichts die Erregung seines Gemüts dabei verrät, so war diese doch gleichwohl eine sehr große. Erst in einem späteren Briefe von unsicherem Datum wagt Heine seinem Freund Moser fast verschämt ein Bekenntnis davon zu machen. „Vielleicht schicke ich Dir heute noch ein Gedicht aus dem „Rabbi", worin ich leider wieder unterbrochen worden. Ich bitte Dich sehr, das Gedicht, sowie auch, was ich Dir von meinen Privatverhältnissen sage, Niemandem mitzutheilen. Ein junger spanischer Jude, von Herzen ein Jude, der sich aber aus Luxusübermuth taufen läßt, korrespondiert mit dem jungen Jehuda Abarbanel und schickt ihm jenes Gedicht, aus dem Maurischen übersetzt. Vielleicht scheut er es doch, eine nicht sehr noble Handlung dem Freunde unumwunden zu schreiben, aber er schickt ihm jenes Gedicht. — Denk nicht darüber nach."[162]) Das Weh und der Groll seiner Seele über diese ihm durch die Verhältnisse abgedrungene Erniedrigung sollte sich aber nun, nach so langer Zurückhaltung, um so voller ent-

laden. „Es ist — heißt es schon in demselben Briefe — den Japanern nichts so verhaßt als das Kreuz — ich will ein Japaner werden!" Aus dem „verdammten Hamburg" aber schreibt er am 14. Dezember 1825: „Du begehst großes Unrecht an mir. Ich will ja keine großen Briefe, nur wenige Zeilen genügen mir und auch diese erhalte ich nicht. Und nie war ich derselben mehr bedürftig als eben jetzt, wo wieder der Bürgerkrieg in meiner Seele ausgebrochen ist, alle Gefühle sich empören, für mich, wider mich, wider die ganze Welt!" In der Verachtung mit der er den Übertritt seines Freundes Gans behandelt, spiegelt sich der Grimm gegen sich selbst. „Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Cohn versichert mich, Gans predige das Christenthum und suche die Kinder Israels zu bekehren. Thut er dieses aus Ueberzeugung, so ist er ein Narr, thut er es aus Gleißnerei, so ist er ein Lump. Ich werde zwar nicht aufhören, Gans zu lieben, dennoch gestehe ich's, weit lieber wär's mir gewesen, wenn ich statt obiger Nachricht erfahren hätte, Gans habe silberne Löffel gestohlen. Daß Du, lieber Moser, wie Gans denken sollst, kann ich nicht glauben, obschon es Cohn versichert. — Es wäre mir sehr leid, wenn mein eignes Getauftsein Dir in einem günstigen Lichte erscheinen könnte. Ich versichere Dich, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben ... Vorigen Sonnabend war ich im Tempel, und habe die Freude gehabt, eigenhörig anzuhören, wie Dr. Salomon gegen die getauften Juden loszog und besonders stichelte: wie sie von der bloßen Hoffnung eine Stelle (ipsissima verba) zu bekommen, sich verlocken lassen, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden. Ich versichere Dir, die Predigt war gut und ich beabsichtige, den Mann dieser Tage zu besuchen."[163]) Aus dieser Stimmung ist auch folgendes Lied geflossen, welches am Schluß an eine Stelle des vordem gedachten Briefes vom 27. September 1825 anklingt:[164])

O des heilgen Jugendmuthes!
O wie schnell bist du gebändigt!

Und du hast dich kühlren Blutes
Mit den lieben Herrn verständigt.

Und du bist zu Kreuz gekrochen,
Zu dem Kreuz, das du verachtest,
Das du noch vor wenig Wochen
In den Staub zu treten dachtest.

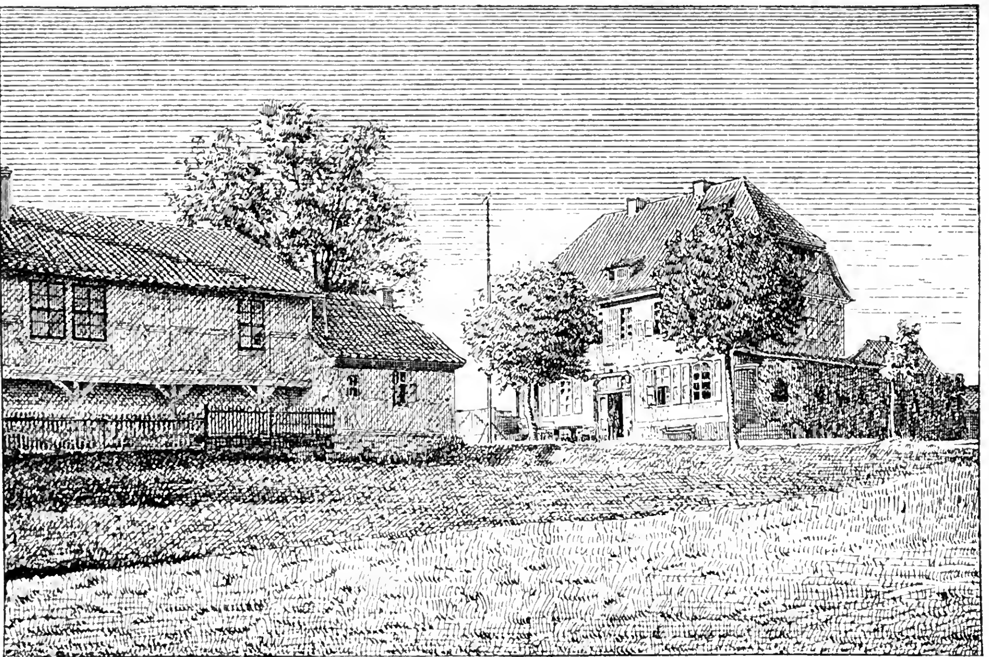
O das thut das viele Lesen
Jener Schlegel, Haller, Burke —
Gestern noch ein Held gewesen,
Ist man heute schon ein Schurke.

Am meisten ergrimmte es ihn, daß man doch immer fortfuhr, ihm sein Judentum vorzuwerfen. Dies war unter andrem auch wieder von Will. Alexis in einer Besprechung der Wiener Jahrbücher geschehen, welche die christentumfeindliche Gesinnung des Almansor hierauf zurückführte. „Daß man den Dichter herunterreißt, rief er aus, kann mich wenig rühren, daß man aber auf meine Privatverhältnisse so derbe anspielt oder besser gesagt, so derbe anprügelt, das ist mir sehr verdrießlich. Ich habe christliche Glücksritter in meiner eignen Familie.“ [165]) Er fühlte es tief, daß er jetzt bei Christ wie Jude verhaßt sei, und bereute es bitter, die Taufe empfangen zu haben. „Ich sehe noch gar nicht ein, daß es mir seitdem besser ergangen — im Gegentheil, ich habe seitdem Nichts als Widerwärtigkeiten und Unglück.“ [166])

Es scheint vielleicht einer Erklärung zu bedürfen, warum Heine, der, wie wir gesehen, anfangs so sehr zum Katholizismus neigte, doch nicht zu diesem, sondern zur evangelischen Kirche übergetreten ist. Es lassen sich dafür verschiedene Gründe auffinden. Zuerst war an den Orten, die Heine für seine spätere Habilitierung ins Auge gefaßt, Hamburg und Berlin, das evangelische Glaubensbekenntnis das herrschende und begünstigte. Sodann sprach ihn im Protestantismus der demselben ursprünglich zu grunde liegende protestantische Geist an. „Der Protestantismus — heißt es in seiner Autobiographischen Skizze — war mir nicht nur eine liberale Religion, sondern

auch der Ausgangspunkt der deutschen Revolution, und ich gehöre der lutherischen Konfession nicht nur durch den Taufakt, sondern auch durch eine Kampfeslust an, die mich an seinen Schlachten teilnehmen ließ."[167]) Nächst dem Vorteil, den er dadurch zu gewinnen hoffte, trat Heine aber auch noch deshalb zum Christentum über, weil er erkannte, daß die Kultur und Litteratur seiner Zeit eine christliche und zwar eine protestantisch-christliche war und er sich als ein Kind und Apostel derselben fühlte.

Allein die Verquickung dieses Motives mit dem unehrenhaften des persönlichen Vorteils fiel ihm um so schwerer aufs Herz, je mehr er sich überzeugen sollte, daß er sich hierin verrechnet hatte. Mit dieser zunehmenden Erkenntnis wuchs die Verbitterung seiner Seele, der Groll gegen sich selbst und die Welt, insbesondere gegen das Deutsch- und das Preußentum. Die jungen Leiden, die ihm die Liebe schuf, wurden schneller geheilt, als die Wunden, die diese Erfahrung ihm schlug, welche seine so viel Freude und Leid, so viel glänzende Thaten des Genius und so viel ausschweifende Verirrungen, so viel Ruhm und so viel Anfeindung schon in sich einschließenden Studienjahre zu einem fast tragischen Abschluß brachte.



Landwehrschenke bei Göttingen.

III.

Wanderjahre.



Fast unmittelbar nach erfolgter Doktorpromotion war Salomon Heine auf der Durchreise nach Kassel in Göttingen eingetroffen. Er bezeigte sich sehr zufrieden, wollte Heinrich sogar mit sich nach Kassel nehmen und setzte ihn in freundlichster Weise in den Stand, Anfang August eine Bade- und Erholungsreise nach Norderney unternehmen zu können. Der junge Mann, der überhaupt, nach allen uns überlieferten Beschreibungen, von bleichem, kränklichem Ansehen war und dessen nervöses Kopfleiden sich in letzter Zeit sehr gesteigert hatte, bedurfte nach den außergewöhnlichen Anstrengungen der letzten Monate in der That einer Stärkung. Knille beschreibt ihn damals folgendermaßen: „Heine's Statur war kaum mittelgroß und schmächtig. Er hatte eine sanfte, überaus angenehme Stimme, mittelgroße schalkhafte Augen voll Geist und Leben, die er im Eifer des Gesprächs halb zu schließen pflegte, eine schöne, leicht gebogene und scharf geschnittene Nase, keine ungewöhnliche Stirn, hellblondes Haar und einen Mund, der in stets zuckender Bewegung war und in dem länglichen, mageren, kränklich blassen Gesicht die Hauptrolle spielte. Seine Hände waren von der zartesten Form, gleichsam durchgeistigt und alabasterweiß. Sie erschienen namentlich in ihrer vollen Schönheit, wenn Heine in vertrauten Kreisen gebeten wurde, das herrliche Rheinlied: „Wie der Mond sich leuchtend drängt" zu declamiren. Er pflegte sich dann zu erheben und die feine weiße Hand weit vorzustrecken. Seine sonst unverwüstliche heitre Laune war schon damals wesentlich durch sein körperliches Befinden bedingt. In guten Stunden wirkte sie zauberhaft auf seine Umgebung. — Der Dichter

erschien stets in einem bis an den Hals zugeknöpften braunen Oberrocke mit einer doppelten Reihe von Knöpfen, ein kleines schwarzseidenes Tuch leicht um den Hals geschlungen und im Sommer regelmäßig in Beinkleidern von Nanking, häufig auch in Schuhen und weißen Strümpfen an den normal gebildeten Füßen, die keineswegs, wie Laube bemerkt, an die jüdische Race erinnerten. Er trug endlich entweder einen gelben Strohhut oder eine grüne Mütze, die in einen viereckigen Beutel auslief, welcher damals bis auf den Schirm herabgezogen wurde." Am 1. August 1825 nach beendetem Doktorschmause, der in einer herrlichen Sommernacht im Freien abgehalten worden war und bei welchem der Dichter in liebenswürdigster Weise, übersprudelnd von Laune und Witz, den Wirt gemacht hatte, verließ Heine Göttingen und reiste nach Norderney.

Das Meer übte auf seine Seele wieder den alten Zauber und auf seine Gesundheit einen beruhigenden Einfluß aus. Dabei wirkte die Gesellschaft, besonders der Umgang mit einigen hochgebildeten, schönen Frauen, darunter die Fürstin von Solms-Lich, sehr anregend auf ihn ein. „Die Damen in Norderney — schrieb er an Friederike Robert — haben mich sehr ausgezeichnet, und das mit Recht. Ich war dort sehr vornehm und liebenswürdig." Hier auf den einsamen Dünen oder bei den Fahrten ins Meer war er wirklich der Mensch, der von sich sagen konnte: „Ich, der ich mich am liebsten damit beschäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken." — „Man muß rücklings auf dem Verdecke liegen — liest man in seinem „Norderney" — und in den Himmel sehen und allenfalls auch ein Stückchen Himmel im Herzen haben. Die Wellen murmeln alsdann leise allerlei wunderliches Zeug, allerlei Worte, woran liebe Erinnerungen flattern, allerlei Namen, die wie süße Ahnung in der Seele klingen." — „Ich liebe das Meer, wie meine Seele. Oft wird mir sogar zu Muthe, als sei das Meer meine Seele selbst; und wie es im Meere verborgene Wasserpflanzen giebt, die nur im Augenblick des Verblühens wieder hinablaufen, so kommen zuweilen auch wunderbare Blumen-

bilder heraufgeschwommen aus der Tiefe meiner Seele und duften und leuchten und verschwinden wieder.“ [168]) Und aus ihrer Tiefe stiegen auch die wunderlich schönen See-Bilder auf, durch die er die Bewohner der deutschen Binnenländer zuerst mit der Schönheit, Erhabenheit und den Schrecken des Meeres bekannt und vertraut gemacht und ihnen die Sehnsucht darnach ins Herz gesenkt hat. Als er längst wieder in Hamburg war, und mit der Idee umging, als ersten Teil eines „Wanderbuchs“, „Ein neues Intermezzo (die spätere „Heimkehr“), die „Harzreise“, das „Memoire über Polen“ und die „Seebilder“ (später die „Nordsee“ genannt) herauszugeben, schrieb er an Moser, indem er ihm einen Teil der letzteren mitschickte: „Tieck und Robert haben die Form dieser Gedichte, wenn nicht geschaffen, doch wenigstens bekannter gemacht, aber ihr Inhalt gehört zu dem Eigenthümlichsten, was ich geschrieben habe. Du siehst, jeden Sommer entpuppe ich mich und ein neuer Schmetterling flattert empor. Ich bin also nicht auf eine bloß lyrisch-malitiöse zweistrophige Manier beschränkt.“ [169])

Was die Harzreise betrifft, so hatte Heine bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin Friederike Robert versprochen, dieselbe in den „Rheinblüthen“ zum Abdruck bringen zu lassen. Nur ungern und zögernd war er diesem Versprechen nachgekommen, da seine Ansicht davon sich inzwischen gehoben hatte. „Das Hübscheste, was ich unterdeß schrieb, ist die Harzreise — äußerte er sich jetzt — eine Mischung von Naturschilderung, Witz, Poesie und Washington-Irwing'scher Beobachtung.“ Von den Gedichten aber hieß es, daß „sie eine ganz neue Sorte und wunderschön seien, allein — setzt er ironisch hinzu — man könne sich irren.“ [170]) Heine, dem sehr viel an dem raschen Erscheinen der Harzreise gelegen war, weil sie viel Actuelles enthielt, mußte die Erfahrung machen, daß schöne Frauen nicht immer Wort halten. Der Abdruck fand überhaupt nicht in den „Rheinblüthen“ statt und der getäuschte Dichter erhielt sein Manuskript erst nach neun Monaten, im November, zurück. Um so dankbarer hätte er daher Gubitz sein sollen, daß dieser trotz der Verzögerungen durch

die Zensur schon am 20. Januar 1826 den ersten Abschnitt davon zur Veröffentlichung brachte.

Nach einem kurzen Aufenthalte bei seinen Eltern in Lüneburg, wo er mit Dr. Christiani bekannt und vertraut wurde, den er „den gebildetsten Mann im ganzen Hannöverischen" nennt, hatte sich Heine wieder nach Hamburg gewendet, um die advokatorische Praxis hier zu ergreifen. Bald nach seiner Ankunft sehen wir ihn mit dem Plane umgehen, Briefe über Hamburg für den zweiten Teil des „Wanderbuches" zu schreiben. Ein Teil dessen, was er dabei auf dem Herzen hatte, ging später in das Memoire des Herrn v. Schnabelewopski über. Sein Urteil über Hamburg und dessen Bewohner ist bis zuletzt sehr absprechend geblieben. „Man hat immer geglaubt," sagte er noch 1850 zu Stahr, „mein Onkel oder meine Familie hätten mir dort Leids angethan — man glaubte es ja doch nur auf seine eigenen Anklagen hin — das war aber niemals der Fall. (!) Sie waren im Grunde immer Alle gut gegen mich und alle Verdrießlichkeiten kamen mir durch Klatschereien von dem anderen Volke. Diese hochmüthige Splitterrichterei bei eigener balkendicker Verstocktheit, dieser Haß gegen alles Ungewöhnliche, diese angstvolle Abneigung gegen Alles, was mehr ist, als sie selber, diese heuchlerische bürgerliche Sittlichkeit neben einer phantasielosen Liederlichkeit — wie gräßlich war mir dies Alles. Berlin ist sehr langweilig, sehr trocken und unwahr, aber Hamburg!! In Hamburg war es mein einzig Plaisir, daß ich mir besser vorkam, als alle Anderen." [171]) Wenn es in einem Briefe aus Hamburg vom 14. Mai 1826 heißt: „Es gefällt mir hier ganz ausnehmend gut; es ist hier der klassische Boden meiner Liebe, alles sieht mich an wie verzaubert, viel eingeschlafenes Leben erwacht in meiner Brust, es frühlingt wieder in meinem Herzen" — so war dies nur aus vorübergehenden Stimmungen geschrieben. Im ganzen fühlte er sich damals gerade überaus unbefriedigt und in Widerspruch mit jenen Stahrschen Konfidenzen, war es vor allem seine Familie, die er dafür verantwortlich machte. Er verkehrte, wie er am 9. Januar 1826 an Moser schreibt,

nur im Haus seiner Schwester, bei seinen Oheimen, dem Syndikus Sieveking und dem Kandidaten Wohlwill. Sein Oheim Salomon sei gnädig, sehr gnädig, aber von Menschen umgeben, die ihm feindselig seien. Etwas später heißt es, daß sein eigner Schwager (Moritz Embden), der ihn hasse, niederträchtige Gerüchte über ihn verbreitet habe: er solle ein Spieler und Müssiggänger und in schlechte Hände geraten sein. Ja, er sieht sich sogar genötigt, „wegen Unappetitlichkeit seines Schwagers“ vorübergehend mit seiner Schwester zu brechen — da es am 25. Februar heißt: „Ich hab' dieser Tage meine Schwester verloren.“ — Man wird jedoch Heines eignes fast gleichzeitiges Geständnis nicht außer acht lassen dürfen: „Wer mich am meisten quält, das bin ich noch immer selbst.“ Der Religionswechsel lastete noch schwer auf seinem Gemüte, und um seinen Schmerz zu betäuben, stürzte er sich wieder tief in das wüste, sinnliche Leben der genußsüchtigen Handelsstadt. Die Memoiren des Herrn v. Schnabelewopski lassen genug davon sehen, so daß es seinen Verwandten und Gegnern nicht an Anlaß und Grund zur Klage gefehlt hat.

Schon bei seinem zweiten Hamburger Aufenthalte hatte Heine die Bekanntschaft des Musikers Albert Methfessel gemacht, welcher sich damals nur eben in Hamburg niedergelassen und durch seine Liederkompositionen bereits einen Namen gemacht hatte. Methfessel hatte auch für die Dichtungen Heines großes Interesse gewonnen. Dieser vergalt ihm die Teilnahme, indem er ihm in Gubitzens „Gesellschafter“ einen ihn feiernden Artikel widmete (in der Nummer vom 3. November 1823) und zugleich das Interesse für die volksmäßige Liederkomposition im allgemeinen zu wecken suchte. In Berlin war er dann mit dem Komponisten Klein, auch Johannes Kreisler genannt, bekannt und befreundet worden, den er persönlich und als Komponisten, besonders als Komponisten seiner Lieder, sehr hoch schätzte. Der Umgang mit Methfessel war auch jetzt wieder aufgenommen worden und da dieser gern die Kleinschen Kompositionen Heinescher Lieder gekannt hätte, schrieb Heine damals darum an Klein. Auch an Simrock wurde zu ähnlichem Zwecke geschrieben, den

er um Zusendung der von Ries von ihm komponierten Lieder bat. Man begann also damals schon Heinesche Lieder zu komponieren. Doch trotz des Anteils, den wir den Dichter hieran nehmen sehen, der sogar bemüht ist, Verleger für die Komponisten zu finden, blieben ihm doch später die Kompositionen Schuberts, Mendelssohns, Schumanns so gut wie unbekannt. Klein war, wie Heine, mit Sethe, Rousseau und Smets befreundet. Heine meldete ihm damals, daß und wie ihm Rousseau die Freundschaft gekündigt habe. Sein gutes Herz zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit. „Im Grunde ist er zu gut für mich — setzte er nämlich hinzu. — Ich liebe ihn und schätze ihn. Laß ihn froh sein, daß er mich nicht ganz versteht; er kann nur desto lebensglücklicher sein und weniger in Gefahr geraten, vom Teufel geholt zu werden. Nicht wahr der Kerl — ich meine nicht den Teufel, sondern im Gegenteil Rousseau — ist ein guter Kerl, eine Seele voller Seelensgüte; hoffe noch, ehe ich sterbe, ihn wieder zu sehen und ihm lachend zu zeigen, daß Alles nur ein Spaß ist, sogar die Liebe, die uns so besonders ernsthafte Gesichter schneiden macht.“ [172]) — Zu seinem intimeren Umgang in Hamburg gehörten damals aber auch Männer wie Professor Zimmermann, der Arzt und Schriftsteller Assing, dessen Gattin eine Schwester Varnhagens war, der junge, feingebildete Kaufmann Friedrich Merckel, der einer der ersten Familien der Stadt angehörte und mit dem er längere Zeit ein sehr intimes Freundschaftsverhältnis unterhielt. An ihn sind die an X. X. gerichteten Briefe seiner uns erhalten gebliebenen Korrespondenz gerichtet. Auch der Lustspieldichter Töpfer, der Deklamator Wolff und der Stadtpoet Prätzel standen ihm nahe.

Heine hatte das „Wanderbuch“ (die späteren Reisebilder) ursprünglich wieder bei Dümmler verlegen wollen und dafür Mosers und Härings (Will. Alexis) Vermittlung in Anspruch genommen. Dümmler konnte sich aber zu dem von Heine geforderten Honorar (2 Ld'or für den Bogen) nicht aufschwingen. Durch Zimmermann war Heine inzwischen mit Julius Campe bekannt worden, dessen scharfblickender, unternehmungslustiger und freisinniger Geist in dem jungen Dichter

einen Mann nach seinem Herzen und in den Werken desselben eine ihn ansprechende Geistesrichtung, die sichere Fühlung mit der geheimen Strömung der Zeit, ein starkes, vielseitiges Talent von bedeutender Tragweite und die Möglichkeit eines großen Absatzes erkannte. Julius Campe war ein gebildeter Mann, der selbst mit gewandter Feder schrieb. „Campe schreibt einen ganz allerliebsten Briefwechsel“ — sagt Heine in einem Briefe an Merckel[173]) —. „Er könnte sich wahrhaftig seine „Reisebilder“ selbst schreiben: man darf's ihm nur nicht sagen, sonst werde ich überflüssig.“ Campe vereinbarte einige Änderungen im Text und bezüglich des Titels des Buchs, das nun außer der „Harzreise“, dem Liedercyklus „Die Heimkehr“ und fünf Gedichten (Götterdämmerung, Rateliff, Donna Clara, Almansor und die Wallfahrt nach Kevlaar), nur noch die erste Abteilung der „Nordsee“ enthielt, wofür ihm Campe mit dem Autorrecht für alle folgenden Ausgaben 50 Ld'or zahlte. Es erschien Ende Mai 1826. Heine hatte die „Harzreise“, die ihm im Gesellschafter noch „müffig und trist“ vorgekommen war, neu überarbeitet, dachte aber auch noch jetzt davon ziemlich gering. Er hielt sie, wie wir sahen, noch immer für zu schlecht, um „der geistreichsten Frau des Universums“ gewidmet zu werden (s. S. 77) und beteuert wiederholt, daß er bei diesem Buche kein gutes Gewissen habe. Zweifelte er doch sogar, daß das Publikum an seinen Nordseebildern Gefallen finden werde. „Unsere gewöhnlichen Süßwasser-Leser kann schon allein das ungewohnte schaukelnde Metrum einigermaßen seekrank machen. Es geht doch nichts über den alten ehrlichen Plattweg, das alte Geleise der alten Landstraße.“ [174])

Die Wirkung, welche dieses neue Werk unsres Dichters ausübte, war aber eine ganz außerordentliche. Nicht, als ob es ihm diesmal an feindlichen Angriffen gefehlt hätte, als ob nicht selbst diejenigen, die es am begeistertsten lobten, gewisse Einschränkungen dabei glaubten machen zu sollen. Doch wer es auch las, keiner vermochte sich dem Interesse zu entziehen, das es ganz unwiderstehlich erregte und gegen diese allgemeine und zum Teil berauschte Teil-

nahme der Nation fiel der einzelne Tadel kaum ins Gewicht. Am wenigsten überraschen konnten die Lieder der Heimkehr, weil sie sich in der Form zu sehr den früheren anschlossen und zum Teil verwandte Töne anschlugen. Doch zogen schon hier die Seebilder durch das neue Kolorit und die neue eigentümliche Stimmung an. Fast alle aber wurden im Mund der Nation zu wahrhaften Volksliedern. Auch gewannen sie im Kontraste mit den kunstvolleren Formen der Nordseegesänge, in denen sich klassisches und modernes Leben verband und mit der reizvoll nachlässigen, mit Witz durchtränkten, anmutig poetischen Prosa der Harzreise einen ganz neuen Reiz. Man war erstaunt, einen Dichter zu sehen, welcher die Gegensätze der gebundenen und ungebundenen Rede, des Volks- und des Kunstmäßigen, des Sentimentalen und Ironischen, der Innigkeit und des Spottes, der Schwermut und des Übermuts, des Behaglichen und des Unheimlichen, des Phantastischen und des Realistischen, des Zarten und des Gewaltigen in dem Grade und Umfange zu beherrschen, zu vereinigen und mit einander neckisch zu durchdringen vermochte. Besonders die Harzreise übte durch die kapriziöse Mischung dieser Gegensätze einen ganz eigentümlichen Zauber aus; wozu die Frische und unerschöpflich quellende Heiterkeit kam, die diese Dichtung auszeichnet. Von der übermütigen Wanderlust des Erzählers fühlte der Leser sich selbst mit ergriffen. Man glaubte die Berg- und die Waldluft, den Wiesen- und Blumenduft selber zu atmen und von dem Geiste einer neuen, sich aller Fesseln befreienden Zeit angeweht und mit fortgerissen zu werden. Mit Recht ist gesagt worden, daß vor diesem wunderbaren Eindruck die Verschiedenheit des Alters und Standes verschwand, daß an diesen trunkenen Dithyramben sich nicht nur die Jugend berauschte, sondern selbst die ergraute Diplomatie mit Entzücken das süße Gift eingesogen habe, dessen Gefährlichkeit sie doch sehr gut erkannte. Wir haben gehört, wie Gentz darüber sich aussprach. Selbst Metternich gehörte zu Heine's geheimen Bewunderern. „Die Reisebilder waren das erste freie Aufatmen nach einer schweren und schwülen Atmosphäre. Zum ersten Mal hörte man inmitten der

Nachtunholde, mit denen die Leichenphantasie der Restaurationsdichter uns beschenkt, ein lautes, übermütiges, aus der Seele kommendes Gelächter." Und welche süße Innigkeit ging hier Hand in Hand mit dem ausgelassenen spöttischen Übermute, zwischen dessen lose Scherze die poetische Muse oder eine ernste Lebensbetrachtung ihre Stimme ertönen ließen und dies alles in einer Sprache, die wie ein lustiger Bergbach dahinfloß, keck und natürlich und doch dabei seltsam und neu. Heine hatte darin das Muster einer Diktion aufgestellt, von der Gutzkow gesagt, daß jeder, der hinfort schön schreiben wollte, davon zu borgen genötigt war. Besonders die Jungdeutschen sind ihm schon hierdurch tief verschuldet geworden.

Der Witz darin ist zwar freilich oft sehr burschikos. Man wird aber dabei zu berücksichtigen haben, was Heine selbst, kurze Zeit ehe er die Harzreise schrieb, von dem Witze gesagt. „Witz in seiner Isolierung — heißt es in dem Briefe vom 1. Juli 1824 an Moser — ist gar nichts werth. Nur dann ist mir der Witz erträglich, wenn er auf einem ernsten Grunde ruht. Der gewöhnliche Witz ist bloß ein Niesen des Verstandes, ein Jagdhund, der dem eignen Schatten nachläuft, ein rotjackiger Affe, der sich zwischen zwei Spiegeln begafft, ein Bastard, den der Wahnsinn mit der Vernunft im Vorbeirennen auf der Straße gezeugt — nein, ich würde mich noch bitterer ausdrücken, wenn ich mich nicht erinnerte, daß wir Beide uns zu Zeiten herablassen, einen Witz zu reißen." Dieser Versuchung hat Heine auch in den „Reisebildern" nicht widerstanden, meist aber ruht allerdings hier sein Witz auf einem ernsten Grunde, nur daß dieser sich oft hinter der heitersten Laune verbirgt. Schon sie macht selbst den persönlichen Witz, wenn schon nicht immer für den, den er trifft, so doch für den Leser, minder verletzend. Des persönlichen Witzes haben sich übrigens die großen Satiriker aller Zeiten bedient. Es handelt sich bei seiner Beurteilung auch nur um den Zweck und die Grenzen. Der erstere darf nicht selbst wieder persönlich, und noch weniger bösartig sein. Heine hat sich auch hiervon nicht frei gehalten, obschon er es selber verurteilte. „Vielleicht verletzte mich solche wilde

Spottlust um so mehr — sagte er einst — weil ich mich selbst nicht davon frei fühlte und sie keineswegs als etwas Lobenswerthes erachtete. Es ist nun wohl nicht zu leugnen, daß die Spottlust, die Freude am Widerspruch der Dinge, etwas Bösartiges in sich trägt, statt daß der Ernst mehr mit den besseren Gefühlen verwandt ist — die Tugend, der Freiheitssinn, die Liebe selbst sind sehr ernsthaft. Indessen es giebt Herzen, worin Scherz und Ernst, Böses und Heiliges, Glut und Kälte sich so abenteuerlich verbinden, daß es schwer wird darüber zu urteilen." In der Harzreise macht die Satire aber selten oder nie den Eindruck des Böswilligen. Das Boshafte, das etwa hier ist, wird von der Laune des Dichters hinweggezehrt. Hier erscheint er wirklich noch so, wie er sich in etwas späterer Zeit launig geschildert: „So lange mein Herz voll Liebe und der Kopf meiner Nebenmenschen voll Narrheit, wird es mir nie zum Stoff am Schreiben fehlen. Mir wird ordentlich wohl, wenn ich bedenke, all diese Narren, welche ich sehe, kann ich in meinen Schriften gebrauchen; sie sind baares Honorar, baares Geld. — Man sieht mich oft auf der Promenade und sieht mich lustig und fröhlich. Wie ein reicher Kaufmann, der händereibend, vergnügt zwischen den Kisten, Fässern und Ballen seines Waarenlagers umherwandelt, so wandle ich dann unter meinen Leuten. Ihr seid Alle die Meinigen! Ihr seid mir Alle gleich theuer und ich liebe Euch, wie Ihr selbst Euer Geld liebt und das will Viel sagen!" [175])

Über die Gedichte hat der Dichter sich selbst in einem an Wilhelm Müller gerichteten Brief ausgesprochen. „Die Nordsee — heißt es darin — gehört zu meinen letzten Gedichten und Sie erkennen daraus, welche neue Töne ich anschlage und in welchen neuen Weisen ich mich ergehe. Ich bin groß genug, Ihnen offen zu gestehen, daß mein kleines „Intermezzo-Metrum" nicht bloß zufällige Ähnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, sondern, daß es wahrscheinlich seinen geheimsten Tonfall Ihren Liedern verdankt, indem es die Müller'schen Lieder waren, die ich zu eben der Zeit kennen lernte, als ich das „Intermezzo" schrieb. Ich habe sehr früh schon das

deutsche Volkslied auf mich einwirken lassen, späterhin, als ich in Bonn studierte, hat mir August Schlegel viel metrische Geheimnisse aufgeschlossen, aber ich glaube erst in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich strebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar sind Ihre Lieder, und sämtlich sind es Volkslieder. In meinen Gedichten hingegen ist nur die Form einigermaßen volksthümlich, der Inhalt gehört der konventionellen Gesellschaft an. Im zweiten Theil Ihrer Gedichte fand ich die Form noch reiner, noch durchsichtig klarer — doch was spreche ich viel von Formwesen, es drängt mich mehr, Ihnen zu sagen, daß ich keinen Liederdichter, außer Goethe, so sehr liebe, wie Sie. — Mit mir selbst, wie gesagt, steht es schlecht und hat es als Liederdichter wohl ein Ende und das mögen Sie selbst fühlen. Die Prosa nimmt mich in ihre Arme und Sie werden in den nächsten Bänden der „Reisebilder" viel prosaisch Tolles, Herbes, Verletzendes und Zürnendes lesen, absonderlich Polemisches. Es ist eine gar zu schlechte Zeit, und wer die Kraft und den freien Muth besitzt, hat auch zugleich die Verpflichtung, ernsthaft in den Kampf zu gehen gegen das Schlechte, das sich so aufbläht, und gegen das Mittelmäßige, das sich so breit macht, so unerträglich breit. Ich bitte, bleiben Sie mir gewogen, werden Sie nie irre an mir und laßt uns in gemeinschaftlichem Streben alt zusammen werden. Ich will nicht überlesen, was ich an Sie geschrieben; ich habe nur der Feder raschen Lauf gelassen, während ich an Sie dachte, und ich liebe Sie zu sehr, um lange zu überdenken, ob ich Ihnen zu Wenig oder zu Viel sage." [176]) Heine zögerte nie mit der Anerkennung dessen, was auf ihn einen Eindruck gemacht oder was einen Einfluß auf seine eigene Dichtung ausgeübt hatte. So schrieb er vordem auch an Schottky: „Bei den kleinen Liedern haben mir Ihre kurzen östreichischen Tanzreime mit dem epigrammatischen Schlusse oft vorgeschwebt." [177]) Einem kleinen lyrischen Cyklus von drei Gedichten hat Heine den Titel „Tragödie" gegeben, mit der Bemerkung, daß das mittelste, der Kern des Ganzen, ein wirkliches Volkslied sei, welches er am Rheine gehört. Simrock

scheint dieser Versicherung keinen Glauben geschenkt zu haben, er nahm es, wie Hüffer erklärt, nur deshalb nicht in seine kritische Sammlung auf, weil er es für ein Heine'sches Lied hielt. Inzwischen hat man in der „Rheinischen Flora“ vom 15.—28. Januar 1825 dieses Lied „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht —“ mit einem vierten Verse gefunden, welches dort von Wilh. v. Waldbrühl (Pseudonym des Autors v. Zuccalmaglio) als ein im Bergischen aus dem Munde des Volkes aufgeschriebenes Lied mitgeteilt wird. Ob Heine es auch wirklich im Volke gehört, oder nur die Versicherung seines Freundes Zuccalmaglio zu der seinen gemacht, ist ungewiß, wahr aber ist die Ehrlichkeit, mit der er fremdes Verdienst von sich ablehnte; der Vorfall selbst aber zugleich ein Beweis, wie sehr er in seinen eigenen Liedern den ächten Volkston getroffen hat.[178])

Noch ehe Heine für sein „Wanderbuch“ einen Verleger gefunden, plante er schon den zweiten und dritten Teil dieses Werks — eine neue Sorte Reisebilder, „Briefe über Hamburg“ und „Der Rabbi“ sollten den Inhalt bilden. Anfangs glaubte er an der letztgenannten Arbeit zu bemerken, daß ihm das Talent des Erzählens ganz fehle. „Vielleicht thue ich mir Unrecht — fügt er hinzu — und es ist bloß die Sprödigkeit des Stoffes.“[179]) In der That war ihm besonders die Darstellung der Paschafeier ganz vorzüglich gelungen. Wir haben gesehen, wie bald sein Vertrauen auf diese Arbeit und zu welcher Höhe sich hob. Er hatte darauf ein so großes Quellenstudium verwendet, daß, wie er sagt, alle Zunge der Zukunft es selbst wieder als Quelle benutzen könnten. Inzwischen schritt die Arbeit nur langsam und mühselig vorwärts. „Jede Zeile wird abgekämpft — heißt es am 1. Juli 1825 — doch drängt's mich unverdrossen weiter, indem ich das Bewußtsein in mir berge, daß nur ich dieses Buch schreiben kann und daß das Schreiben desselben eine nützliche, gottgefällige Handlung ist... Ende dieses Jahres denke ich ihn fertig zu haben.“[180]) Erst nach seiner Rückkehr von Norderney aber wurde die Arbeit neu aufgenommen, doch traten auch jetzt wieder Hemmnisse dazwischen. Noch im Januar 1826 sucht er vergeblich Ruhe

dafür zu finden. Moser scheint ihm jetzt vorgestellt zu haben, daß er nach seinem Übertritt zum Christentum, diese Dichtung unmöglich in dem Geiste, in dem sie begonnen worden, fortsetzen könne, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, sie als eine Anklageschrift gegen das Christentum beurteilt zu sehen. Heine antwortet wenigstens: „Auch den Rabbi will ich gegen Deine engherzige Mahnung hier fertig machen, und er soll schon im zweiten Theil meiner Reiseschriften erscheinen.“ [181]) Ja, im Mai heißt es in einem Briefe an Zunz: „Im zweiten Theile der „Reisebilder“ erscheint der „Rabbi“ und zwar sehr beschnitten“ — was, wenn auch nicht auf die Vollendung, so doch darauf schließen läßt, daß er inzwischen weit vorgeschritten gewesen sein muß. Hierdurch gewinnt die Behauptung Heines an Wahrscheinlichkeit, daß diese Dichtung wirklich von ihm zum Abschluß gebracht, aber bei einem Hamburger Brande zum größten Teile vernichtet worden sei — „zu meinem Besten — setzt er hinzu — im Verfolg traten die ketzerischesten Ansichten hervor, die sowohl bei Juden, wie Christen Anstoß erregt haben würden.“ Damit stimmt folgende Stelle eines Briefes an Moser überein: „Der zweite Theil der „Reisebilder“ soll Ende des Jahres erscheinen. Er soll viel Verwunderliches enthalten, z. B. den Rabbi — „Und Dich hat niemals rathend beschützt die Göttin der Klugheit“ — Du hast Recht, und hast immer Recht!“ [182])

Wie es sich aber auch mit der Vollendung des „Rabbi“ verhält, jedenfalls hielt es Heine schließlich für besser, denselben nicht in die „Reisebilder“ aufzunehmen, wohin er ja doch nicht gehörte. Er erschien erst 1840 als Fragment im vierten Band des „Salon“. Heine hat darin aufs Glänzendste dargethan, daß er wohl das Talent des Erzählers besaß, wenn er es sich auch abringen mußte. Ein düsteres, doch dabei glühendes Kolorit durchleuchtet die Darstellung, die in ihrer strengen Objektivität überaus lebensvoll ist. Jede der mannigfaltigen Gestalten tritt daraus in ihrer individuellen Besonderheit und mit einer Diskretion hervor, die Zeugnis ablegt für den künstlerischen Geist, der das Ganze beherrscht. Die geschichtlichen Studien

sind unmittelbar anschauliches Leben geworden und rein in der Darstellung aufgegangen. Gleichwohl ist es fraglich, ob der Dichter die objektive Ruhe bis zum Schlusse bewahrt haben würde, wenigstens ist ihm nach seinem eigenen Bericht ein zweiter Versuch im Romane mißglückt. [183])

Inzwischen war schon der erste Teil der „Reisebilder", nicht nur in Göttingen, sondern auch in anderen Städten Deutschlands verboten worden und der „ungehenkte Makler", in welchem ein Hamburger Jude, Joseph Friedländer, Grund zu haben glaubte, sein Porträt zu erkennen, hatte auf offener Straße Rache an dem dreisten Satiriker zu nehmen gesucht. Einen drolligen Gegensatz dazu bildet die launige Veröffentlichung eines Herrn Karl Dörne in Osterode, der sich als der vermeintliche Schneidergeselle entpuppte, den Heine so köstlich geschildert, obschon, wie sich nun herausstellte, dieser selbst der Gefoppte war. Ich glaube, daß diese Enthüllung ihm fataler gewesen sein mag, als die böswilligen Kritiken Saphirs und Müllners, da er sie ganz mit Stillschweigen übergangen hat.

Der Plan, sich in Hamburg der Advokatur zu widmen, war bald wieder aufgegeben. Nachdem er bei Moser schon angefragt, „ob ein Dr. juris, wenn er in Berlin pro facultate legendi disputiert hat, dort philosophische Kollegien halten darf?" schreibt er an ihn am 14. Dezember 1825: „Du siehst Cohn ja diese Tage, und er kann Dir erzählen, wie ich nach Hamburg gekommen, dort Advokat werden wollte, und es nicht wurde. Wahrscheinlich kann Cohn Dir die Ursache nicht angeben, ich aber auch nicht. Hab' ganz andre Dinge im Kopf, oder besser gesagt, im Herzen. Ich will bis Frühjahr hier bleiben, beschäftigt mit mir selbst." Im Mai nächsten Jahres spricht er sich gegen Varnhagen aber doch etwas deutlicher aus. „Meine äußeren Verhältnisse sind noch immer dieselben, es hat mir noch immer nicht gelingen wollen, mich irgendwo einzunisteln, und dieses Talent, welches Insekten und einige hiesige Doctores juris in hohem Grade besitzen, fehlt mir ganz und gar. Meinen Plan, hier zu advozieren, habe ich deßhalb aufgeben müssen — aber glauben

Sie nur nicht, daß ich sobald von hier weggehe!" Varnhagen scheint von dem Plane Heines, sich in Berlin zu habilitieren, gehört und ihm davon abgeraten, dagegen aber auf Paris, als den für ihn geeignetsten Boden, hingedeutet zu haben. Wenigstens antwortet Heine am 24. Oktober 1826: „Als ich Ihren und Frau Varnhagens Brief erhielt, war ich entzückt — doch das wissen Sie auswendig — ich las die lieben Briefe drei, vier, dreißig, vierzig Mal, so daß mir das Herz sehr heiter und der Kopf ganz klar wurde und wie ein Stern in der Nacht der lichte Gedanke in mir aufstieg: ich will nach Paris reisen, ja, ja! Sie haben in der Hauptsache Recht, lieber Varnhagen, dieser Platz ist für mich geeignet. — Niemand darf aber diesen Reiseplan wissen, wenigstens niemand, der in irgend einem allzunahen Verhältniß zu mir steht, z. B. meine Familie in Hamburg und meine Freunde in Berlin, denen ich noch immer sage, daß ich nach Berlin reise, um dort zu lesen. Ohne solche Vorsicht machen sie einen mit ihrem Geschwätze irre. In Paris will ich die Bibliothek benutzen, Menschen und Welt sehen und Materialien zu einem Buche sammeln, das Europäisch werden soll." Gleichwohl hatte er selbst schon am 8. Juli an Moser geschrieben: „Ich will diesen Winter wenigstens zum Theil in Berlin zubringen. Es ist aber ganz bestimmt, daß es mich sehnlichst drängt, dem deutschen Vaterland Valet zu sagen, minder die Lust des Wanderns, als die Qual persönlicher Verhältnisse (z. B. der nie abzuwaschende Jude) treibt mich von hinnen." Im November stand der Plan immer noch fest, nach Paris zu reisen und dort ein europäisches Buch zu schreiben.[184]) Am 1. Mai 1827 aber schreibt er Varnhagen von London: „Hätte ich Aussicht gehabt, in Berlin angestellt zu werden, so wäre ich, unbekümmert um den Inhalt meines Buchs (des II. Theils der Reisebilder) direct dort hingereist. Ich denke, da unser Ministerium gescheut ist, habe ich jetzt mehr als je die Aussicht, angestellt zu werden, und werde wohl am Ende wieder zu Ihnen nach Berlin zurückkehren." Es ist nötig, den Gründen dieser Umstimmung und der Vertrauensseligkeit, von der wir ihn plötzlich wieder erfaßt sehen, näher nachzugehen.

Wie im vorigen Jahr, hatte Heine sich auch 1826 nach neuntägigem Aufenthalte in Cuxhaven, wo er von der Circe Jeannette Jacobson, verehelichte Goldschmidt, festgehalten worden war, wieder nach Norderney begeben, hier wie im vorigen Jahr der noblen Passion des Spiels gehuldigt, den schönen Weibern wieder den Hof gemacht und obschon ihm das Meer diesmal nicht ganz so romantisch vorkam wie sonst, an seinem Strande „das süßeste, mystisch lieblichste Ereigniß durchlebt, das einem Poeten jemals begeistert hat", aber — wie er weiterhin klagt, „einem Sterne gleich durch die Nacht schoß, mit grausamer Schnelligkeit wieder verschwindend." [185]) Er hatte die Absicht gehabt, von hier einen Ausflug nach Holland zu machen. Mehr, als durch die Ebbe in seiner Kasse, war dies jedoch durch die Nachricht vereitelt worden, daß dort ein bösartiges Fieber ausgebrochen sei; doch wurde die Reise nicht aufgegeben, sondern mit der Übersiedlung nach Paris auf den kommenden Frühling verschoben. Dabei war er im Geiste immer mit dem zweiten Teile der „Reisebilder" beschäftigt, der großen Lärm machen sollte, da man Gewaltiges von ihm erwarte. „Die zweite Abtheilung der Nordsee — schreibt er an Moser [186]) — ist weit originaler und kühner, als die erste Abtheilung. Ich habe eine ganz neue Bahn darin gebrochen mit Lebensgefahr. Auch den reinen, freien Humor habe ich in einem selbstbiographischen Fragment versucht (das „Buch Le Grand"). Bisher hab' ich nur Witz, Ironie, Laune gezeigt, noch nie den reinen urbehaglichen Humor. Auch soll der zweite Band eine Reihe Nordseereisebriefe enthalten, worin ich von allen Dingen „und noch einigen" spreche. Willst Du mir nicht einige Ideen dazu schenken? Ich kann da Alles brauchen. Fragmentarische Aussprüche über den Zustand der Wissenschaften in Berlin oder Deutschland oder Europa — wer könnte die leichter hinskizziren, als Du? Und wer könnte sie besser verweben, als ich." Auch Varnhagen wird in ähnlicher Weise von ihm angegangen, da er jetzt alles sagen könne und es ihm gleichgültig sei, ob er sich ein Dutzend Feinde mehr oder weniger aufhocke. „Wollen Sie in meine Reisebilder ganze Stücke, die zeitgemäß, hin-

eingeben, oder wollen Sie mir bloß die Proscriptionsliste schicken, ich stehe ganz zu Ihrem Befehl.“ [187]) Eine dritte Aufforderung dieser Art war an Immermann ergangen, welcher der einzige war, der davon Gebrauch machte und ihm infolgedessen die verhängnisvollen Xenien schickte. Es lebte in Heine eben noch eine andre Seele, als die poetische und als die nach sinnlichem Lebensgenuß dürstende, eine streit- und kampflustige Seele, die, wenn er nicht grade in den Wolkenzügen las oder in dunklen Waldesgründen und in der lieblichen Wildnis der Romantik das Leben der Gnomen, Nymphen und Elfen belauschte, oder in den Augen der Liebe und ihren Umarmungen die Welt vergaß, sich oft mehr als billig in seine Dichtung drängte und mit subjektiver Willkür ihre Formen durchbrach. Dies war auch der Grund, daß es ihn jetzt mehr und mehr zur Prosa zog, daß er sich mehr und mehr an der Ausbildung großer poetischer Formen und Kompositionen gehindert fand. Strodtmann hat zwar die Ursache hiervon in etwas andrem zu finden geglaubt, in dem Mangel an genügender Kraft, um den neuen Ideen, die ihn bewegten, die vollkommen entsprechenden und harmonischen Formen zu geben; wie er in dem Humor des Dichters nur einen Notbehelf sah, um diesen inneren Kampf mit der Form zu verdecken. Ich will keineswegs läugnen, daß dies bisweilen der Fall, weit öfter aber hat es den Dichter gereizt, die hergebrachte, überlieferte Form mit subjektiver Willkür zu durchbrechen und ihr trotzig seine scheinbare, weil ja doch immer künstlerisch durchgebildete Formlosigkeit entgegenzustellen. Wahr aber ist, daß, was auch der wahre Grund hiervon sei, es ihn dem doppelten Vorwurf aussetzen mußte, mit den Ideen, welche er darstellte, nur ein artistisches Spiel zu treiben und der poetischen Formen, die er also vernachlässigte oder durchbrach, nicht genügend mächtig zu sein. Jetzt wenigstens hatte sich des Dichters entschieden die Kampflust bemächtigt. Sein neues Buch sollte, wie er sich ausdrückt, viel Freude und A n g s t machen. „Du wirst sehen: Le petit homme vit encore. Napoleon und die französische Revolution stehen darin in Lebensgröße.“ [188]) Er war an dem Tage, da

es erschien, nach England gereist und es war nicht der geringste Grund dieser Reise, sich dort für alle Fälle in Sicherheit zu bringen. „Es war nicht die Angst, die mich wegtrieb, sondern das Klugheitsgesetz, das jedem rathet, nichts zu riskiren, wo nichts zu gewinnen ist.“ [189]) Dazwischen scheint er aber doch wegen der Folgen besorgt. „Wie wird es mir noch gehen in dieser Welt — ruft er aus. — Ich werde es trotz meiner Einsicht nimmermehr lassen können, dumme Streiche zu machen, d. h. freisinnig zu sprechen. Ich bin begierig zu erfahren, ob keine Regierung mir mein Buch übelgenommen. Am Ende will man doch ruhig in der Heimath sitzen und ruhig den Deutschen Anzeiger lesen und ein deutsches Butterbrod essen.“ [190]) Doch ebenso rasch wechselte mit diesem unter Laune versteckten Kleinmut das Selbstgefühl und die Kampflust. „In dieser seichten, servilen Zeit mußte etwas geschehen — schrieb er wieder, ehe er noch etwas über die Aufnahme seines Buches gehört. — Ich habe das Meinige gethan und beschäme jene hartherzigen Freunde, die so viel thun wollten und jetzt schweigen. Wenn sie zusammen sind und in Reih und Glied stehen, sind die feigsten Rekruten recht muthvoll, aber den wahren Muth zeigt derjenige, der allein steht.“ [191]) Kaum daß ihn die erste Nachricht von der Wirkung des Buches aber erreicht hatte, flammte er auf: „Ich habe durch dieses Buch einen ungeheuren Anhang und Popularität in Deutschland gewonnen; wenn ich gesund werde, kann ich jetzt viel thun; ich habe jetzt eine weitschallende Stimme. Du sollst sie noch oft hören, donnernd gegen Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte. Ich werde eine ganz extraordinäre Professur erlangen in der Universität hoher Geister.“ [192])

Heine war von Norderney nach Lüneburg gereist, um im elterlichen Haus sein Buch zu vollenden. Der Druck desselben hatte ihn dann wieder nach Hamburg gerufen, wo er zugleich wegen einer Gesamtausgabe seiner Gedichte (das Buch der Lieder) mit Campe verhandelte. Er überließ sie demselben für diese und für alle folgenden Ausgaben für den jetzt lächerlich erscheinenden Preis von 50 Louisdors.

Maximilian Heine gedenkt eines Witzworts des Bruders, der, als man von seiner ironischen Prophezeiung eines ihm einst in Düsseldorf zu errichtenden Denkmals sprach, satirisch bemerkte: „In Hamburg hab' ich schon eins." „Wo?" fragte Maximilian erstaunt. „Ei, das schöne Haus des Julius Campe. Das ist ein prachtvolles Monument in dankbarer Erinnerung an die vielen und großen Auflagen (die erste umfaßte 10 000 Exemplare) meines Buches der Lieder." [193])

Es war natürlich, daß die Aufgabe des ursprünglichen Lebensplans und die Verzögerung, welche der neue Entschluß, sich in Berlin als Dozent niederzulassen, erfahren, sowie überhaupt das Unsichere, Schwankende seiner ganzen Lebenslage seinen Gegnern bei seinem Oheim neuen Vorschub geleistet hatten. Der Erfolg des ersten Teils seiner Reisebilder und die in Aussicht stehende Veröffentlichung des zweiten, der von vielen Seiten als ein Ereignis erwartet wurde, wirkten dann wieder beschwichtigend. Mit Recht konnte er nach seiner Ankunft in London schreiben, daß er sich zur Zeit mit seiner Familie auf gutem Fuße befände. Hatte sein Onkel ihm doch in der vertrauensseligsten Weise die Mittel zur Reise dahin überantwortet, indem er, um ihn mit Nachdruck dort einzuführen, ihm einen Kreditbrief von 400 £ auf Rothschild gegeben und ihn diesem noch außerdem dringend empfohlen hatte. Heine war aber kaum 24 Stunden in London, als er den vollen Betrag dieses doch nur zur Repräsentation ausgestellten Kredits auch schon einzog. Der Onkel — sagt Maximilian Heine — sei bei der Meldung seines Londoner Geschäftsfreunds, „daß er das Vergnügen gehabt, seinen berühmten charmanten Neffen persönlich kennen zu lernen und die Ehre genossen, ihm den Credit von £ 400. — auszuzahlen", nicht wenig erzürnt und erschrocken gewesen. „Der Teufel hole Rothschild mit seinem Vergnügen — hätte derselbe gemurrt — und samt der Ehre, die er gehabt hat, mein Geld auszuzahlen" — Heine aber habe auf die Vorwürfe der Mutter einzig erwidert: „Alte Leute haben Capricen; was der Onkel in guter Laune gab, konnte er in böser wieder zurücknehmen. Der Mensch muß immer sicher gehen; der Onkel selbst wäre nie so reich

geworden, wenn er nicht immer sicher gegangen wäre." Ja, auf die persönlichen Einwände des Onkels sei nur die Antwort erfolgt: „Weißt Du, Onkel, das Beste an Dir ist, daß Du meinen Namen trägst." Habe der Onkel doch Maximilian einmal selber geklagt, daß Heinrich es sich noch zur Tugend anrechne, für seine Briefe an ihn kein besonderes Honorar zu verlangen.[194]) Wie es sich mit diesen Witzworten auch immer verhalten mag, so scheint die Erzählung Maximilians von dem Londoner Kreditbrief doch richtig zu sein, da Heine während seines dortigen Aufenthalts nicht weniger als 1400 Thaler verbrauchte, außerdem an Moser 22 Louisd'ors zur Deckung einiger Schulden und 800 Thaler an Varnhagen zur Aufbewahrung für spätere Nöten schickte.

Die Wirkung des zweiten Bandes der „Reisebilder", welcher die zweite und dritte Abteilung der „Nordsee", das Buch „Le Grand" und die „Berliner Briefe" enthielt, war eine ganz außerordentliche. Heine selbst legte außer auf die Gedichte nur auf das Buch Le Grand größeren Wert — das Übrige sei nur Futter für die Menge, die es denn auch mit Appetit verzehre. „Ich weiß sehr gut, man muß staatsfrei gestellt sein, wenn man über meinen Le Grand sich äußern will."[195]) Auch hielt die Kritik sich in der That lange zurück, während das Buch vom Publikum verschlungen wurde. „Aufsehn, viel Aufsehn macht Ihr Buch," hatte Varnhagen nach London geschrieben, „und Dümmler und Konsorten nennen es nach ihrem Buchhändlermaß ein gutes, aber die Leser verstutzen, sie wissen nicht, ob sie ihr Vergnügen nicht heimlich halten und öffentlich ableugnen sollen; selbst die Freunde thun erschrecklich tugendhaft, als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger." Willibald Alexis sprach es im Berliner Konversationsblatt sogar rückhaltlos aus: „Das Buch zu recensieren ist eine mißliche Aufgabe, für die sich vor der Hand bei uns kein Paladin gefunden." Kein Wunder, daß die sich allmählich hervorwagenden Kritiken mehr auszusetzen, als zu loben fanden, zumal die subjektive Willkür der Darstellung dazu genügenden Anlaß gab. — Man warf dem Dichter vor, nur in der Formlosigkeit

Genügen zu finden und den Leser mitten in der erregten Begeisterung durch die eisigen Sturzbäder der Ironie und des Spottes zu schrecken — was eigentlich nur von dem Buche Le Grand galt, welches doch grade durch die Neuheit und Kühnheit der Darstellung und Gedanken vor allem andern anzog. Selbst sein Freund Robert glaubte bei aller Bewunderung des Einzelnen die „blaue Regellosigkeit“ rügen zu sollen, welche das Genie des Verfassers an der Gestaltung eines „regelrechten Kunstgebildes“ verhindere. Besonders aber wurde die Neigung Heines getadelt, selbst noch das Schöne ironisch zu behandeln und das Erhabene ins Niedere herabzuziehen. Man fragte, ob er das Wesen des humoristischen Dichters wohl darin suche, sich um das Ganze eines Werks nicht zu kümmern? Man gab dem Dichter mit Recht zu bedenken, daß er auf diesem Wege zwar eine Zeit lang großes Aufsehen erregen, doch bald wieder in der Meinung und zwar tiefer sinken werde, als er sich in ihr gehoben habe; denn wem viel gegeben, dem nehme man leicht wieder viel, zumal nichts schwerer sei, als einem großen Ruf zu genügen, besonders wenn er plötzlich, wie durch einen glücklichen Wurf, gewonnen wurde. Man klagte über den Mangel an Patriotismus und Nationalgefühl, welchen der Dichter in der Verherrlichung Napoleons und der französischen Revolution so offen zur Schau trage. Es war jedoch ebenso falsch, ihn von dem Standpunkte der damaligen sich für Patriotismus ausgebenden Loyalität zu beurteilen, als es dies vom Standpunkte unseres heutigen patriotischen und nationalen Gefühls sein würde. War es doch grade jene Loyalität, die Heine als Pseudo-Patriotismus zu Gunsten des echten bekämpfte. Daß er diesen, trotz seines leidenschaftlichen Eintretens für die Idee der Humanität, für die ja alle unsere großen Dichter geglüht haben, hochschätzte, geht genügend aus seiner Bewunderung des Nationalgefühls am englischen Volke hervor. Er glaubte jedoch, daß der wahre Patriotismus, das wahre Nationalgefühl auf dem Selbstgefühle des Bürgers, auf der Liebe für bürgerliche Gleichheit und Freiheit beruhen müsse, welch letztere er übrigens durchaus nicht mit dem Republikanismus verwechselt sehen wollte, den er für

Deutschland nicht minder bekämpfte, als die Deutschtümelei. Daher ihm Napoleon, obschon ein Gewaltherrscher, noch immer als der Vertreter einzelner der großen Ideen der französischen Revolution, deren Kind er ja war, erscheinen konnte. Ja, wenn er in den Fürsten, die diesen, seinen Heros, bekämpft hatten, zugleich die Gegner und Unterdrücker der Freiheit, die Verteidiger der alten Vorurteile, Vorrechte und Mißbräuche sah, so hat ihm das Verhalten derselben gegen ihre Völker keineswegs Unrecht gegeben. Auch stand er, wie schon gesagt, in dieser Anschauung durchaus nicht allein. Ohne daß man es sich immer deutlich bewußt wurde, feierten damals nicht wenige Napoleon, obschon er der Unterdrücker Deutschlands gewesen war, als den Mann des Volks und den Heros der Zeit, dessen Erscheinen, Geschichte und Thaten noch immer einen fast mythischen Einfluß auf die Phantasie und Gemüter der Menschen ausübten. Nicht nur in der Heimat des Dichters, die unmittelbar unter napoleonischer Herrschaft gestanden hatte, auch in andern deutschen Ländern und Gegenden hingen noch lange in den Häusern der Bürger und Bauern die Bilder des korsischen Helden.

Und wie Heine in Napoleon gelegentlich den Helden der Zeit, den Mann des Volks, den Verteidiger der übrig gebliebenen Errungenschaften der Revolution feierte, so pries er wohl auch die Franzosen als das auserlesene Volk, welches den übrigen Völkern die neue Religion: die Freiheit, erkämpft und errungen habe. Indessen nahm er doch auch Gelegenheit seinen Lesern zu zeigen, daß er trotz dieses Enthusiasmus nicht blind für die Kehr- und Schattenseite des Bildes sei. „Ich bitte Dich, lieber Leser — heißt es im dritten Bande der Reisebilder — halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartisten; meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, sondern nur dem Genius des Mannes, heiße dieser Mann nun Alexander, Cäsar oder Napoleon. Unbedingt liebe ich letzteren nur bis zum 18. Brumaire, da verrieth er die Freiheit. Und er that es nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus geheimer Vorliebe für Aristokratismus. — Lieber Leser! wir wollen uns hier ein für alle-

mal verständigen. Ich preise nie die That, sondern nur den menschlichen Geist, die That ist nur dessen Gewand, und die Geschichte ist nichts, als die alte Garderobe des menschlichen Geistes. Doch die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und so liebe ich den Mantel von Marengo. Hier that der General Bonaparte einen so starken Zug aus dem Kelch des Ruhmes, daß er im Rausche Konsul, Kaiser, Welteroberer wurde — und sich erst zu St. Helena ernüchtern konnte. Es ist uns selbst nicht viel besser ergangen; wir waren mitberauscht, haben Alles mitgeträumt, sind ebenfalls erwacht und im Jammer der Nüchternheit machen wir allerlei verständige Reflexionen. Es will uns da manchmal bedünken, als sei der Kriegsruhm ein veraltetes Vergnügen, die Kriege bekämen eine edlere Bedeutung und Napoleon sei vielleicht der letzte Eroberer.“ [196]) Das war freilich ein so gründlicher Irrtum, als daß Heine in seiner Freiheits- und Gleichheitssehnsucht in dem russischen Kaiser Nikolaus zur selben Zeit den Gonfaloniere der Freiheit, den Ritter von Europa erblickte, weil er angeblich die griechischen Witwen und Waisen gegen die Türken beschützte und diese aus Europa zu drängen versuchte — ein Irrtum, von dem die Geschichte ihn bald wieder heilte.

Was man gegen „das Buch Le Grand“ auch einzuwenden das Recht hat — so hat Heine darin doch ein ganz neues Genre geschaffen, das satirisch-poetische Phantasiestück oder Capriccio, in dem er noch nicht wieder erreicht worden ist, vielleicht schon deshalb, weil es, als eine ganz spezifische Form des Heine’schen Geistes, nie nachgeahmt werden sollte. Nur eine Subjektivität, wie die seine, mit diesem Reichtum sich widersprechender und doch glänzender Gegensätze, vermochte in dem Wechsel von Ernst und Humor, von poetischer und satirischer Stimmung ein so wunderliches Gesamtbild zu schaffen. Alles was nur in der Natur dieses Dichters lag, Phantasie und Witz, Hohn und Begeisterung, romantische und realistische Lebensanschauung, Sentimentalität und Cynismus, Melancholie und übersprudelndes Lebensgefühl, süßeste Anmut und groteskeste Ausgelassenheit, eitle, weltschmerzliche Selbstbespiegelung und kindliche Naivetät, alles

wirkte hier zu einem Ganzen zusammen, dessen widerspruchsvolle Einheit nur in der Subjektivität des Dichters liegt, die uns mit dem Scheine der Wirklichkeit neckt, um sich sofort wieder hinter die Schleier einer bunten Phantastik zu verstecken. „Das Leben — sagt er gewissermaßen zur Rechtfertigung dieses poetischen Spiels — ist im Grund so fatal ernsthaft, daß es nicht zu ertragen wäre, ohne die Verbindung des Pathetischen mit dem Komischen. Das wissen unsere Poeten. Die grauenhaftesten Bilder des menschlichen Wahnsinns zeigt uns Aristophanes nur im lachenden Spiegel des Witzes, den großen Denkerschmerz, der seine eigne Nichtigkeit begreift, wagt Goethe nur mit den Knittelversen eines Puppenspiels auszusprechen und die tödlichste Klage über den Jammer der Welt legt Shakespeare in den Mund eines Narren, während er dessen Schellenkappe ängstlich schüttelt. — Sie haben's Alle dem großen Urpoeten abgesehen, der in seiner tausendaktigen Welttragödie den Humor auf's Höchste zu treiben weiß, wie wir es täglich sehen: — nach dem Abgang der Helden kommen die Clowns und Graziosos mit ihren Narrenkolben und Pritschen, nach den blutigen Revolutionsscenen und Kaiseraktionen kommen wieder herangewatschelt die dicken Bourbonen mit ihren alten, abgestandenen Späßchen und zart legitimen Bonmots, und graziöse hüpft herbei die alte Noblesse mit ihrem verhungerten Lächeln, Kreuzen und Kirchenfahnen. — Und im Himmel oben, im ersten Range, sitzen unterdessen die lieben Engelein und lorgnieren uns Komödianten hier unten und der liebe Gott sitzt ernsthaft in seiner großen Loge und langweilt sich vielleicht, oder rechnet nach, daß dieses Theater sich nicht lange mehr halten kann, weil der Eine zu viel Gage und der Andere zu wenig bekommt, und Alle viel zu schlecht spielen." [197])

Heine hatte seinem Vetter Schiff das Buch Le Grand in den Korrekturbogen zu lesen gegeben. Dieser, um seine Meinung befragt, hatte geäußert, daß die Harlekinspritsche nicht die Feder des Dichters sein sollte. „Auch hast Du nicht wohlgethan, Deine musikalische Unwissenheit kund zu geben. — Mir scheint, Du kennst keinen Unter-

schied zwischen einer Militärtrommel und einem großen Orchester. Du läßt die Siege Napoleons von einem kaiserlichen Tambour austrommeln und stellst Dich auf's Gerüst, um den Ruhm des Welteroberers auszuschreien. Das ist keine Poesie, sondern Charlatanerie.“ „Pah — habe Heine erwidert, der sehr ernsthaft geworden sei — giebt es eine Poesie ohne Charlatanerie?“ — „Ein Tambour, der aus heiler Haut stirbt — sagte Schiff — und einen Wirbel dazu schlägt, ist ein Unding. Denn beim Wirbel müssen die Ellenbogen fix gerührt werden. Das Piano ist schwieriger, als das Forte, und die abnehmende Lebenskraft kann es nicht hervorbringen. Gesetzt aber, sie könnte es, so wäre ein solches Dahinscheiden lächerlich.“ — Heine hätte wohl noch Manches hierauf erwidern können. Er hatte sich aber zu sagen begnügt: „Höre, Bursche, das sagst Du mir, aber keinem Andren.“ Vielleicht, daß er sich an einer wunden Stelle getroffen fand, denn dem, was hier Charlatanerie genannt wird, hat er wohl mehr, als nach ihm der Poesie davon notwendig ist, Raum in seiner Dichtung gegeben. Er wurde oft durch das tiefe Gefühl des Kontrastes von Ideal und Leben beim Dichten bestimmt. Oft aber trieb er auch nur sein artistisches Spiel mit diesen Gegensätzen, ja kokettierte damit, so daß er einem falschen Effekt die innere Wahrheit opferte und der Leser nicht immer weiß, ob das, was er liest, ernst oder ironisch gemeint ist. Als Moser ihm schrieb, daß er über sein Gedicht „Donna Clara“ gelacht habe, antwortete Heine betroffen: daß es gar nicht scherzhaft gemeint sei. „Aber es geht mir oft so, ich kann meine eigenen Schmerzen nicht erzählen, ohne daß die Sache komisch wird.“ [198]) Heine ist auch hierdurch oft mißverstanden und falsch beurteilt worden. Nicht minder gefährlich war ihm sein Witz, dem er nicht selten, wenn auch nur momentan, die Sache und sich selber preisgab. Er fühlte das auch. „Der ironische Teufel — schreibt er einmal — hat mir wieder wie gewöhnlich entgegengesetzte Worte untergeschoben.“ [199])

Heine war nach London gegangen, weil er die Wirkung des zweiten Teiles der Reisebilder im Auslande abwarten und sich

nicht unnützerweise Gefahren aussetzen wollte. Auch wurde das Buch sehr rasch in Österreich, Preußen, Hannover und Mecklenburg verboten. Moser äußerte witzig, daß man dies zu dessen Verbreitung nicht nötig gehabt. Selbst in dem Tadel und den Angriffen spiegelte sich noch die ungeheure Wirkung, die es hervorbrachte. Daß Heine aber gerade London als Zuflucht gewählt, erklärt sich aus den Verhältnissen der Zeit und der Richtung und Stimmung seines Geistes. So sehr er das „perfide Albion" haßte, das seiner Aristokratie den ersten Heldengeist der Zeit zum Opfer gebracht und heuchlerisch zu Tode gemartert hatte, so erfüllte ihn andrerseits der auf seine Bürgerfreiheit stolze und eifersüchtige Volksgeist der Engländer und die Institutionen, welche sie schützten, mit großer Bewunderung. Nichts war natürlicher, als das Verlangen, sich von diesen letzteren eine möglichst lebendige Anschauung zu verschaffen, um sie seinen Landsleuten als nachahmungswürdiges Beispiel vor Augen stellen zu können. Dazu kam, daß dort grade ein liberales Ministerium zur Herrschaft gekommen war und der vielleicht größte Redner der Zeit, Canning, der Aristokratie und dem verhaßten Wellington an ihrer Spitze den Krieg erklärt hatte. „Es war damals — sagt Heine im Rückblick — eine dunkle Zeit in Deutschland. Nichts als Eulen, Censuredikte, Kerkerduft, Entsagungsromane, Wachtparaden, Frömmelei und Blödsinn. Als nun der Lichtschein der Canning'schen Worte zu uns herüberleuchtete, jauchzten die wenigen Herzen, die noch Hoffnung fühlten, und was den Schreiber dieser Blätter betrifft, er küßte Abschied von seinen Lieben und Liebsten und fuhr gen London, um den Canning zu sehen und zu hören. Da saß ich nun ganze Tage auf der Galerie der St. Stephanskapelle und lebte in seinem Anblicke und trank die Worte seines Mundes und mein Herz war berauscht. — Diese Zeit wird mir ewig im Gedächtnisse blühen, und nimmermehr vergesse ich die Stunde, als ich Georg Canning über die Rechte der Völker sprechen hörte und jene Befreiungsworte vernahm, die wie heiliger Donner über die ganze Erde rollten und in der Hütte des Mexicaners, wie des Hindu, ein tröstendes Echo zurückließen."[200]) Heine

wohnte hier in der That einem der denkwürdigsten parlamentarischen Kämpfe bei. Er hat in seinem Berichte darüber nicht nur Canning, sondern auch dem großen Oppositionsredner Lord Brougham ein leuchtendes Denkmal gesetzt und den ihm verhaßten Wellington mit der verächtlichsten Ironie behandelt, „das dumme Gespenst mit der aschgrauen Seele in einem steifleinenen Körper und dem hölzernen Lächeln in dem frierenden Gesicht.“

Doch nicht nur das Parlament, auch die Stadt in ihrer kolossalen Größe nötigte ihm Staunen ab, das aber von Schrecken nicht frei war. „Ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann, ich habe es gesehen und staune noch immer. Noch immer starrt in meinem Gedächtnisse dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom von lebendigen Menschengesichtern mit all' ihren bunten Leidenschaften, mit all' ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses — ich spreche von London. Schickt einen Philosophen nach London, bei Leibe keinen Poeten. Schickt einen Philosophen hin und stellt ihn an eine Ecke von Cheapside, und wie die Menschenwogen ihn umrauschen, so wird ein Meer von neuen Gedanken in ihm aufsteigen, der ewige Geist, der darüber schwebt, wird ihn anwehen, die verborgensten Geheimnisse der gesellschaftlichen Ordnung werden sich ihm offenbaren, er wird den Pulsschlag der Welt hörbar vernehmen und sichtbar sehen — denn wie London die rechte Hand der Welt ist, die thätige, mächtige rechte Hand, so ist jene Straße, die von der Börse nach Downingstreet führt, als die Pulsader der Welt zu betrachten. Aber schickt keinen Poeten nach London, dieser baare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung, diese Verdrießlichkeit der Freude selbst, dieses übertriebene London erdrückt die Phantasie und zerreißt das Herz.“[201] Heine konnte in London nicht wahrhaft froh werden. Fast alles stieß ihn dort ab: die Sprache, das Essen, die Menschen, John Bull nicht weniger, als die Aristokratie, vor allem die Scheinheiligkeit dieser Menschen. Die Frauen allein fanden wie immer Gnade vor seinen Augen.

„Es sind schöne weiße Leiber — sagt er cynisch von ihnen — nur der allzubreite Raum zwischen der Nase und dem Munde, der bei ihnen ebenso häufig, wie bei den englischen Männern gefunden wird, hat mir oft in England die schönsten Gesichter verleidet.“ Doch muß er dafür genügenden Ersatz gefunden haben, da er Moser vertraut: „Wenn ich lebendig aus England herauskomme, so sind die Weiber nicht Schuld daran, sie thun das ihrige.“ „Die Weiber sind dort schön“ — schreibt er ein andermal an Varnhagen — setzt aber hier noch hinzu: „die Männer groß und großmüthig.“ Sonst hat er seinem Unmut über England und die Engländer bei jeder Gelegenheit, oft in der einseitigsten, übertriebensten, ja ungerechtesten Weise Luft gemacht. Er fühlte das selbst. „Ich will es Ihnen gestehen, Maria — bekennt er einmal — wenn mir in England nichts munden wollte, weder Menschen, noch Küche, so lag wohl zum Theil der Grund in mir selber. Ich hatte einen guten Vorrat von Mißlaune mit herübergebracht aus der Heimath und ich suchte Erheiterung bei einem Volk, das selber nur im Strudel der politischen und merkantilischen Thätigkeiten seine Langeweile zu tödten weiß. Die Vollkommenheit der Maschinen, die hier überall angewendet werden, und so viele menschliche Verrichtungen übernommen, hatte ebenfalls für mich etwas Unheimliches. Dieses künstliche Getriebe von Rädern, Stangen, Cylindern und Zähnchen, die sich fast leidenschaftlich bewegen, erfüllte mich mit Grauen. Das Bestimmte, das Genaue, das Ausgemessene und die Pünktlichkeit im Leben der Engländer beängstete mich nicht minder, denn gleichwie die Maschinen in England uns wie Menschen vorkommen, so erscheinen uns dort die Menschen wie Maschinen!“ [202]) Immer wieder aber kommt er auf seine Antipathien zurück. So noch im Vorwort zu „Shakespeare's Mädchen und Frauen.“ „Welch ein widerwärtiges Volk — heißt es hier — welch ein unerquickliches Land! Wie steifleinen, wie hausbacken, wie selbstsüchtig, wie eng, wie englisch! Ein Land, welches längst der Ocean verschluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, daß es ihm Uebelkeiten im Magen verursachen möchte.“ „Die gütige Natur enterbt aber nie

gänzlich ihre Geschöpfe und indem sie den Engländern Alles, was schön und lieblich ist, versagte und ihnen weder Stimme zum Gesang, noch Sinn zum Genuß gab, und sie vielleicht mit ledernen Porterschläuchen, statt mit menschlichen Seelen begabt hat, ertheilte sie ihnen zum Ersatz ein groß Stück bürgerlicher Freiheit, das Talent, sich häuslich bequem einzurichten und den William Shakespeare." — Gleichwohl verschmähte er nicht, die Gastfreundschaft dieses Landes länger als drei Monate in Anspruch zu nehmen. Am 8. August, dem Tage, an welchem Canning in Chiswick starb, kehrte er England den Rücken, nachdem er noch vierzehn Tage im Seebade Ramsgate verlebt hatte, und reiste über Holland nach Norderney, um sich von seinen Anstrengungen hier zu erholen. Da es ihm aber hier zu geräuschvoll war, wandte er sich nach Wangeroge, um Ende September wieder nach Hamburg zurückzukehren, wohin ihn der Druck seines „Buches der Lieder" rief. Hier nahm ihn sehr bald ein zärtliches Verhältnis zu der schönen, talentvollen Schauspielerin Peche gefangen, die hier, wie überall, wo sie erschien, die allgemeinste Bewunderung erregte. Auch seine Bekanntschaft mit dem Schauspieler-Dichter August Lewald, der uns eine Schilderung des damaligen Lebens des Dichters hinterlassen hat, fällt in diese Zeit. Er beschreibt ihn als einen jungen Mann, der, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, die Hände in den Hosentaschen, den Rock nachlässig offen, bald nach links, bald nach rechts blickend, die Straßen der Stadt zu durchschlendern pflegte. Es habe in seiner Erscheinung eine vornehme Gleichgültigkeit, in seinem Wesen eine unendliche Langeweile gelegen.[203]) Auch Schiff, der ihn lange nicht gesehen und ihn sehr verändert fand, erhielt einen ähnlichen Eindruck von ihm. „Er war nicht mehr der in sich selbst Zurückgezogene, sein Benehmen war offener und freier. Er war ein Lebemann geworden und mehr als Das: ein vornehmer, mißmuthiger Gentleman."

Heine hatte, als er nach London kam, Varnhagen gebeten, bei Cotta anzufragen, ob dieser ihn in Paris als Korrespondent für sein Morgenblatt gebrauchen könne. Cotta hatte diesem Verlangen sich

nicht nur sofort sehr geneigt bezeigt, sondern ihm auch einen Teil der Redaktion seiner „Allgemeinen politischen Annalen“ angetragen, die eben jetzt eine Umgestaltung erfahren sollten. Heine hatte sich zwar sehr geschmeichelt gefühlt, konnte aber nicht zum Entschluß kommen, selbst als eine zweite Aufforderung ihm sehr liberale Vorschläge überbrachte. Mehr als je hoffte er auf eine Berliner Anstellung, eine Erwartung, die sich aus dem ihn berauschenden Erfolge und der Überzeugung erklärt, daß man eine so gefährliche Feder, wie die seine, vernünftigerweise zu gewinnen trachten werde. Es würde dies weder der erste, noch einzige Fall gewesen sein, in welchem bei ihm das Herz mit dem Verstand, das Ideal mit dem Leben in Konflikt geraten wären. Doch grade, daß man ihm jede Anstellung hartnäckig verweigerte, spricht wieder sehr zu seinen Gunsten, da es beweist, daß man ihn doch nicht für käuflich hielt. Auch würde sein Eintritt in den Staatsdienst gewiß ebenso rasch wieder von ihm bereut worden sein, als sein Übertritt zu dem Christentum, und fort und fort würde sein Herz und seine Zunge gegen die Mißstände und Mißbräuche des Staats und den Absolutismus ihre Stimme noch ebenso laut erhoben haben, wie dies von ihm gegen die christliche Kirche und ihre Vertreter zur Zeit noch geschah. Im Oktober 1827 entschloß er sich daher endlich dem Cottaschen Antrage Folge zu geben. „Januar 1828 — schreibt er am 19. Oktober an Varnhagen — erscheinen die „politischen Annalen“ unter der Redaktion Ihres Freundes Heine. Ich habe diese Redaktion angenommen, weil ich überzeugt war, Sie sind nicht bloß damit zufrieden, sondern auch darüber erfreut. Sagen Sie mir, an wen ich zum Mitarbeiter mich wenden soll. Wollen Sie selbst die Hand im Spiele haben, so soll es Niemand erfahren. Ich will Alles selbst vertreten.“ [204]) Auch Moser fordert er zu Beiträgen auf und bereitet ihn zugleich auf den dritten Band der „Reisebilder“ vor, der noch furchtbarer sein werde, als der zweite. „Das Kaliber der Kanonen soll noch größer sein und ich habe schon ein ganz neues Pulver dazu erfunden. Soll nicht soviel Ballast, als der zweite führen.“ [205]) Sein Selbstgefühl ging damals grade sehr hoch. „Man will wissen —



Jugendbild vom Jahre 1827, nach der Radierung
von Ludwig Grimm.

schrieb er an Varnhagen — Wolfgang Goethe schriebe mißfällig von mir. Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen, er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen — H. Heine." [206])

In solcher Stimmung reiste er Ende Oktober von Hamburg ab, verweilte noch einige Tage bei seinen Eltern in Lüneburg, besuchte in Göttingen seinen Freund den Professor Sartorius und in Kassel die Brüder Grimm. Der Bekanntschaft mit ihnen verdanken wir jenes schöne, wennschon nicht durchaus ähnliche Porträt, welches der jüngste der Brüder damals mit der Radiernadel entworfen. Es stellt den Dichter en profil dar, die Locken à la Byron gekräuselt, den Kopf nachlässig auf die Hand gestützt, mißmutig emporschauend, mit der Unterschrift:

Verdroßnen Sinn im kalten Herzen hegend
Schau ich verdrießlich in die kalte Welt. [207])

Auch in Frankfurt hielt Heine sich mehrere Tage auf, wo man ihm die Satire, die er sich einst gegen die freie Reichsstadt erlaubt hatte, keineswegs nachtrug. Zu Börne gewann er das freundschaftlichste Verhältnis. Von beiden Seiten bestand damals die Neigung, sich bei vielen geistigen Berührungspunkten persönlich so fest wie möglich an einander zu schließen. Man schied bei gewiß nur kleinen Abweichungen der Ansichten in der vollkommensten Harmonie. Heine, der ihre damals geführten Gespräche nach mehr als zwölf Jahren noch fest im Gedächtnis behalten haben will, hat diese Differenzpunkte sicher vergrößert. Gleichwohl standen beide, ohne daß sie es vielleicht ahnten, schon damals in einem tiefgreifenden Gegensatz. Börne nahm es bei seinen Ansichten ungleich ernster, als Heine, sie waren bei ihm von einer ungleich größeren Tragweite, er war bereit, sie in Handlungen umzusetzen. Heine wollte, wie er uns sehr bald selbst sagen wird, im Grunde nur immer sprechen — d. h. schreiben. Kein Zweifel, daß er, indem er schrieb, auch schon handelte, wie es denn keineswegs für ihn ohne Folgen blieb, aber die Handlung blieb hier doch noch ganz innerhalb des Gebietes der Phantasie

stehen. Es war das Phantasiebild der That, aber die That noch nicht selbst.

In diese Zeit fällt wohl ein kleines Ereignis, welches Hüffer dem Neffen des Bonner Universitätsfreunds des Dichters, Franz von Zuccalmaglio, nacherzählt hat. Herr Vincenz von Zuccalmaglio berichtet nämlich, daß zur Zeit, da er von 1827—30 in Heidelberg studierte, Heine dort seinen Bruder Maximilian besucht und mit diesem einen Ausflug nach dem Wartberg bei Weinsberg, jenseits Heilbronn, gemacht habe. Hier, wo sich auch Vincenz damals befunden, sei plötzlich ein württembergischer Polizeimann auf Heine zugekommen, der, nachdem er sich der Identität desselben mit dem Dichter Heine versichert, ihn festgenommen und über die Grenze gebracht habe.

Erst Ende November traf Heine über Stuttgart, wo er Menzel noch kennen lernte, in München ein. Der noch immer rüstige Cotta, der ihn mit Ungeduld erwartete, suchte ihn durch vorteilhafte Anerbietungen dauernd an sich zu fesseln. Er wünschte seine Mitwirkung auch für „das Morgenblatt“ und „das Ausland“, wofür er ihm ohne besondere Verpflichtung wegen der von ihm zu liefernden Beiträge 2000 fl. jährlichen Gehalt bot. Heine wollte sich aber zunächst nicht für länger binden, sondern abwarten, wie Stadt und Klima ihm zusagten. Er verpflichtete sich daher nur bis Juli des kommenden Jahres für jedes Heft der Annalen einen Aufsatz zu liefern und für die beiden andern Zeitschriften nach Kräften bemüht zu sein, wofür Cotta ihm 100 Karolin zahlte. Auf diese Weise erschienen der größte Teil der „Englischen Fragmente“, der Aufsatz über Menzels „Deutsche Literatur“ und ein Bericht über die erste Aufführung von „Beers Struensee“.

München gefiel Heine ganz gut. Der volkstümliche Charakter seiner Bauart, die gleichsam eine Anschauung ihrer historischen Entwicklung gab, sprach ihn an, so wenig sie ihn ästhetisch befriedigte. Doch fand er es „ridicül“, die Stadt ein neues Athen zu nennen. Für Cotta hat er nur Worte der Anerkennung, auch dessen Gattin wird als eine liebenswürdige Dame gerühmt, die mit Vergnügen

seine Verse las und der er auch persönlich gefalle. Überhaupt ist er von den „wunderschönen Weiberverhältnissen", die er hier anknüpft, entzückt, so wenig sie auch seine Gesundheit und seine Arbeitslust förderten. „Ich lebe als grand Seigneur und die 5½ Menschen hier, die lesen können, lassen mir auch merken, daß sie mich hochschätzen." Am liebsten ist er unter den jungen Malern,[208]) die besser aussähen, als ihre Bilder. Ja, wenn er auch dazwischen das Leben hier seicht und kümmerlich findet, und über Kleingeisterei klagt, so muß er doch selbst noch in den herrlichen Bagni di Lucca bekennen, daß er mit Freuden nach München zurückkehren werde, um immer daselbst zu bleiben. Zunächst aber dachte er nur zu bald wieder ans Fortgehen. Schon am 12. Februar 1828 sehen wir ihn ernstlich mit dem Gedanken einer italienischen Reise beschäftigt. Am liebsten möchte er freilich nach einem Lande, „das noch nicht entdeckt ist" — manchmal auch nach Berlin, der Stadt, in der man, „weil es zum Erfinden des Pulvers zu spät war, die Ironie erfunden habe" und wo, wie er ein andermal klagt, eigentlich nichts ist, als „seichtes Leben, witziger Egoismus und witziger Sand." Nur nach Hamburg will er um keinen Preis mehr zurück: „Es sind mir Dinge von der äußersten Bitterkeit dort passirt; sie wären auch nicht zu ertragen gewesen ohne den Umstand, daß nur ich sie weiß."

Durch Campe war er, wie es scheint, bald nach seiner Ankunft in München mit dem litterarischen Abenteurer Witt von Dörring bekannt geworden. Zu seinem großen Verdrusse hatte ihm Campe Briefe durch diesen geschickt. Er will mit Witt keine Berührungspunkte außer durch Wein und Theater haben. Am 12. Februar schreibt er aber schon über ihn an Varnhagen: „Witt von Dörring, der Berüchtigte, ist hier: Gott weiß, mit welchem Skandal er endigen wird. Ich hab' ihn persönlich sehr gern und er kompromittirt mich überall, indem er mich seinen Freund nennt, dadurch aber erlange ich 1) daß die Revolutionäre durch Mißtrauen sich von mir fern halten, was mir sehr lieb, 2) daß die Regierungen denken, ich sei nicht so schlimm, und überzeugt sind, daß ich in keiner einzigen

schlimmen Verbindung stehe. Ich will ja nur Sprechen. Übrigens ist Witt mein Fouché. Mir kann er nicht schaden, und wenn ich wollte, könnte ich durch ihn schaden, wem ich wollte. Freilich, hätte ich Macht, ließe ich ihn hängen." Solche Ansichten, welche bei jedem Menschen bedenklich sein würden, mußten dies doppelt bei einem publizistischen und politischen Schriftsteller sein. Der Satz: Ich will ja nur Sprechen, verrät das letzte Geheimnis des Heineschen Freisinns. Doch befand er sich grade damals auf einer sehr abschüssigen Bahn und es war wirklich ein Glück für ihn, daß der gefährliche Umgang mit Witt eine plötzliche gewaltsame Unterbrechung erlitt und hierdurch auch die Veröffentlichung des über diesen von Heine verfaßten Artikels unterblieb, den Strodtmann im 4. Bd. der deutschen Revue mitgeteilt hat, und in welchem man am Schluß gegenüber den moralischen Verurteilungen, die das zweideutige Treiben Witts erfuhr, folgendes lesen kann: „Wir aber sind feiner gesinnt, wir kritisieren nicht die Rolle, sondern das Spiel, und aus diesem Gesichtspunkt erklären wir den Johannes Witt von Dörring für einen seltnen Meister und wir rühmen seine kühne Gewandtheit, seine wunderbare Herrschaft über die Sprache, sein Talent der Liebenswürdigkeit und der Malice, seine Kunst, sich mit frommen Phrasen zu schmücken, und endlich gar seines Geistes leuchtende Schwungfedern, die ihm ebenso gut zum Fliegen, wie zum Glänzen dienen könnten." Der den Regierungen nicht minder, als den revolutionären Gesellschaften verdächtig erscheinende junge Mann war nämlich plötzlich aus München gewiesen worden. Heine, der im Schreck darüber den vorgedachten Brief an Varnhagen ohne Schluß abgesendet hatte, äußert sich in seinem nächsten Schreiben über sein eignes Verhältnis zu Witt noch immer entschuldigend. „In Deutschland ist man noch nicht so weit, zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und That befördern will, sich oft kleine Lumpigkeiten, sei es aus Spaß oder aus Vortheil, zu Schulden kommen lassen darf; wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens nichts schadet, ja daß diese Lumpig-

keiten oft sogar lobenswerth sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unsres Lebens desto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Macchiavell und jetzt noch in Paris, hat man diese Wahrheit am Tiefsten begriffen. Dieses zur Apologie aller Lumpigkeiten, die ich noch Lust habe, in diesem Leben zu begehen. Ich denke, die nächste wird in der Gestalt einer Recension erscheinen. Pst! Pst!“[209]) Bei so spitzfindig frivolen Lebensgrundsätzen, nach denen Heine zwar schon manchmal, doch anscheinend unbewußt, gehandelt hatte, die er aber noch nie so nackt ausgesprochen, kann es nicht Wunder nehmen, daß er seine Stellung an den Annalen ziemlich leichtfertig auffaßte und ein ihnen entsprechender Ton in seine nächsten Schriften mit eindrang.

Schon von Hamburg aus hatte Heine in einem Briefe an Varnhagen mit den Worten: „Die Tendenz sehen Sie wohl voraus“ — dunkel angedeutet, daß er mit der Annahme der Redaktion der Annalen den Zweck verfolge, in München das zu erreichen, was ihm in Berlin so beharrlich versagt wurde. Als ihm daher Cotta eines Tages mitteilte, daß der König die Annalen mit Teilnahme lese, bat er ihn sofort, demselben seine „Reisebilder“ und sein „Buch der Lieder“ in die Hände zu spielen und dabei anzudeuten: Der Verfasser sei viel milder, besser und vielleicht jetzt auch ganz anders, als seine früheren Werke. „Ich denke, der König ist weise genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen und nicht nach dem etwa guten oder schlimmen Gebrauch, der schon davon gemacht worden.“ Dazwischen dachte er aber noch immer auch an Berlin. „Ich werde hier sehr ernsthaft, fast deutsch“ — schreibt er am 1. April 1828 an Varnhagen — „oft habe ich eine Sehnsucht nach der Hauptstadt, nämlich Berlin. Ich bin in Baiern ein Preuße geworden. Mit welchen Menschen dort raten Sie mir in Verbindung zu treten, um meine Rückkehr einzuleiten?“

Durch Michael Beer, der sich damals in München befand, war Heine mit dem Dichter-Minister Eduard von Schenk bekannt geworden, auf dessen Befürwortung er vor allem bei seiner Bewerbung um eine

Professur an der Münchener Hochschule zählte. Auch der Dichter und Gesandtschaftsattaché Feodor Iwanowitsch Tjutschew, dem er in herzlicher Freundschaft verbunden war, wirkte in diesem Sinn. Das verpflichtete nun freilich zu Gegendiensten, die sein kritisches Gewissen belasteten. Der obenerwähnte, mit Pst! Pst! schließende Stoßseufzer galt einem solchen, seiner Beurteilung des Beerschen Struensee nämlich. Die bessere Natur trug in unserem Dichter aber immer wieder den Sieg davon, besonders wo die Wahrheitsliebe in Frage kam. Bei allem Lob wurden die Mängel des Beerschen Stücks nicht übersehen und das Lob betraf hauptsächlich eine Seite der Dichtung, von der Heine wirklich sympathisch berührt werden mußte. Die Idee dieses Stücks, der Kampf des Bürgertums gegen die Vorrechte der Aristokratie, mußte in seiner Seele ihr Echo finden. „Die Idee der Menschengleichheit durchwärmt unsere Zeit und die Dichter, die als Hohepriester dieser göttlichen Sonne huldigen, können sicher sein, daß Tausende mit ihnen niederknieen und Tausende mit ihnen weinen und jauchzen."

Mit Ende Juni 1828 erreichte die Heinesche Redaktion der Annalen, sowie diese Zeitschrift selber ihr Ende. Cotta wollte dem Unternehmen eine erweiterte Gestalt geben und verhandelte darüber noch im Herbst mit dem Dichter, der am 15. Juli seine Reise nach Italien angetreten hatte. Sein Bruder Maximilian, der damals in München studierte, begleitete ihn bis Tirol, das durch Immermanns Hofer noch ein besonderes Interesse für ihn gewann. Der erste italische Eindruck, der in Trient seine Seele traf, bewegte ihn tief, ja er war fast erschrocken, als ihn „all die großen italienischen Augen" ansahen und das „buntverwirrte italienische Leben ihm leibhaftig, heiß und summend" entgegenströmte. Es fiel ihm aufs Herz, daß der deutsche Sommer eigentlich nur „ein grünangestrichener Winter" sei und sogar die Sonne bei uns „eine Jacke von Flanell tragen müsse, wenn sie sich nicht erkälten will". Verona berührte ihn mit der Macht einer großen historischen Vergangenheit. Von hier wendete er sich über Brescia nach Mailand, wo ihn der Dom an seinen Lieblingshelden, den ersten Napoleon, erinnert, dem er auf dem Schlachtfeld von

Marengo eine Gedächtnisfeier bereitet, bis er in der Stadt des Fiesco endlich eine längere Rast fand. Es scheint, daß ein galantes Abenteuer, ohne welches er nun einmal nicht leben konnte, ihn die Rache eines Nebenbuhlers fürchten ließ, er der vielleicht nur eingebildeten Gefahr aber mutig Trotz bot. „Ich lese alle Abend im Plutarch und ich sollte mich vor einem modernen Meuchelmörder fürchten?“ schrieb er etwas bombastisch darüber an Moser.[210]) Nach achttägigem Aufenthalt fuhr er zu Schiff nach Livorno, um dann die Bäder von Lucca aufzusuchen, wo er vier „göttliche“ Wochen verlebte. Das Einzige, was ihn quälte, war die ungenügende Kenntnis der Landessprache. Sein Düsseldorfer Italienisch scheint nicht recht haften geblieben zu sein. „Ich sehe Italien, aber ich höre es nicht. Dennoch bin ich oft nicht ganz ohne Unterhaltung. Hier sprechen die Steine und ich verstehe ihre stumme Sprache.“ Ja, wenn ihm im Tagesgeräusch auch manches von dem verloren gehe, was ihm die alten Paläste Heimliches zuflüsterten, so sei doch der Mond ein guter Dolmetscher, der sich auf den Lapidarstil verstehe. Gleichwohl habe es etwas Gespensterhaftes, „wenn man nach einem Lande kommt, wo man die lebende Sprache und das lebende Volk nicht versteht und statt dessen doch ganz genau (?) die Sprache kennt, die vor Jahrtausenden dort geblüht und, längst gestorben, immer noch von mitternächtlichen Geistern geredet wird, eine todte Sprache! Indessen es giebt eine Sprache, womit man von Lappland bis Japan bei der Hälfte des menschlichen Geschlechts sich verständlich machen kann. Diese Sprache blüht in Italien ganz besonders. Wozu Worte, wo solche Augen mit ihrer Beredtsamkeit einem armen Tedesco tief in's Herz hinein glänzen, Augen, die besser sprechen, als Demosthenes und Cicero, Augen, die so groß sind, wie Sterne in Lebensgröße.“

Heine benutzte in den Bagni di Lucca die Mußestunden, um an seinen italienischen Reiseskizzen zu arbeiten, welche den dritten Band seiner „Reisebilder“ bilden sollten. „Wenn ich nach Deutschland zurückkehre“ — schreibt er an Moser — „will ich den 3. Band der Reisebilder herausgeben. Man glaubt in München, ich würde

jetzt nicht mehr so sehr gegen den Adel losziehen, da ich im Foyer der Noblesse lebe und die liebenswürdigsten Aristokratinnen liebe und von ihnen geliebt werde. Aber man irrt sich. Meine Liebe für Menschengleichheit, mein Haß gegen Klerus war nie stärker, wie jetzt, ich werde fast dadurch einseitig. Aber eben, um zu handeln, muß der Mensch einseitig sein."

Am 1. Oktober befand er sich in Florenz, wo er nach der mit Schenk getroffenen Verabredung einen Brief von diesem mit der Entscheidung über seine Münchener Anstellung erwartete. Er harrte ihrer vergeblich und nur mit halbem Anteil sah er die Schätze der alten Guelfenstadt an. Er traf hier Rumohr, der die zwischen Platen und Heine wegen einiger im zweiten Bande der „Reisebilder" von Immermann aufgenommenen Xenien ausgebrochene Verstimmung statt, wie er vielleicht hoffte, zu beschwichtigen, nur noch verstärkte. Von hier aus schickte Heine am 11. November an Cotta Bruchstücke seiner „Reise von München nach Genua" für das Morgenblatt, in dem sie bereits vom 1.—12. Dezember erschienen. Bei dieser Gelegenheit sprach er sich über die Stellung aus, die er zu der statt der alten Annalen beabsichtigten neuen Zeitschrift einzunehmen bereit war. Er schlug als Titel: „Neue Annalen, eine Zeitschrift für Politik, Literatur und Sittenkunde" vor. Er willigte ein, daß sein Name mit als Herausgeber genannt werden dürfe, unter der Bedingung jedoch, daß das Honorar für die Mitarbeiter ein entsprechend anständiges sei. Mit seinem bisherigen Mitredakteur Lindner wollte er jedoch nur zusammenarbeiten, falls dieser sich der Noten enthalte. Träte Lindner von der Redaktion zurück, so würde ihm Dr. Kolb der angenehmste Mitredakteur sein. Kolb und wieder Kolb müsse dann freilich für alles sorgen.[211] In diesem Sinne schrieb er auch damals an Kolb. Wie wenig ihn selbst bei seiner Beteiligung Privatinteresse bestimme, könne Baron Cotta ihm darlegen. „Mein einziger Wunsch ist nur, der liberalen Gesinnung, die wenig geeignete Organe in Deutschland hat, ein Journal zu erhalten, und, ich dächte, auch Sie, Kolb, bringen gern ein Opfer für solchen Zweck. Es ist die

Zeit des Ideenkampfes und Journale sind unsre Festungen. Ich bin gewöhnlich faul und lässig, aber wo, wie hier, ein gemeinsames Interesse ganz bestimmt gefördert wird, da wird man mich nie vermissen.“ Als Motto schlägt er ihm eine Stelle aus seinen „Englischen Fragmenten“ vor: „Es giebt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Partheien.“ [212]) — Die Unterhandlungen führten indes zu keinem Ergebnis. Cotta nahm die Annalen nicht wieder auf.

Es scheint, daß Heine damals geschwankt, ob er seine Reise bis Rom ausdehnen oder direkt über Venedig heimreisen solle. Die Ungewißheit, zu der ihn Schenks Schweigen verurteilte und noch mehr eine plötzlich in ihm aufsteigende Sehnsucht nach seinem Vater bestimmten ihn zu dem letzteren. Ein Brief seines Bruders, der ihn in Venedig erreichte, überzeugte ihn leider, daß jenes dunkle Vorgefühl ihn nicht getäuscht hatte, sein Vater war lebensgefährlich erkrankt. Heine eilte so rasch wie möglich nach Würzburg, wo er weitere Nachrichten finden sollte. Es war die Todesnachricht, welche er fand. Samson Heine, welcher nur wenige Monate früher nach Hamburg übersiedelt war, war hier am 2. Dezember 1828 gestorben. Heine eilte sofort an das Grab des so zärtlich von ihm geliebten Vaters, worauf er, nachdem er die Mutter getröstet, sich zunächst nach Berlin wandte, um in dem Verkehr mit den alten Freunden, zu denen nun auch das Mendelssohnsche Haus trat, die Melancholie seiner Seele zu beschwichtigen. Der reizbare Zustand, in dem er sich damals befand, läßt sich am besten an dem jähen und schnöden Abbruch der jahrelangen herzlichen Beziehungen zu Frau von Varnhagen ermessen. Daher es nicht zu verwundern ist, daß die Beschimpfungen, die er vom Grafen Platen in dessen „Romantischem Oedipus“ wegen der im 2. Bande der Reisebilder aufgenommenen Immermannschen Epigramme erlitt, [213]) ihn aufs Heftigste reizen mußten, zumal sie ihn an seiner empfindlichsten Stelle, seiner jüdischen Abstammung, trafen. Schon im Mai hatte er von Potsdam aus, wohin er sich nach jener Entzweiung unmutig zurückgezogen, um an einem großen humoristischen Werke zu arbeiten (wahrscheinlich dem

Reiseroman, dessen er gegen Immermann später gedenkt,[214]) und von welchem „Die Bäder von Lucca", wahrscheinlich auch „Die Stadt Lucca" und „Die florentinischen Nächte" Bruchstücke sind), an Friederike Robert geschrieben: „Mein großes humoristisches Werk habe ich wieder bei Seite gelegt und mache mich jetzt aufs Neue an die italienische Reise, die den 3. Theil der „Reisebilder" füllen soll, und worin ich mit allen meinen Feinden Abrechnung halten will. Ich habe mir eine Liste gemacht von allen Denen, die mich zu kränken gesucht, damit ich bei meiner jetzigen weichen Stimmung keinen vergesse."[215]) Der Zorn über die Invektiven des Grafen, bei denen er den Einfluß der Münchener Pfaffen witterte, welchen er es wohl auch zuschrieb, daß ihm die Münchener Professur verweigert worden war, scheint aber jetzt jeden andern Groll verschlungen zu haben, da der dritte Band der „Reisebilder" keine persönlichen Angriffe auf litterarische Gegner, außer auf Platen, enthält. Es muß zur Entschuldigung Heines gesagt werden, daß die Immermannschen Xenien durchaus keine persönlichen Beziehungen enthalten, daß selbst noch die Beziehungen, welche sie auf die Platenschen Dichtungen zulassen, ganz allgemeiner Natur sind und bei einer solchen Beziehung einzig das die Worte „stehlen" und „Gaselen" enthaltende Epigramm verletzend genannt werden kann. Die Rache, die Platen hiefür an Heine und Immermann nahm, war also eine ganz maßlose, die persönliche Zuspitzung des Angriffs unwürdig, ja ganz unerhört. Der „Moderne Oedipus" ist zwar angeblich gegen die ganze romantische Dichtung der Zeit gerichtet, aber man fühlt, daß das nur ein Vorwand ist, hinter dem sich die persönliche Rache Platens verbirgt. Abgesehen hievon ist das Platensche Lustspiel aber witzig und geistvoll und in der metrischen Form der Behandlung nahezu tadellos, was die zugefügte Beschimpfung aber nur noch verstärkt. Auch hatte Heine, von Platens Absicht unterrichtet, diesen durch Rumohr dringend warnen lassen. Platen wußte mithin, auf welche Gefahr hin er seinen Gegner beschimpfte. Als Heine später erfuhr, daß der Platensche Angriff im Cottaschen Verlage erscheinen werde und er diesen hievon

verständigt hatte, gestattete ihm Cotta, sich von seinen Leuten das Manuskript, das er selber noch nicht gesehen, geben zu lassen — — „Es hätte mir nur ein Wort gekostet" — schreibt Heine an Immermann — „und der Druck wäre unterblieben. Aber ich lehnte es ab, wie Sie wohl denken können."[216]) Die Rücksichtslosigkeit einzelner Verleger, ihre eigenen Schriftsteller in ihrem Verlag angreifen und beleidigen zu lassen, hat Heine nicht nur dieses eine Mal viel Ungelegenheiten bereitet. Schon von München aus glaubte er Campe warnen zu müssen, weil er durch Merckel gehört, daß einer von „seinen Hunden" sein Buch der Lieder „angebellt" hätte: Er möge sich — bedeutete er ihm — Hunde halten, so viel er wolle, aber sie nur nicht herauslassen. „Wirklich, Campe, ich lege auch einigen Werth auf gute Gesellschaft."[217])

Was sich aber auch zur Entschuldigung Heine's anführen läßt, so wird diese doch niemals völlig gelingen. Man fand es mit Recht unerhört, die Sittlichkeit eines Menschen, auf bloße Gerüchte hin, öffentlich so in Frage zu stellen, wie es von ihm hier geschehen war, unerhört, besonders auch deshalb, weil es von einem bedeutenden Schriftsteller und Dichter gegen einen andern geschah. Man erachtete dieses cynische Wühlen im Schmutz, diese Einmischung von Verhältnissen, die nur in den Gerichtssaal gehören, in eine Dichtung, die bei der Berühmtheit und Beliebtheit des Autors die allgemeinste Teilnahme erwarten ließ, für ebenso gefährlich, als verwerflich. Was sollte aus der Dichtung wohl werden, wenn sie in solcher Weise in den Dienst der persönlichen Rache und der Skandalsucht gestellt werden dürfte. Man mag es Campe wohl glauben, daß er vor diesem Mißbrauch der Presse zurückgeschreckt sei. „Ich habe mich" — schrieb er an W. Alexis — „vor und bei dem Abdruck gesträubt so viel es mir möglich war, um diesen Flecken zu vermeiden. Allein er wollte einen Kopf auf sein Serail stecken, dabei hatte es sein Bewenden." Auch war Heine keineswegs in der ersten Hitze zu diesem ungeheuerlichen Angriff geschritten. Als Immermann's in einem künstlerischen Tone gehaltene Spottschrift: „Der im Irrgarten der Metrik umher-

taumelnde Cavalier", bereits im Drucke erschienen war, scheint Heine zu der seinen noch nicht einmal fest entschlossen gewesen zu sein. Er war im August nach Helgoland ins Seebad gegangen, aus dem er am 30. September nach Hamburg zurückkehrte, um den dritten Teil der Reisebilder zum Abschluß zu bringen. Von hier schreibt er am 17. November an Immermann: „Gestern Morgen habe ich den Grafen Platen ausgepeitscht und gestern Abend (es war der Andreas Hofer gespielt worden) Karl Immermann applaudirt. Zu ersterem Geschäfte, das erst zur Hälfte gediehen, habe ich doch endlich gehen müssen, hab's lang genug aufgeschoben, und ich selbst war ebenso wie Andre neugierig, was ich thun werde. Sie, Immermann, haben den Richter gespielt, ich will den Scharfrichter spielen oder vielmehr recht ernsthaft darstellen."[218] Er fühlte sehr wohl, daß diese Polemik nicht in sein Buch gehöre. „Die Bäder von Lucca" — schreibt er bei etwas späterer Gelegenheit — „sind nur Fragment eines größeren Reiseromans, den ich Ihnen vielleicht nächsten Herbst schicke. Wenn mal das Ganze gedruckt wird, wird auch der Graf, wie sich gebührt, aus dem Buche hinausgeschmissen."[219] Er hielt sich völlig zu seinem Verfahren gegen Platen berechtigt, der zu derselben Zeit gegen ihn den Oedipus schrieb, da er, damit die beim König von Bayern für Platen nachgesuchte Pension diesem bewilligt werde, sich, ohne daß Platen vielleicht hievon wußte, zu seinen Gunsten bei Schenk und Frau von Cotta verwendet hatte. Er war von den gegen Platen's Sittlichkeit erhobenen Anschuldigungen auch fest überzeugt, obschon er sich dafür vielleicht auf Nichts als Gerüchte berufen konnte, zu denen freilich der Graf durch einige dem Preise der Männerschönheit gewidmete, und ziemlich unvorsichtig verfaßte Gedichte Anlaß gegeben, und dafür auch schon von andrer Seite, nur mit ungleich größerer Zurückhaltung, Angriffe erfahren hatte, denen eine gewisse literarisch-kritische Berechtigung nicht abzusprechen war. Als er daher Varnhagen sein Buch übersandte, schrieb er, fast betroffen von der Verurteilung, der es gleich bei den ersten Lesern begegnete: „Ich verlange kein Lob und weiß, daß Tadel ungerecht wäre. Ich habe

gethan, was meines Amtes war. Mag die Folge sein, was da will. Anfangs war man gespannt: was wird dem Platen geschehen? Jetzt, wie immer bei Executionen, kommt das Mitleid und ich hätte nicht so stark ihn treffen sollen. Ich sehe aber nicht ein, wie man Jemand gelinder umbringen kann. Man merkt nicht, daß ich in ihm nur den Repräsentanten seiner Parthei gezüchtigt; den frechen Freudenjungen der Aristokraten und Pfaffen habe ich nicht bloß auf aesthetischem Boden angreifen wollen, es war der Krieg des Menschen gegen den Menschen, und eben der Vorwurf, den man mir jetzt im Publikum macht, daß ich der Niedriggeborne den hochgebornen Stand etwas schonen sollte, bringt mich zum Lachen, denn das eben trieb mich, ich wollte so ein Beispiel geben, mag entstehen, was da will — ich habe es den guten Deutschen gegeben." [220]) Als es jedoch hieß, daß die Platen eine Kabinetsordre des Königs gegen ihn zu erwirken suchten und Graf Platen selbst ihn mit einem Injurienprozeß bedrohe, als nahe Freunde, wie Robert, ihn nicht offen zu verteidigen wagten, und selbst der treue Moser, wie wir gesehen, seinen Unwillen nicht zurückhielt — erschien ihm die Sache doch nicht mehr lächerlich. Sie stand in der That um so schlimmer für ihn, als der dritte Band der „Reisebilder", auch abgesehen von dem Platen'schen Handel, ihn als Dichter und Menschen in einem ungleich ungünstigeren Lichte, als früher erscheinen ließ. Der Umstand, daß die Redaktion des Morgenblattes lange gezögert, ehe sie die ihr von ihm daraus im vorigen Sommer eingesendeten Bruchstücke der „Bäder in Lucca" zum Abdrucke brachte, hätte ihn zum Nachdenken veranlassen sollen. Allein in seiner eitlen, mißtrauischen Art legte er dies nur dem Übelwollen der Redaktion zur Last. Jedenfalls wird man bei der Beurteilung des Buchs „Die Reise von München nach Genua" von den „Bädern in Lucca" zu unterscheiden haben. Wohl ist der Dichter auch dort nicht mehr der frische, heitere, übermütige aber zartfühlende Jüngling, der dem schönen Mädchen in Goslar die weißen Glockenblümchen heimlich vom Fenster stiehlt, um sie auf seine Mütze zu stecken. Wenn er aber auch hier schon zuweilen mit seinen Gefühlen allzusehr koket-

tiert und die Einbuße fühlbar werden läßt, welche die Reinheit seines Herzens und seiner Phantasie in den Stürmen der Sinnlichkeit erlitten, so zeigt sich doch noch immer die Fähigkeit, die Gefühle der einst unverdorbenen Jugend wieder in sich wach rufen zu können. Wie schön und ergreifend, wie schlicht und natürlich zugleich schildert er uns den Eintritt in das italische Land. Wie schade, daß sich dazwischen bisweilen jene eitle Selbstbespiegelung drängt, die mit dem oft nur vorgegebenen Schmerze halb sentimental, halb lüstern spielt. Mit Recht vermied er in diesen Reiseskizzen mit Goethe zu wetteifern. Gegen dessen Universalität des Geistes, gegen dessen tiefes, allseitiges Bildungsstreben, würde die doch nur dilettantierende Beweglichkeit und Brillance des seinen nicht haben aufkommen können. Es ist nur zu loben, daß er sich vielmehr ganz auf das Gebiet einer stimmungsvollen, sentimental-ironischen Betrachtung der Dinge zurückzog, bei der die Eigentümlichkeit seiner dichterischen Subjektivität sich in virtuoser und glänzender Weise darlegen konnte. Wahrheit und Dichtung glaubte selbst Goethe nur versprechen zu können, wo er doch sicher sein Leben in voller Wahrheit zu schildern beabsichtigte. Heine mischt in seine Darstellung des Wirklichen aber ganz bewußt phantastische Träume und dichterische Fiktionen ein. Doch nicht das ist zu tadeln. Möchte die tote Maria auch nie existiert haben, wenn er das Verhältnis zu ihr nur nicht mit so schillerndem Lichte beleuchtete. Zuletzt ist das Ganze doch nur wieder ein Bruchstück und vielleicht nur ein Vorwand, um gewissen darein verwebten politischen Ansichten eine möglichst weite Verbreitung zu geben. Es klingt für einen, der noch nie für die Freiheit geblutet, und von dem wir nur eben in Erfahrung gebracht, wie sehr er heimlich eine Staatsanstellung bei ziemlich zweideutigen Grundsätzen anstrebte, jedenfalls etwas ruhmredig und fordert fast zu einem ironischen Lächeln heraus, wenn er sagt: „Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeerkranze den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war mir immer nur ein heiliges Spielzeug oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. Ich habe nie großen Werth

gelegt auf Dichterruhm, und ob man meine Lieder preiset oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen, denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit."[221]) Allein wie viel eitler Selbstbetrug auch hierbei mitwirkte, so war er von dem, was er sagte, doch selbst überzeugt. Er hat es im Grunde ehrlich gemeint mit dem Kampfe für religiöse und bürgerliche Freiheit und wenn er darin auch zuweilen einen kurzen Waffenstillstand schloß, so nahm er ihn doch immer wieder von Neuem auf, und kämpfte ihn fort bis zum Tode, wenn auch nur mit Worten und Reden. Und auch das war, wie wir bald sehen werden, kein leeres Wort, daß er dem Freiheitskämpfer den Dichter zu opfern bereit war.

Ganz anders aber tritt uns der Dichter in den „Bädern von Lucca" entgegen, auf die er in diesem Bande ein ebenso großes Gewicht legt, als auf das Buch „Le Grand" in dem zweiten. „Mein Hyacinth" — schreibt er darüber — „ist die erste ausgeborene Gestalt, die ich jemals in Lebensgröße geschaffen".[222]) Auch ist nicht zu verkennen, daß sie mit großer Liebe gezeichnet ist, und gleich dem Marchese Gumpelino mit dem „wohlhabenden Lächeln" und dem „gottgefälligen" Bauche durch seltene Lebenswahrheit überrascht. Im Anfang wirken auch Beide ergötzlich, und als mit künstlerischer Zurückhaltung behandelte Nebenfiguren würden sie großes Lob verdienen. Allein in der aufdringlichen Breite, die der Dichter ihrer Schilderung gegeben, werden sie mit der Zeit lästig, und in der Schlußsituation geradezu widerlich. Bedauerlicher aber noch ist es, den Dichter hier selber zu sehen, wie er mitten in der Herrlichkeit einer schönen Natur, angeweht von den Schauern einer großen Vergangenheit, für nichts Anderes Sinn zu haben scheint, als für den Demi monde der Gesellschaft eines modischen Badeorts. Glücklicherweise scheint dieses freche Capriccio fast nur dichterische Erfindung und Vorwand für ganz andere Zwecke zu sein. Man höre doch, wie er im Rückblick auf die in Bagni di Lucca verlebte Zeit an Friederike Robert von Potsdam aus schrieb: „Ach krank und elend, wie ich bin, wie

zur Selbstverspottung, beschreibe ich jetzt die glänzendste Zeit meines Lebens, eine Zeit, wo ich berauscht von Übermuth und Liebesglück auf den Höhen der Apenninen umherjauchzte und große, wilde Thaten träumte, wodurch mein Ruhm sich über die ganze Erde verbreite bis zur fernsten Insel, wo der Schiffer des Abends von mir erzählen sollte —"[223]) Gewiß, Heine, als er die Bäder von Lucca schrieb, war besser, als er sich schilderte. In die Eindrücke, welche er dort empfangen, mischten sich ihm aber die Bilder der berüchtigten Schönen der Salons von Peter Ahrens und Dorgerloh ein, weil man nicht ungestraft niedersteigt in den Schlamm der Sinnlichkeit. Und wie er sich selbst „Schule geritten" hatte, um dem Publikum zu gefallen, das, wie er glaubte, immer erwarte, daß der Dichter in der Weise fortfahre, die ihm zuerst seinen Beifall entlockt, so wollte er andrerseits wieder, um dem Neuigkeitstriebe desselben Genüge zu leisten, in jedem neuen Werke durch Neuheit Staunen abnötigen, durch jedes aufs Neue beweisen, wie groß und unerschöpflich sein dichterisches Vermögen sei. „Du wirst sehen" — hatte er Moser von Potsdam geschrieben — „daß ich nicht im Gleise der alten Manier, sondern in einer neuen Form schreibe."[224])

Nach dem doppelten Motto, das er den „Bädern von Lucca" vorausgesetzt hatte, sollte man glauben, daß die eigentliche Tendenz dieser Dichtung gegen Platen gerichtet sei. Wie verfehlt wäre dann aber die Form dieser Satire gewesen! Wie wenig konnte die gegen dessen Unsittlichkeit gerichtete Entrüstung und Ironie auf einem so unsittlichen Grunde wirken. In Wahrheit handelt es sich dem Dichter aber vielmehr um die Geißelung des Verhältnisses des damaligen Judentums zum Christentum und indem der Dichter sich so über beide stellte, glaubte er vielleicht den immer wieder gegen seine jüdische Abstammung erhobenen Lästerungen am besten die Spitze zu bieten.

So viele Anfechtungen Heine wegen dieses dritten Bandes erfuhr, so fehlte es ihm doch nicht an jeder Parteinahme. Unter den sich für ihn erhebenden Stimmen war auch wieder die Varnhagens. Heine fühlte aufs tiefste den Freundschaftsdienst, den dieser ihm hierdurch

leistete. „Ich lasse mich freilich — schrieb er ihm infolge davon — von solchen Feinden und ihrer Wuth nicht irre machen, ebenso wenig, wie ich mich bei der Güte und Großmuth meiner Freunde selbsttäuschen will. Ja, lieber Varnhagen, ich fühle es tief, daß Sie aus Edelmuth mich jetzt nicht tadeln, und dafür danke ich, das will ich nie vergessen. Keiner fühlt es tiefer, als ich selbst, daß ich mir durch das Platen'sche Kapitel unsäglich geschadet, daß ich das Publikum und zwar das bessere, verletzt, aber ich fühle zugleich, daß ich mit all meinem Talente nichts besseres hervorbringen konnte, und daß ich dennoch — coute que coute — ein Exempel statuiren mußte. — Der Schiller-Goethe'sche Xenienkampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunstperiode, es galt den Schein des Lebens, die Kunst, nicht das Leben selbst — jetzt gilt es die höchsten Interessen des Lebens selbst, die Revolution tritt in die Literatur und der Krieg wird ernster. — Ich glaube nicht, daß ich hier, wie bei meinen Liedchen, viel Nachfolger haben werde, denn der Deutsche ist von Natur servil und die Sache des Volkes ist nie die populäre Sache in Deutschland. — Freilich glaubt jeder seine eigene Sache zu führen, während er doch nur das Allgemeine repräsentiert. Ich sage dies, weil ich in der Platenschen Geschichte auf keine Bürgerkrone Anspruch machen will, ich sorgte zunächst für mich — aber die Ursache dieser Sorgen entstanden aus dem allgemeinen Zeitkampfe. Als mich die Pfaffen in München zuerst angriffen und mir den Juden zuerst aufs Tapet brachten, lachte ich — ich hielt's für bloße Dummheit. Als ich aber System roch, als ich sah, wie das lächerliche Spukbild allmählich ein Vampyr wurde, als ich die Absicht der Platen'schen Satire durchschaute, als ich durch Buchhändler von der Existenz ähnlicher Produkte hörte, die mit demselben Gifte getränkt herumkrochen, — da gürtete ich meine Lenden und schlug so scharf als möglich, so schnell als möglich."[225])

Immermann, für den Heine sich doch gewiß weit hervorgewagt, ist in dieser Sache nicht öffentlich für ihn eingetreten. Selbst vertraulich geschah es nicht ohne Zurückhaltung. Heine hatte ihn gebeten,

Beer zu veranlassen, Schenk die Platen'sche Sache im richtigen Lichte zu zeigen. Immermann teilt dies Beer geradezu mit (2. April 1830) und fügt dann hinzu: „Seine Replik ist idealiter zwar schwer zu vertreten, doch verdient er, als eine wahrhaft produktive Natur, daß man seinerseits thue, was man kann, ihn zu halten. Und zweitens ist zu erwägen, daß Platen auf die gemeinste Weise ihn zuerst angefaßt hat." Dies klingt ziemlich kühl aus dem Munde eines Mannes, der vor nicht langer Zeit Thränen über den Hymnus vergossen hatte, den Heine ihm von Tyrol aus im Morgenblatt sang und dem dieser fast unmittelbar darauf einen neuen Beweis der Freundschaft in den zwanzig Druckseiten umfassenden metrischen Verbesserungsvorschlägen zu seinem „Tulifäntchen" gab,[226]) die Immermann fast sämtlich benutzte.

„Heine — schreibt Immermann mit Beziehung darauf am 3. Mai 1830 an Michael Beer — „schickt mir vier enggeschriebene Bogen über „Tulifäntchen" mit (meist metrischen) Bemerkungen, die größtentheils ungemein fein und wahr sind. Sie sollen noch benutzt werden. Dieser Beweis von Antheil hat mich natürlich sehr erfreut, und ich muß ihm daher schon, wie Sie begreifen, aus Pietät die Stange halten."

Noch im Januar 1830 hatte es Heine für möglich gehalten, trotz seines Buchs zurück nach Berlin gehen und sich hier domizilieren zu können.[227]) Dieser Plan wurde aufgegeben. Er mußte sich entschließen, in dem verhaßten Hamburg zu bleiben, das freilich inzwischen, als Wohnort der Mutter, ihm Heimat geworden war. Er schloß sich hier an die alten Freunde, Zimmermann, Lewald, Merckel, Maltitz und Methfessel an, für welchen letzteren er damals an dreißig Frühlingslieder gedichtet hat. Der junge Wienbarg und der taube Maler und Schriftsteller Peter Lyser traten hinzu. Letzterer hat von Heine eine Zeichnung hinterlassen, die, als Illustration zur Harzreise, ihn in Wandertracht darstellt, wie er in der Hütte des Bergmanns sitzt und das junge, auf dem Fußschemel vor ihm knieende Mädchen ihm die Worte zuflüstert:

Daß Du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir schwer;
Jenes Zucken Deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

Heine hat diesem wunderlichsten seiner Freunde in den „Florentinischen Nächten" ein Denkmal gesetzt.[228]) Doch auch an Feinden fehlte es nicht, für welche die Schriftsteller Ulrich, Meyer und Wurm sich zum Sprachrohr hergaben. Mit Juden hatte er außer seiner Familie damals so gut wie keinen Verkehr. Er hatte sich durch sein letztes Buch bei ihnen fast unmöglich gemacht, obschon seine Satire weniger gegen das Judentum, als die jüdischen Renegaten gerichtet gewesen war. „Hier ist wieder ein Narr — schreibt er am 3. Januar 1830 an Varnhagen — der sich für den Marchese Gumpelino ausgiebt und Mordjo schreit und fatale Sprünge macht." So abweichend die Charakteristik des Marchese aber auch von dem reichen Bankier Lazarus Gumpel, dem Nachbar seines Oheims Salomon in Ottensee, war, so war sie doch auf diesen gemünzt; wie ja auch das Modell zu seinem Hyacinth in der Gestalt des Lotteriekollekteurs Isaak Rocamara in Hamburg herumlief. „Rocamara, — hatte Heine schon früher gesagt — das ist ein Name, der zu einer Romanze herausfordert." Rocamara blieb nach wie vor der gute Freund des Dichters, während der reiche Gumpel ihm die Kränkung so nachtrug, daß er sogar den Verkehr mit August Lewald abbrach, weil dieser Heine befreundet war. Wie gewöhnlich suchte Heine auch jetzt seinen Unmut im Genuß zu betäuben. „Ich bin sehr lebensheitrer Stimmung — bemerkt er in einem Briefe an Immermann — und habe dem siechen Körper diesen Winter manchen Genuß abgetrotzt — eine Folge solchen Trotzes ist meine Müdigkeit in diesem Augenblick."[229]) Bei der ungemeinen Reizbarkeit seines ohnedies zarten, schwächlichen und leidenden Körpers konnte dieser Wechsel von geistigen Aufregungen und von physischer Erschöpfung nicht ohne nachteilige Folgen bleiben. Er erkrankte bedenklich und mußte zeitig im Frühjahr Erholung und Ruhe auf dem Lande suchen, wo es ihm unmöglich gemacht war,

sich, wie er natürlich nur scherzhaft schreibt, für den kleinsten Freund, den er verlor, immer gleich zwei große Freundinnen anzuschaffen.[230]) „Seit zehn Tagen — schreibt er am 5. April — wohne ich ganz allein in Wandsbeck, wo ich seitdem noch mit Niemandem gesprochen, außer mit Thiers und dem lieben Gott — ich lese nämlich die Revolutionsgeschichte des einen und die Bibel des andren Verfassers."[231]) Das, was er jetzt als den Beruf seines Lebens erkannte, der Kampf für religiöse und bürgerliche Freiheit, war ihm wieder einmal schwer auf die Seele gefallen. Er suchte diesen Bestrebungen nun eine solide Grundlage zu geben und hatte sogar die Meinung, sich einen Anhang unter den Protestanten Deutschlands schaffen zu können. Dazwischen tauchten aber noch immer poetische Pläne auf. Ein neues Buch, das er „Nachträge zu den Reisebildern" nennen wollte, fing an, sich in seinem Kopf zu gestalten. Eine gegen Varnhagen gemachte Bemerkung über den Goethe-Schiller'schen Briefwechsel läßt erkennen, welche ernste Stylstudien ihn damals beschäftigten: „— wie gewöhnlich mache ich Stylbeobachtungen. Da finde ich wieder, daß Sie nur mit dem früheren Goethe, mit dem Werther-Goethe, Aehnlichkeit im Styl haben; Ihnen fehlt ganz die spätere Kunstbehaglichkeit des großen Zeitablehnungsgenies, der sich selbst letzter Zweck ist. Er beherrscht seinen Stoff, Sie bezwingen ihn. Abrundung, Helldunkel, Perspektive der Zwischensätze, mechanisches Untermalen der Gedanken, dergleichen kann man von Goethe lernen — nur nicht Männlichkeit."[232])

Ende Juli ging er wieder nach Helgoland. Die Bibel war auch hier sein Begleiter. Sie wirkte auf ihn ein mächtig und groß wie das Meer. Dem Großen, Erhabenen war seine Seele jederzeit offen. „Welch ein Buch, — ruft er aus — groß und weit wie die Welt, wurzelnd in die Abgründe der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimnisse des Himmels — das Buch der Bücher!" Auch das Judentum wuchs ihm wieder an diesem Buche empor. „Die Juden sollten sich leicht trösten, daß sie Jerusalem und den Tempel und die Bundeslade und die goldenen Geräte und Kleinodien Salo-

monis eingebüßt haben; solcher Verlust ist geringfügig in Vergleichung mit der Bibel, dem unzerstörbaren Schatze, den sie gerettet. Ein Buch ist ihr Vaterland, ihr Besitz, ihr Herrscher, ihr Glück und ihr Unglück. Sie leben in den umfriedeten Marken dieses Buchs. Hier üben sie ihr unveräußerliches Bürgerrecht, hier kann man sie nicht verjagen, nicht verachten, hier sind sie stark und bewundrungswürdig."[233])

Eine große Sehnsucht nach Ruhe war wieder über ihn gekommen und es erschien ihm wie eine Ironie des Schicksals, daß er, der sich so gern auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemütslebens bette, dazu bestimmt sei, seine armen Mitdeutschen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln und in Bewegung zu setzen. Ja, er schwankt schon, ob er nicht doch die Politik und Philosophie lieber verabschieden und sich der Naturbetrachtung und Kunst ausschließlich hingeben solle. Da — „plötzlich zuckte im Westen ein Blitz über den Himmel, ein Donnerschlag folgte und ein schreckliches Krachen, als wäre das Ende der Welt erschienen." — „Es waren Sonnenstrahlen, eingewickelt in Druckpapier (die mit dem Postpacket ankamen), und sie entflammten meine Seele bis zum wildesten Brand. Mir war als könnte ich den ganzen Ocean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluthen der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderte."[234]) Es war die Nachricht von der Pariser Julirevolution und er war wie berauscht. „Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muß. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu der gefeiten Waffe, worüber meine Mutter den Zaubersegen ausgesprochen. Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen! Und auch die Leier reicht mir, die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe!"[235])

Das aber rief nur das Herz und die Phantasie in ihm. Als aber der Verstand mit seiner Stimme dazwischen trat, schrumpfte die „Elastic-Seele", die sich wieder einmal bis ins Unendliche ausgedehnt hatte, wieder zusammen und der große, der wilde, erhabene Heine wurde wieder so klein, ja kleiner noch als der kleine Markus.

Als er Ende August wieder nach Hamburg kam, erschien es ihm schon genug in den „Nachträgen zu den Reisebildern“ einen Nachhall dieser Stimmungen laut werden zu lassen. In den „Englischen Fragmenten“ ist nur das Schlußkapitel: „Die Befreiung“, in „Die Stadt Lucca“, dagegen alles „bis auf etwa drei Bogen“ damals geschrieben worden. Das Übrige war bereits fertig. Wenn er in jenem Schlußworte die Revolution bekränzte, die Freiheit als die Religion der Zeit, Christus als ihren Hohenpriester, die Franzosen als das auserlesene Volk pries, welchem das neue Evangelium zuerst verkündet worden, — so war „Die Stadt Lucca“ — ein neues Capriccio — hauptsächlich gegen die Herrschaft der Kirche, gegen Staatsreligion und bevorzugte Stände gerichtet. „Das Buch ist vorsätzlich so einseitig“ — schrieb er an Varnhagen. „Ich weiß sehr gut, daß die Revolution alle socialen Interessen umfaßt, und Adel und Kirche nicht ihre einzigen Feinde sind. Aber ich habe, zur Festlichkeit, die letzteren als die einzig verbündeten Feinde dargestellt, damit sich der Ankampf konsolidiere. Wenn mein Buch dazu beiträgt, in Deutschland, wo man stockreligiös ist, die Gefühle in Religionsmaterien zu emancipieren, so will ich mich freuen und das Leid, das mir durch das Geschrei der Frommen bevorsteht, gern tragen.“ 236) Der kurz nach seiner Ankunft gegen die Juden in Hamburg ausgebrochne Krawall, „der — wie er sagt — einem minder starken Herzen wohl das Schönste verleiden gekonnt hätte,“ hatte nichts an diesen Ansichten geändert. Aber gleichzeitig klagt er, daß ihm jener brutale aristokratische Stolz, der in seinem Herzen wurzle und den er noch nicht ausreuten konnte und der ihm so viele Verachtung einflüstert und ihn zu den vornehmsten Schlechtigkeiten verleiten könnte, am gefährlichsten sei. Am Schlusse aber heißt es sogar: „Sie, Varnhagen, der Sie in der Ferne meine Zustände besser überschauen können, als ich selbst, bitte ich nachzusinnen, welche Ressourzen mir für den Nothfall offen stehen? Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich, des Inhalts meiner Schriften wegen, sobald ich transagiren möchte, nicht die preußische Regierung für mich interessiren könnte. Nächstens

mehr darüber; ich bitte Sie, denken Sie darüber nach."[237]) So lag das Verlangen nach einer gesicherten Lebensstellung immer wieder mit seinem Herzen und seinen Idealen im Streit. Zwar mochte er sich manchmal wohl überreden, daß hier im Grunde kein so tiefgehender Widerspruch vorliege und sich dafür auf Säße, wie diesen berufen: „Ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Interessen des Staats. Wenn ich auch dem Anthropomorphismus nicht sonderlich huldige, so glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes und wenn auch die Könige so thöricht sind, dem Geiste des Volkes zu widerstreben, so bleibe ich doch meiner innersten Ueberzeugung nach ein Anhänger des Königthums, des monarchischen Prinzips."[238]) Gewiß waren diese Worte ehrlich gemeint, aber es war ein Irrtum zu glauben, daß sie von der preußischen Regierung so angesehen werden würden, oder daß, wenn es der Fall, sie derselben irgend genügen könnten.

Die „Nachträge" erschienen Anfang 1831, und noch im Januar schreibt Heine, daß sie in Hamburg viel Beifall fänden. Er mußte es aber selbst zugeben, daß einer seiner Beurteiler ihn nicht mit Unrecht einen „Salondemagogen" nenne. Nur war er sichtlich betroffen davon. „Ueber den „Salondemagogen" haben Andre noch mehr gelacht, als ich. Der Witz ist gewiß richtig, aber er kann mir mal den Kopf kosten."[239]) Damals arbeitete Heine an der geharnischten Einleitung zu Robert Wesselhöfft's Broschüre: „Kahldorf über den Adel. In Briefen an den Grafen Moltke," worin er die Revolution prophezeiht, falls man ihr nicht durch weise Reformen zuvorkäme. „Die bürgerliche Gleichheit" dürfte sonst, wie einst in Frankreich, auch bei uns das erste Losungswort sein; daher dem Freunde des Vaterlandes nichts dringender obliege, als die Streitfrage über den Adel durch ruhige Erörterung zu schlichten, ehe sich „ungefüge Disputenten" einmischten, mit „allzu schlagenden Beweisthümern, wogegen weder die Kettenschlüsse der Polizei, noch die schärfsten Argumente der Infanterie und Kavallerie, nicht einmal die ultima ratio regis, die sich leicht in eine ultimi ratio regis verwandeln könnte," etwas auszu-

richten vermöchten. Wie man nun auch über die hier von Heine verfochtenen Ansichten denken mag, verkennen läßt sich doch nicht, daß seine frühere Frivolität einem gewissen Ernste gewichen war, welcher der Lage der Zeit entsprach. Allein eine solche Sprache und solche Ansichten konnten damals nicht geduldet werden, daher dieser Aufsatz nur in einer von der Zensur sehr verstümmelten Form erschien.

Varnhagen hatte Heine den Rat erteilt, sich mit seinem Oheim so gut als möglich zu stellen, den Heine, welcher noch immer auf eine Staatsanstellung in Berlin oder Wien hoffte, wennschon nur „contre-coeur", doch mit Gelingen befolgte. Die Erledigung eines Ratssyndikuspostens in Hamburg schien seinem Optimismus neue Aussichten zu eröffnen. Allein all diese Hoffnungen erwiesen sich völlig chimärisch. Die immer mehr Boden gewinnende Reaktion, die immer dreister hervortretenden Beschränkungen der Zensur schnitten einem freisinnigen publizistischen Schriftsteller fast die Existenzmöglichkeit ab. Auf diese Weise erschien ihm der schon so oft in seiner Seele aufgetauchte Gedanke einer Übersiedlung nach Paris fast als einzige Zuflucht. Schon im November 1830, als er sich bei Varnhagen nach Beer's Pariser Adresse erkundigte, hatte er sich mit demselben vertraut gemacht. Erst im April 1831 kam er zur Ausführung. In Frankfurt a. M., wo er eine sehr glänzende Aufnahme fand, verweilte er diesmal acht Tage.[240]) Wahrscheinlich spielte sich während derselben das leichtfertige Abenteuer ab, das er in dem Gedichte „Erinnerung" poetisch verewigt hat. Am 3. Mai 1831 kam der freiwillig Verbannte in dem von ihm so oft erträumten Eldorado der Freiheit an, wo seiner zwar große Freuden, aber doch noch weit mehr und weit größere Schmerzen warteten.



IV.

Im Exil.

s ist etwas anderes, eine Studien- und Bildungsreise ins Ausland, wenn auch auf Jahre hinaus, zu unternehmen, oder dahin ins Exil zu gehen. War es denn aber auch wirklich nicht bloß ein scheinbares, sich freiwillig auferlegtes, sondern ein ihm von den Verhältnissen, so wie Heine behauptet, aufgedrungenes Exil, in welches er damals ging? Wie man lange an der Wahrheit seines Liebes- und Weltschmerzes, ja an seinen physischen Leiden gezweifelt hat, so ging es dem Dichter auch hier; wennschon nicht verkannt werden soll, daß er mit seinem politischen Märtyrertum bisweilen ein übertreibendes Spiel getrieben hat. Mit schwerem Herzen hat er sich aber damals von seiner Familie, den Freunden, dem Vaterlande getrennt. „Ich habe zuletzt in Hamburg ein unerquickliches Leben geführt — schrieb er am 27. Juni 1831 von Paris aus an Varnhagen — ich fühlte mich nicht sicher, und da mir eine Reise längst im Gemüthe dämmerte, so war ich leicht beredet, als mir eine große Hand gar besorglich winkte. Indessen fliehen wäre leicht, wenn man nicht das Vaterland an den Schuhsohlen mitschleppte!“[241]) Es läßt sich nicht sagen, was unter dieser „großen Hand“ hier gemeint ist. Bei der damals immer dreister hervortretenden Reaktion und der herausfordernden Tendenz seiner letzten Schriften, sowohl was die „Nachträge zu den Reisebildern“, als das Vorwort zu der Kahldorf'schen Schrift über den Adel betrifft, ist es aber begreiflich, daß die Augen der Regierungen feindlich auf ihn herabblicken mochten, und man nur auf die Gelegenheit

wartete, sich des gefährlichen Gegners entledigen zu können. Auch läßt sich nur aus diesen Verhältnissen erklären, daß Salomon Heine nach langem Widerstande zu der Übersiedlung seines Neffen nach Paris endlich auch seine Zustimmung gab. Denn gegeben hat er sie sicher, da Heine ohne seine Beihilfe diesen Entschluß gar nicht zur Ausführung gebracht haben könnte. So sehr sein Herz auch für Frankreich schlug, so oft er den Plan, es zu sehen, in seiner Seele erwogen, so hatte er die Reise dahin doch immer wieder aufgegeben, weil er vor ihr, wie vor einem dunklen Verhängnis, zurückscheute. Denn einen kürzern Ausflug hätte er selbst ohne des Oheims Beihilfe wohl ebenso gut dahin, wie nach Italien zu unternehmen vermocht. Auch jetzt ging er nur nach langem inneren Kampfe. Wir sahen es ja, wie er fast bis zuletzt einen Halt in Berlin und in Wien suchte. „Mein größter Kummer — schreibt er noch zwei Jahre später an Varnhagen — bestand darin, daß ich meine kleine Familie, besonders meiner Schwester jüngstes Kind verlassen mußte. Und doch riethen Pflicht und Klugheit zur Abreise. Ich hatte die Wahl zwischen gänzlichem Waffenniederlegen oder lebenslänglichem Kampfe, und ich wählte diesen und wahrlich nicht mit Leichtsinn. Daß ich aber einst die Waffen ergriff, dazu war ich gezwungen durch fremden Hohn, durch frechen Geburtsdünkel — in meiner Wiege lag schon meine Marschroute für das ganze Leben."[242]) Es war aber noch etwas anderes, als das Band der Familie, was ihm den Abschied so schwer werden ließ. So wenig er sich auch politisch an Deutschland gebunden fühlte, so wußte er doch, daß nur hier die Heimat seines Geistes sei, daß er mit unzerreißbaren Banden, durch Sprache, Bildung, Sitten, Gefühl und Anschauung an dasselbe gefesselt war. Für alles, was es ihn auszusprechen drängte, konnte er — er fühlte das wohl — nur in der deutschen Sprache den vollen Ausdruck, nur in der deutschen Brust das volle Verständnis finden. Und dieses Gefühl hat ihn selbst mitten in den Genüssen, die ihm die große Weltstadt bot, nie ganz verlassen. „Das ist der Fluch des Exils — liest man in seinen Berichten über die französische Bühne vom Jahre 1837 — daß uns

nie ganz wohnlich zu Muthe wird in der Atmosphäre der Fremde, daß wir mit unserer heimischen Denk- und Gefühlsweise immer isolirt stehen. Ach, das geistige Klima ist uns in der Fremde ebenso unwirthlich, wie das physische." Und wieder und wieder bricht diese Stimmung aus seinen Schriften hervor. Noch in seiner Matratzengruft dachte er an eine Übersiedlung nach der ihm einst so verhaßten Hansestadt, um in der Nähe der Seinen, um auf deutschem Boden zu sterben. So werden es wohl auch verwandte Empfindungen gewesen sein, mit denen er am 1. Mai 1831 den Rhein, den Rubikon seines Verhängnisses, überschritt, und welche sich ihm in die ersten Eindrücke einmischten, welche die neue Heimat ihm bot, wie sehr er diese Gefühle auch hinwegzuspotten gesucht haben mag. Denn wie groß diese Eindrücke in der französischen Hauptstadt auch waren, so verlor er darüber doch nicht die Freiheit des Geistes, um überall daneben die Schwächen und Mängel zu sehen, die er noch auf seinem Schmerzenslager in seinen „Geständnissen" so übermütig aus der Erinnerung bespöttelt hat.

„Wahrhaft überraschte mich — heißt es hier — die Menge von geputzten Leuten, die sehr geschmackvoll gekleidet waren, wie Bilder eines Modejournals. Dann imponirte mir, daß sie alle Französisch sprachen, was bei uns ein Kennzeichen der vornehmen Welt ist. Die Männer waren alle so höflich und die Frauen so lächelnd ... In den Sitten und sogar in der Sprache der Franzosen ist so viel köstliche Schmeichelei, die so wenig kostet und doch so wohlthätig und erquickend ist. Meine Seele, die arme Sensitive, welche die Scheu vor vaterländischer Grobheit so sehr zusammengezogen hatte, erschloß sich wieder jenen schmeichlerischen Lauten der französischen Urbanität." Und welche gastliche Aufnahme fand er nicht bei den Restaurants, denen er empfohlen war und die ihn alle versicherten, daß sie ihn auch ohne Empfehlung gut aufgenommen haben würden! Er suchte sein Französisch in einer Unterredung mit einer kleinen hübschen Blumenhändlerin geläufig zu machen. Er sah sich alle Notabilitäten des öffentlichen Ergötzens und der offiziellen Lächerlichkeit an. Er

sah die Morgue und die Académie française, wo die lebendigen Leichen ausgestellt würden, und „die Nekropolis, worin alle Mumien des Meineids mit den einbalsamierten falschen Eiden anzutreffen wären, die sie allen Dynastien der französischen Pharaone geschworen.“ Er sah im jardin des plantes die Giraffen und die Känguruhs und Herrn Lafayette und seine weißen Haare, letztere aber a parte, da solche in einem Medaillon befindlich waren, welches einer Dame am Halse hing, während er selbst, der Held beider Welten, eine braune Perrücke trug, wie alle älteren Herren. Er besuchte die königliche Bibliothek und sah den Konservator der Medaillen, die eben gestohlen worden, er sah Madame Recamier, „die berühmteste Schönheit zur Zeit der Merowinger“ und den trefflichen Ballanche, „der zu den pièces justicatives ihrer Tugend gehörte und den sie daher seit undenklicher Zeit überall mit sich herumschleppte.“ Er trat in das Pantheon ein, in dessen Mitte er nichts als einen langen dürren Engländer fand, „der seinen Guide de Paris im Maule und die Daumen seiner gekrümmten Hände in den Armlöchern seiner Weste trug und dem er sich höflich mit den Worten näherte: A very fine exhibition, ja sogar noch hinzufügte: very fine indeed“ in der vergeblichen Hoffnung, daß ihm der Guide aus dem Maul fallen würde, um darin etwas nachsuchen zu können. Nachdem er dann ebenso vergeblich nach den „großen Männern“ gefragt, denen der Inschrift des Gebäudes nach dasselbe gewidmet sein sollte und ihn die dicke Portière nach der Grande chaumière gewiesen, als der Pflanz- und Tanzschule der großen Männer der Zukunft, trat er auch in dieses Allerheiligste ein, wo chacun seine chacune hatte, von denen jede eine enragierte Republikanerin und so vergnügt und so tugendhaft war, als es das Klima des quartier latin nur irgend gestattete.[243])

Doch wenn auch mit den Augen des Spötters, sah er die neue Welt doch zugleich mit dem Herzen des Enthusiasten an, wie aus seinen mehr als zwanzig Jahr früheren Schilderungen hervorgeht, wo ihm Paris als der Ort erschien, an dem selbst noch die Schrecknisse sich in einer milden rosigen Beleuchtung zeigen, wo die Wunden

schneller heilen, als anderswo, weil hier die Luft so etwas Großmütiges, Mildreiches, Liebenswürdiges habe, wie das französische Volk. „Paris ist eigentlich Frankreich — heißt es in seinem Bericht vom 10. Februar 1832 in der Augsburger Zeitung, — dieses ist nur die umliegende Gegend von Paris. Frankreich sieht aus wie ein Garten, wo alle schönsten Blumen gepflückt sind, um sie zu einem Strauße zu verbinden und dieser Strauß ist Paris. Es ist wahr, er duftet nicht mehr so gewaltig, wie nach jenen Blüthetagen des Julius, als die Völker von diesem Dufte betäubt wurden. Er ist jedoch immer noch schön genug, um bräutlich zu prangen an dem Busen Europas. Paris ist nicht bloß die Hauptstadt von Frankreich, sondern der ganzen civilisierten Welt ... Versammelt ist hier alles, was groß ist durch Liebe oder Haß, durch Fühlen oder Denken, durch Glück oder Können, durch Zukunft oder Vergangenheit ... Eine neue Kunst, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geschaffen und lustig tummeln sich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die so ruhmvoll und heilig ins Grab gestiegen. Es dämmern gewaltige Thaten und unbekannte Götter wollen sich offenbaren. Und dabei lacht und tanzt man überall, überall blüht der leichte Scherz, die heiterste Mokerie." Ja ob er auch gleich in den ersten Tagen gemerkt, „daß die Dinge in der Wirklichkeit ganz andere Farben trugen, als ihnen die Lichteffekte seiner Begeisterung in der Ferne geliehen hatten,"[244]) so mußte er sich doch hier von allem auf das Verwandteste berührt fühlen. Auch er war ja nicht bloß des Genusses wegen in die französische Hauptstadt gekommen, er war sich bewußt, tiefe und ernste Gedanken und ein großes, rühmliches Streben in seiner Seele zu tragen, wenn er es auch unter dem Scherz, unter der Laune, den Neckereien seines Geistes verbarg und den Becher der Lust nicht verschmähte, der ihm von den anmutigen Pariserinnen kredenzt wurde. Er lernte sie in den Salons wie auf der Gasse und den öffentlichen Bällen kennen, er hat sie dagegen in ihrer Häuslichkeit nur wenig beobachtet und glaubte, daß sie auch nur zu beurteilen seien, „wenn sie mit den gestickten Gaze- und Seiden-

flügeln dahinflattern unter den blitzenden Kristallkronen der Freude!" „Dann offenbart sich bei ihnen eine hastige Lebenssucht, eine Begier nach süßer Betäubung, ein Lechzen nach Trunkenheit, wodurch sie fast grauenhaft verschönert werden und einen Reiz gewinnen, der unsere Seele zugleich entzückt und erschüttert."[245])

Der abenteuerliche Gedanke, sich hier in die diplomatische Laufbahn zu werfen, den er einst in Deutschland gehegt, war lange schon aufgegeben. Ebenso fern lag es ihm, sich an dem Parteikampf der Zeit zu beteiligen. Wohl hat er sein ganzes Leben für geistige Freiheit gekämpft, aber nie im Geiste einer bestimmten Partei, sondern stets nur im allgemeinen Interesse der Humanität und des Philanthropismus. Auch war es ein Irrtum, wenn Gutzkow behauptete, Heine habe, freilich vergeblich, ein französischer Schriftsteller zu werden und sich neben Rabelais, Racine, Voltaire zu stellen gesucht und nach einem Platz in der Akademie und dem Pantheon getrachtet. Heine besaß nie diesen Ehrgeiz, am wenigsten hätte das schon zu der Zeit stattfinden können, da Gutzkow dies schrieb und er des Französischen noch nicht einmal vollkommen mächtig war.[246]) Natürlich mußte er, um in dem Lande wirken zu können, in welches sein Schicksal ihn nun einmal verschlagen hatte, sich hierzu der französischen Sprache bedienen. Er mußte es gern sehen, daß seine Werke in sie übersetzt wurden, und legte dabei selbst mit die Hand an. Er hat auch nicht nötig gehabt, in diesen Bestrebungen inne zu halten, weil sie ja stets vom Erfolge gekrönt wurden. Er hat aber nie etwas anderes sein wollen, als ein deutscher Schriftsteller und Dichter. Wohl aber hat er sich hierbei die Aufgabe gestellt: „das große Völkerbündniß, die heilige Alliance der Nationen zu fördern."[247]) Die Annäherung Frankreichs und Deutschlands lag ihm besonders am Herzen. Nichts schien ihm notwendiger, als auf beiden Seiten die gegen einander bestehenden Vorurteile zu zerstreuen und die gegenseitige Erkenntnis zu fördern. Wir werden es ihn noch in seinem Testamente von 1851 beteuern hören, daß er diesen Gesinnungen unwandelbar treu geblieben sei und nie aufgehört habe, sich für dieselben zu bethätigen. Zu

diesem Zwecke setzte er sich sowohl in Frankreich, wie in Deutschland mit Organen in Verbindung, denen er eine große Wirksamkeit dafür zutraute, dort mit der Europe littéraire und der Revue des deux mondes, hier mit dem Cotta'schen Morgenblatt und der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Er hat sich über die Wahl der letzteren, die seiner Berichterstattung großen Zwang auferlegte, eingehend ausgesprochen.[248]) „Ein in jeder Hinsicht politischer Schriftsteller muß der Sache wegen, die er verficht, der rohen Nothwendigkeit manche Zugeständnisse machen. Es giebt obscure Winkelblätter genug, worin wir unser ganzes Herz mit all seinen Zornbränden ausschütten könnten — aber sie haben nur ein sehr dürftiges und einflußloses Publikum, und es wäre ebenso gut, als wenn wir in der Bierstube oder im Kaffeehause vor den respectiven Stammgästen schwadronirten, gleich anderen großen Politikern und großen Patrioten. Wir handeln weit klüger, wenn wir unsere Gluth mäßigen und mit nüchternen Worten, wo nicht gar unter einer Maske, in einer Zeitung uns aussprechen, die mit Recht allgemeine Weltzeitung genannt wird . . .“

Die Dichtung wurde über diesen Bestrebungen freilich fast völlig vernachlässigt. Der mißglückte Roman, den er im Herbst 1832 gegen Merckel erwähnt, war wohl noch immer der Reiseroman, dessen ich früher gedacht und dem auch die 1837 unter dem Titel „Italienische Nächte“ veröffentlichten Bruchstücke noch angehören dürften. Außer den wohl schon in Deutschland entworfenen „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ und einer Reihe Gedichte hat Heine bis dahin keine neuen Poesien erscheinen lassen.

Von den Empfehlungen, die er mit nach Paris brachte, ist ihm für seine Zwecke wohl keine nützlicher geworden, als die an das Rothschild'sche Haus, in dem er sehr bald zu den bedeutendsten Männern der verschiedensten Berufskreise ein Verhältnis gewann. Die Beziehungen zur Diplomatie, auf die er sich später so gerne beruft, haben jedenfalls meist hier ihren Ursprung. Doch auch das Hiller'sche und das Schlesinger'sche Haus und deren musikalische Soireen, waren sehr förderud für ihn. Hier wurden vor allem die

freundschaftlichen Verbindungen mit Rossini, Berlioz, Kalkbrenner, Chopin und Liszt geknüpft. Nicht minder nützlich wurde etwas später der Umgang mit Meyerbeer, den er schon von Berlin her kannte, zu dem das Verhältnis nun aber lange ein sehr inniges wurde. Auch mit Michael Beer, Maltitz, Mendelssohn, Breza, Donndorf traf er hier wieder zusammen. Im Bücherladen von „Heideloff und Campe", wo sich die in Paris weilenden Deutschen zu bestimmter Stunde zu treffen pflegten, gewann er damals Berührung mit Alexander von Humboldt, mit Geheimrat Koreff und dem Orientalisten Julius Klaproth. Die Behauptung Strodtmanns, daß Heine längere Zeit eine große Zurückhaltung im Anknüpfen von Bekanntschaften gezeigt habe,[249]) ist jedenfalls irrig. Dies hätte weder seiner Natur, noch den Zwecken entsprochen, die er damals verfolgte. Er widerlegt es auch selbst. „Die Wintersaison — sagt er in seinen Florentinischen Nächten[250]) — begann bald nach meiner Ankunft in Paris und ich nahm Theil an dem Salonleben, wo sich jene Welt (die tonangebende) mehr oder minder lustig herumtreibt." Als Lewald im Herbst d. J. nach Paris kam, besuchte Heine nicht nur bereits die Soireen bei Rothschild und Lafayette, er war auch mit den Häuptern der Saint Simonisten vertraut,[251]) besonders mit Père Enfantin, mit Olinde Rodrigues, mit Charles Duveyrier und mit Michel Chevalier, deren Zusammenkünfte in der Rue Taitbout er fleißig besuchte, ohne sich doch von ihnen anwerben zu lassen. Nichts mußte ihm ja wichtiger sein, als das Parteileben der französischen Hauptstadt von Grund aus kennen zu lernen. Ein Jahr später konnte er an Hiller schon melden: „Sie finden mich bis am Hals im süßesten Gesellschaftsleben schwimmend! Ich habe wie jedes Jahr wieder zwei Monate am Meere zugebracht, und mich, zum ersten Male, am Meere „ennüyiert."[252]) So sehr hatte er sich schon an das wirbelnde gesellige Leben der Weltstadt gewöhnt.

Die zwei Parteien, in welche er die gebildete Menschheit Europas geschieden glaubte, hatte er selbst wieder in Parteien gespalten gefunden, die sich zum Teil nicht minder, als jene, bekämpften. Die Enge eines solchen Parteilebens konnte seinem auf Unabhängigkeit

dringenden Geist unmöglich behagen. Er erkannte an jeder an, was er daran gut und gerecht fand, und verwarf dagegen an jeder, was ihm verwerflich schien. Er konnte sich für das eine begeistern und zögerte nie, das andere zu verspotten. Es ist nötig, dies fest im Auge zu behalten, weil es ihn den größten Mißdeutungen aussetzte und man ihm das als Charakterlosigkeit auslegte, was er als ein Recht seiner Freiheit und Unabhängigkeit in Anspruch nahm und was ihm gerade als eine Äußerung seines Charakters galt.

Zu den Erscheinungen, die bei seiner Ankunft in Paris seine Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade herausforderten, gehörte die eben eröffnete Ausstellung des Salon. War sie doch selbst für die Pariser epochemachend. Viele Jahre hat der Salon nicht wieder die Bedeutung von 1831 gewonnen, wo eine große Zahl großer Talente mit Meisterwerken vertreten war. Die französische Kunst schien einen ganz neuen überraschenden Aufschwung genommen zu haben. Je geringschätziger man damals in Deutschland über französische Malerei zu urteilen pflegte, desto mehr mußte sich ihm hier eine treffliche Gelegenheit für eine Vermittlerrolle darzubieten scheinen. Doch wurde dieser Vorsatz zunächst noch verschoben, weil er zuvor, wie fast alle Sommer, Beruhigung seines Kopfleidens und Stärkung seiner Nerven am Meere zu suchen eilte.

Inzwischen hatte es aber nicht an störenden Zwischenfällen gefehlt. Das Zerwürfnis mit Moser und der Zusammenstoß mit dem Grafen Moltke fallen in diese Zeit, welcher letztere in dem „Vorworte Heines zu der Kahldorf'schen Schrift“ eine Beleidigung sah. Heine schrieb damals einen Entschuldigungsbrief, brachte die Sache aber auch noch in seinen Berichten für die Augsburger Zeitung zur Sprache.[253]) Der Graf habe versucht — heißt es hier — ihn in einen Federkrieg zu verwickeln, da er ihm aber vorgestellt, daß es bedenklich sei, in seiner gewöhnlichen Weise ein Thema öffentlich zu erörtern, das die Tagesleidenschaften so furchtbar aufregen mußte, habe auch er sich beruhigt. „Wegen dieser Einsicht verdient der Graf das beste Lob, das ich ihm hiermit zolle und zwar um so bereitwilliger,

da ich in ihm persönlich einen geistreichen und, was noch mehr sagen will, einen wohldenkenden Mann gefunden, der es wohl verdient hätte, in der Vorrede zu den Kahldorf'schen Briefen nicht wie ein gewöhnlicher Adliger behandelt zu werden. Seitdem habe ich seine Schrift über Gewerbefreiheit gelesen, worin er, wie bei vielen andern Fragen, den liberalsten Grundsätzen huldigt."

Als Heine Ende September gestärkt von Boulogne sur mer nach Paris zurückkam, hörte er, daß Börne von seinem Ausflug nach Deutschland und der Schweiz wieder eingetroffen sei und eilte sofort, ihn aufzusuchen.[254]) Börne hatte durch die ersten Bände seiner gesammelten Werke und den ersten Teil seiner „Pariser Briefe" gerade eben großes Aufsehen erregt und die Zahl seiner Bewunderer und Anhänger bedeutend vermehrt. Der Vergleich mit Heine lag nahe. Beide Schriftsteller zeigten gewisse Ähnlichkeiten. Die Feinde Heines, wie die Anhänger Börnes fingen an, dies zu benutzen. Die Namen und Personen der beiden gefeierten Schriftsteller riefen allmählich unter den deutschen Liberalen zwei einander feindliche Parteien ins Leben. Die politisch gestimmten Radikalen standen zu Börne, die poetisch gestimmten Liberalen hielten natürlich zu Heine. Eine gewisse Spannung zwischen beiden wäre schon hierdurch fast unausbleiblich gewesen. Doch muß man nach Börnes eigner Darstellung Heine die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich anfangs dem alten Freunde mit der früheren vertraulichen Unbefangenheit wieder näherte und diese auch längere Zeit noch bewahrte. „Gestern Vormittag (am 26. September 1831) — meldet Börne seiner Freundin, Madame Wohl — kommt ein junger Mann zu mir, stürzt freudig herein, lacht, reicht mir beide Hände — ich kenne ihn nicht — Es war Heine, den ich den ganzen Tag im Sinne hatte." — Aber wie! Da es kurz vorher über ihn heißt: „Meine erste Frage an Madame — war, wie ihr Heine gefalle? Nun hat diese Dame etwas von Ihrer Art, nicht gerne Böses von den Leuten zu sagen; ich merkte ihr aber doch an, daß er dort im Hause nicht gefalle. Doch tadelte sie bloß: er spräche so ordinär und von einem Schriftsteller erwarte man doch

auch in der Unterhaltung gewählte Worte." Nun stimmen aber alle, die Heine gekannt haben, darin überein, daß er ein Meister geistreicher, anmutiger Unterhaltung war; er konnte wohl gelegentlich etwas Dreistes, Niedriges, Verletzendes rücksichtslos einmischen, nie aber konnte man seine Unterhaltung deshalb ordinär nennen. Es ist also kein Zweifel, daß Börne nur gern etwas Nachteiliges über Heine hören gewollt und diesen mit Voreingenommenheit empfangen hatte, womit die Bemerkung Heines übereinstimmt: er habe Börne auffallend verändert gefunden und dessen argwöhnisches Wesen sei ihm geradezu unheimlich geworden.[255]) Noch mehr aber wird es durch Börnes weiteres Verhalten bestätigt. Mit jedem neuen Brief hat er von Heine neue Schwächen, Fehler und Schlechtigkeiten zu melden. Hier haben ihm Leute gesagt, daß Heine Melancholie affektiere und grenzenlos eitel sei, dort, daß er in der gemeinsten Weise liederlich lebe. Auch spreche er zu viel von seinen Arbeiten; was im Gegenteil ihm (Börne) völlig unmöglich sei, da ihn eine gewisse Scheu davon zurückhalte. Bei Börne steht es hiernach schon fest, daß Heine ihm nicht mehr gefällt, daß er keine Seele hat, daß sein Ernst nur affektiert ist, daß ihm nichts heilig ist, daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt und weder Überzeugung, noch Glauben besitzt.[256]) Drei Tage später, er hat zwar Heine inzwischen gar nicht wieder gesehen, findet er an ihm die unverkennbarsten Zeichen von Charakterschwäche. Er weiß jetzt auch, daß er spielt, ja nach dem endlich erfolgten zweiten Besuche seines früheren Freundes findet er denselben nicht nur herz- sondern auch geistlos. Es scheine, daß er seinen Geist nur in den Schreibefingern habe. „Er sagte mir selbst, er ginge am liebsten mit unbedeutenden Menschen um." Am 13. Oktober klagt er, daß Heine (dem er vorher zum Vorwurf gemacht, daß er zu viel von seinen Arbeiten spreche) ihm seine Arbeiten zu verheimlichen suche. Er schreibe an einem politischen Werke, so etwas über die französische Revolution, und fürchte dabei seine Konkurrenz. „Wie ist es möglich — ruft er aus — daß ein Mann, von so anerkannten großen Verdiensten, so kleinlich eitel sein kann?" Aus der von Heine

an ihn gerichteten Frage, was er von Robespierre halte? schließt er sofort, daß Heine ihn aushorchen wolle. „So ein kleinliches Wesen kann mich ganz maliciös machen, und ich wäre im Stande, wenn ich einmal bestimmt erführe, worüber Heine schreibt, den nämlichen Stoff zu behandeln, nur um ihn zu ärgern — —“ Wem es nun noch nicht klar sein sollte, daß Börne seinen ehemaligen Freund auf Schritt und Tritt überwachte und ausspionierte und alles, was er auf diesem Wege gefunden, in der unfreundlichsten, ja gehässigsten Weise auslegte und seiner Herzensfreundin hinterbrachte, die damals eine bessere Meinung von Heine gehabt und gegen Börne verteidigt zu haben scheint: der mag es zum Überfluß noch aus Börnes eignem Munde vernehmen. „Ich komme wieder auf Heine. Sie müssen aber nicht etwa denken, daß es mir Vergnügen macht, Böses von ihm zu reden, das nicht. Aber er interessirt mich als Schriftsteller und darum auch als Mensch. Ich sammele Alles, was ich von Anderen über ihn höre, und ich selbst über ihn beobachte .... Ich sehe ihn auf bösem Wege und werde aus historischem und anthropologischem Interesse seiner Spur nachgehen. So müssen Sie das ansehen.“ Und nun berichtet er, daß Madame X.... gesagt habe: „ja, wenn man dem Heine 1000 Franken giebt, lobt er das Schlechteste.“ Das möchte ich nun gerade nicht glauben, habe Börne erwidert. „Sie können es mir glauben, ich weiß es.“ „Er hat eine Art von Lüderlichkeit — fährt Börne fort — die mir nie, weder in Büchern, noch im Leben, vorgekommen ist!“ — „Er ist so erschöpft — heißt es in einem späteren Brief — daß er Abends 9 Uhr zu nichts mehr, nicht zur leichtesten Unterhaltung brauchbar ist und sich zu Bette legen muß (!)“ Es sei auch auf eine Besserung gar nicht zu hoffen, denn sein Charakter sei morsch, er habe nicht die geringste Willenskraft mehr“ — ein Thema, welches im nächsten Brief weiter ausgeführt wird: „Zerrissen, ausgefasert, abgefärbt, wie ein alter seidner Weiberrock, verdrossen, niedergebeugt, wehmüthig, wie einer der den Katzenjammer hat. Ich möchte so nicht leben!“ ruft Börne. „Christentum, Religion überhaupt ist ihm nicht blos ein Gräuel, es

ist ihm ein Ekel." Im nächsten Brief kommt Börne wieder auf Heines gemeinen Umgang zurück und führt dafür dessen Vertraulichkeit mit Lewald an, obschon er später mit demselben Lewald, als dieser von ihm Artikel in seine Zeitung nahm, selbst recht vertraulich wurde. „Der arme Heine — ruft Börne hier aus — wird chemisch von mir zersetzt, und hat keine Ahndung davon, daß ich im Geheimen beständig Experimente mit ihm mache." — „Wenn der Heine — heißt es ein ander Mal — nur halb ein solcher Schuft ist, als er freiwillig bekennt, dann hat er schon fünf Galgen und zehn Orden verdient. Schon zwanzig Mal gestand er mir und das ganz ohne Noth, dem Argwohn zuvorkommend, er ließe sich gewinnen, bestechen." Was? Zwanzigmal? Und Börne hätte ein solch wichtiges Bekenntnis seiner Vertrauten erst jetzt hinterbracht? Man sieht — das ist völlig unmöglich.

Während nun Börne in solchem Sinne an Madame Wohl, vielleicht auch an andere Personen schrieb, oder zu anderen Personen sprach und doch gegen Heine selbst die größte Vertraulichkeit zeigte, so daß er ihm sogar einmal nachts ins Zimmer drang und im Schlafe störte, um ihn in ein stundenlanges Gespräch zu verwickeln, scheint Heine sich immer offen und ehrlich gegen ihn verhalten zu haben. Es liegen uns wenigstens bis jetzt keine Beweise des Gegenteils vor. Wohl aber dürfte ein Brief Heines an Varnhagen von Mitte Mai 1832 für ersteres Zeugnis ablegen. Es war zur Zeit der Cholera, die Heine mutig in Paris aushielt, um seinen Vetter Karl Heine zu pflegen, der dort damals erkrankt war.[257]) „Jetzt — heißt es in jenem Briefe — hat mich Gottlob die Cholera von manchen überlästigen Gesellen befreit, nämlich die Furcht vor derselben. Es war nicht eigentlicher Muth, daß ich nicht ebenfalls von Paris entfloh, als der panische Schrecken einriß; ehrlich gesagt, ich war zu faul. Börne hatte längst reisen wollen und man thut ihm Unrecht, wenn man seine Abreise der Furcht beimaß. Indessen ich hatte ihn 14 Tage vorher nicht gesehen, wir stehen sehr schlecht, er hatte einige jacobinische Ränke gegen mich losgelassen, die mir

sehr mißfielen. Ich betrachte ihn als einen Verrückten." — Den Anlaß des Zerwürfnisses gaben aber folgende Verhältnisse. Heine hatte die Versammlungen der deutschen Handwerker-Association wiederholt besucht, wie er ja auch die Versammlungen der St. Simonisten, ja selbst einmal eine Versammlung der ihm verhaßten Karlisten besucht[258]) hat. Obschon er hieraus keine Verpflichtungen für sich ableitete, hatte er sich doch einmal an einer Kollekte zur Unterstützung der freien Presse beteiligt, und, um durch Widerspruch keinen Anstoß zu erregen, sich dabei mit seiner Namensunterschrift unterzeichnet. Börne und dessen Anhänger legten ihm dies als Beitrittserklärung aus. Als er daher bei einem ihm etwas später vorgelegten Protest an den Papst seine Unterschrift verweigerte, ward er des Wortbruchs, der Feigheit und antiliberaler Tendenzen beschuldigt. Es geht dies aus einem Briefe Börnes an Mad. Wohl vom 5. März 1832 hervor, in welchem ihn dieser der Feigheit zeiht. „Aber unter dieser Feigheit versteckt sich noch eine niederträchtige Gesinnung. Das jetzige Treiben der Deutschen, die Association, das kömmt ihm alle lächerlich vor, und doch hat er unterschrieben! und das bloß aus Feigheit, wie er selbst eingesteht. Er hat Furcht, von den deutschen Patrioten Prügel zu bekommen." Heine erklärt dagegen in der Zwischennote zu seinem Bericht vom 1. Oktober 1832[259]): „Ich habe keinen Antheil genommen an der hiesigen deutschen Association, außer daß ich ihr bei einer Kollekte für die Unterstützung der freien Presse einige Francs zahlte; lange vor den Juniustagen habe ich den Vorstehern jener Association aufs Bestimmteste notificiert, daß ich nicht mit ihr in Verbindung stehe." Börne hat dies trotz seiner vielen persönlichen Angriffe, so viel ich weiß, nie öffentlich widerlegt.

Während nun Heine trotz dieses Zerwürfnisses seinen ehemaligen Freund noch im geheimen verteidigte, war Börne damit beschäftigt, ihn auch noch öffentlich anzugreifen und zu brandmarken. Heines 1832 erschienenes Buch „Französische Zustände", welches die in der Augsburger Allgemeinen Zeitung von ihm veröffentlichten Berichte enthielt, sollte dazu die Gelegenheit bieten. Die dagegen von Börne

erhobenen Angriffe (im 5. und 6. Band der 1833 edierten zwei letzten Bände seiner Pariser Briefe) führten den völligen Bruch herbei.

Ehe ich jedoch auf die weitere Entwickelung dieses unseligen Verhältnisses weiter eingehe, welches in Heines Leben eine zu große Rolle spielt, um hier übergangen werden zu können, ist es geboten, einen Blick auf die jüngsten Veröffentlichungen des Dichters zu werfen. Einen so wunderbaren Sinn für das Malerische und Musikalische Heine in seinen poetischen Werken auch offenbart, so hat er doch zu der Kunst der Musik und der Malerei kein inneres Verhältnis gehabt. Er hätte sehr wohl ohne beide leben gekonnt. Auch hat er weder die eine, noch die andre studiert. Die technische Seite beider Künste war ihm völlig verschlossen, doch hat ihm die Malerei jedenfalls näher gestanden, als die Musik, wenn auch nicht so nah, wie die Plastik. Sie ist seinem Urteil auch zugänglicher gewesen. Sein Bericht über die Gemäldeausstellung vom Jahre 1831, welcher in den Nummern vom 27. Oktober bis 26. November des Cotta'schen Morgenblatts steht, hat nicht nur damals berechtigtes Aufsehen gemacht, er hat damals auch wesentlich zur Kenntnis der französischen Malerei und zur Teilnahme an ihrer Entwickelung in Deutschland beigetragen. Ja er verdient noch heute gelesen zu werden. Mit richtigem Takt schloß Heine die technische Seite der Gemälde von seiner Beurteilung aus. Auch bekennt er offen die in Paris inzwischen hervorgetretenen Urteile nicht unbenützt gelassen zu haben. Er begiebt sich aber deshalb des eigenen Urteils nicht. Die Künstler, die er bespricht: A. Scheffer, Horace Vernet, Delacroix, Decamps, Lessore, Schnetz, L. Robert, Delaroche treten uns aus seiner Darstellung von ihrer geistigen Seite in lebensvoller Eigentümlichkeit entgegen. Die Beschreibungen der Bilder sind zum Teil selbst wieder kleine Meisterwerke poetisch-malerischer Darstellung, wenn sie sich auch vielleicht mit den farbigen Gemälden nicht überall vollkommen decken. Die Beziehungen, in die er dieselben zu dem Zustand und der Bewegung der Zeit setzt, sind von eben so großem allgemeingeschichtlichen, wie biographischen Interesse. Man fühlt darin ein warmes Herz schlagen. Das Feuer

der Begeisterung reißt den Dichter bei seinen Schilderungen zuweilen zu dithyrambischem Schwunge fort, so vor dem Bilde der Julirevolution von Delacroix. „Heilige Julitage von Paris! — ruft er aus — ihr werdet ewig Zeugniß abgeben von dem Uradel der Menschen, der nie ganz zerstört werden kann. Wer euch erlebt hat, Der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, sondern freudig glaubt er an die Auferstehung der Völker. Heilige Julitage, wie schön war die Sonne und wie groß war das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem großen Kampf zusahen, jauchzten vor Bewunderung und sie wären gern aufgestanden von ihren goldenen Sitzen und wären gern zur Erde niedergestiegen, um Bürger zu werden von Paris"[260]).

Wenn hier die Begeisterung für den Kampf für Freiheit und Menschenrechte Heine noch mit dem alten Feuer durchglüht, so ist doch dieser, schon im September und Oktober 1831, also zum Teil noch vor der Wiederbegegnung Börnes geschriebene Aufsatz zugleich ein Protest gegen den damaligen Republikanismus. „Es ist vielleicht an der Zeit — heißt es nämlich darin, nachdem er das von den Legitimisten beanspruchte Vorrecht zurückgewiesen, die Hinrichtung Ludwig XVI. allein zu betrauern — einerseits das allgemeine Volksrecht solcher Trauer zu vindizieren, damit sich das Volk nicht einreden lasse, nicht ihm gehörten die Könige, sondern einigen Auserwählten, die das Privilegium haben, jedes königliche Mißgeschick als ihr eigenes zu bejammern; andrerseits ist es vielleicht an der Zeit, jene Schmerzen laut auszusprechen, da es jetzt wieder einige eisklugе Staatsgrübler giebt, einige nüchterne Bacchanten der Vernunft, die in ihrem logischen Wahnsinn uns alle Ehrfurcht, die das uralte Sakrament des Königtums gebietet, aus der Tiefe unsrer Herzen herausdisputieren möchten."[261]) Heine hatte allerdings früher seine Sympathien für die Republik von 1791 frei ausgesprochen, wie er damals überhaupt noch der Meinung war, daß die Republik dem Geiste der romanischen Völker, daher auch dem der Franzosen, entspreche. Für Deutschland hat er den republikanischen Gedanken aber jederzeit abgelehnt. Auch beteuert er noch ein Jahr später, daß er die Republik von 1791 immer noch

liebe und es doch für keine Inkonsequenz halte, gegen ihre Wiedereinführung in Frankreich und noch weniger für eine deutsche Übersetzung derselben zu sein[262]).

Doch nicht nur für die politische Gesinnung, sondern auch für die künstlerische Anschauung Heines legt dieser erste Aufsatz über französische Malerei ein beachtenswertes Zeugnis ab. Er tritt hier zunächst für die Eigentümlichkeit des Künstlers ein. „Der große Irrtum — heißt es in dieser Beziehung — besteht immer darin, daß der Kritiker die Frage aufwirft: Was soll der Künstler? Viel richtiger wäre die Frage: Was will der Künstler? oder gar: Was muß der Künstler?" — Die Wahrheit liegt natürlich in der Mitte. Die Akademiker waren im Unrecht, weil sie die zweite Frage ganz ausschlossen; Heine scheint nach dem Schlusse des Aufsatzes in den entgegengesetzten Fehler zu fallen. „Indessen — lautet die Stelle — die neue Zeit wird auch eine neue Kunst gebären, die mit ihr selbst in begeistertem Einklang sein wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht und die sogar eine neue Technik, die von der seitherigen verschieden, hervorbringen muß. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die selbsttrunkenste Subjectivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Persönlichkeit mit all ihrer Lebenslust sich geltend machen, was doch immer ersprießlicher ist, als das alte Scheinwesen der Kunst"[263]). Allein, nicht nur, daß er dies blos als einen Ausnahmezustand und zwar hauptsächlich deshalb empfiehlt, um dieses alte Scheinwesen ganz zu vernichten, hat dieser Satz auch durch ihn selbst noch eine entschiedene Einschränkung erhalten, insofern er auf die Beantwortung der Frage hinweist: „Hat der Künstler die Mittel, seine Ideen auszuführen? Und — hat er die richtigen Mittel angewendet?" Der aber ist ihm der größte Künstler, der mit den wenigsten und einfachsten Symbolen das Meiste und Bedeutendste ausspricht, wobei es ihm des schönsten Preises wert dünkt, wenn die Symbole abgesehen von ihrer Bedeutsamkeit auch schon an und für sich die Sinne erfreuen, wie Blumen eines Selams. „Ist aber solche Zu-

sammenstellung immer möglich? Ist der Künstler so ganz willensfrei bei der Wahl und Verbindung seiner geheimnisvollen Blumen? Oder wählt und verbindet er nur, was er muß? Ich bejahe diese Frage einer mystischen Unfreiheit."[264])

Die „Französischen Zustände", welche 1833 auch noch unter dem Titel La France, ins Französische übersetzt, veröffentlicht wurden, enthalten, wie schon gesagt, die für die Augsburger Allgemeine Zeitung in jenem Jahre gelieferten Berichte. Heine hatte dabei nicht nur Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeitung, sondern auch auf seinen Verleger in Hamburg zu nehmen, der ihm dringend Vorsicht ans Herz gelegt hatte. „Folgt er mir — schrieb Campe noch am 5. Dezember 1831 an Willibald Alexis — wie ich hoffe und wie er mir selbst, freilich für später, gesagt, was ich aber statt „später" in „zuerst" umgewandelt haben wollte, so erblicken wir ihn zur Ostermesse in einem ganz neuen Fahrwasser, das frei von Politik ist, so weit, wie es möglich sein möchte, sich überhaupt davon zu entfernen. Ich glaube dadurch Heine und unserer Literatur einen Dienst zu leisten." So war denn in der That der erste einleitende Bericht, welcher schon am 30. November 1831 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschien, in einem ganz ruhig sachlichen, wenn auch die Politik Louis Philipps verurteilenden Sinne geschrieben. Doch schon in den nächsten mit 1. Januar 1832 beginnenden Aufsätzen, welche in den „Französischen Zuständen" ausschließlich Aufnahme gefunden haben, wurde die Darstellung lebhafter, pikanter, farbenreicher. Der ironische Dämon des Autors, welcher sich nicht mehr zurückhalten ließ, tritt immer dreister hervor. Er verschont nicht Perier, noch Guizot, selbst nicht den König. So sehr Heine den Ton des „Indifferentismus" anzuschlagen und festzuhalten geglaubt, so gab er seinen Gefühlen doch nur zu oft einen bald hinreißenden, bald drohenden Ausdruck. Es sind gerade diese Stellen und Schilderungen, welche, wie die Beschreibung der Cholerapanik, des Aufstands vom 5. und 6. Juni, und des Kampfs bei St. Méry, zu den bedeutendsten Teilen des Buchs gehören. Sie waren

aber von der Redaktion der Zeitung zum Teil ebenso unterdrückt worden, wie die heftigen Ausfälle gegen den Adel. Wenn Heine bei der Beurteilung der einzelnen Personen auch manchem Irrtum unterworfen war und daher in Widersprüche mit sich selber geriet, so ist doch im Ganzen der Scharf- und Vorausblick bewundernswert, den er bei seinen Urteilen entwickelte. Er sagt den unvermeidlichen Sturz Louis Philipps immer wieder voraus, weil er dem Ursprunge seiner Gewalt nicht treu geblieben sei. Er verkündigt den Franzosen schon damals das geeinigte Deutschland als die furchtbarste Macht. Er erkennt in Thiers, den er den Goethe der Politik nennt, schon damals den bedeutendsten Staatsmann der Zeit. Er fühlt, daß obschon der Royalismus in der Natur der Franzosen liege, sie doch zur Republik hingetrieben würden, der er jedoch keine Dauer verspricht. Allerdings hat er dabei immer nur Paris im Auge, wo damals schon an „150,000 Putzmacherinnen und 150,000 Perruquiers und Parfumeurs ihr lächelndes, frisierendes, duftendes Gewerbe“ trieben. Wie sollte ein solches Volk die entsagende Strenge der Republik wohl ertragen? Er hätte dies aber auch auf sich selbst mit anwenden können. Um wahrhaft Republikaner zu sein, hätte er so bedürfnislos sein müssen, wie Börne es war. Heine, der das Christentum schon deshalb verworfen, weil es Entsagung fordert, konnte unmöglich einer Staatsverfassung das Wort reden, die, streng durchgeführt, ihn mit ähnlichen Forderungen bedroht haben würde. Es war ja auch das, was ihn später vor dem Kommunismus zurückschrecken ließ, der ja doch nur die letzte Konsequenz eines radikalen Republikanismus, die letzte Konsequenz der von diesem geforderten Gleichheit ist. Und darum wird er nicht müde, in seinen Berichten, trotz des Angriffs auf die Regierungen des damaligen Königtums, seinen Royalismus fort und fort zu betonen und zu beteuern, daß er trotz seiner Freiheitsliebe, trotz seines Hasses gegen den Adel, trotz seiner Verachtung des Geldprotzentums, trotz seines leidenschaftlichen Einstehens für die Rechte der Menschheit, doch kein Republikaner, sondern ein treuer Anhänger des Königtums sei. „Royalist aus angeborner Neigung, werde ich es in Frankreich

aus Überzeugung"[265]). — „Ich bin bei Gott kein Republikaner — ruft er ein andermal aus — ich weiß, wenn die Republikaner siegen, so schneiden sie mir die Kehle ab, und zwar, weil ich nicht alles auch bewundere, was sie bewundern"[266]).

Strodtmann glaubt, daß diese und ähnliche Versicherungen nur Maske waren; allein es war keine Maske, sondern ein ihm durch die, dort von den Aristokraten, hier von den Radikalen, gegen ihn erhobenen Anschuldigungen abgedrungenes Geständnis. Die Aristokraten verschrieen ihn als einen Republikaner und Saint-Simonisten, die Enragés des Tages als einen heimlichen Bundesgenossen der Aristokratie. Gewiß, Heine war kein Republikaner. War er aber deshalb schon wirklich ein Royalist? Im Sinn des Parteigängers vielleicht ebensowenig. Allein er erkannte, daß der konstitutionelle Monarchismus, wie er ihn in einem seiner Berichte[267]) dem absoluten Monarchismus entgegenstellt, die den dermaligen Zustand der europäischen Völker entsprechendste Staatsform sei. Auch entsprach er noch am meisten seiner eigenen Natur. Der Republikanismus streng durchgeführt muß gegen alles Bedeutende, Außerordentliche, Hervorragende Verdacht schöpfen, er muß es soviel als möglich von sich ausschließen. Wenn dies auch den Denker in Heine befriedigen konnte, so stand es doch in entschiedenstem Widerspruch, nicht nur mit dem Welt- und Genußmenschen, sondern auch mit dem Dichter und Künstler in ihm, der alles Große, Schöne, Erhabene außerordentlich liebte und der von den Republikanern vom Schlage Robespierres, den er doch hochschätzte, die Kunst bedroht, ja vernichtet sah.

Heine erkannte sehr wohl, daß seine Berichte mit Irrtümern und Widersprüchen behaftet waren, er tilgte sie aber beim Wiederabdrucke nicht, sondern begnügte sich, dieselben einzugestehen. „Man wird in diesen Blättern, wie im ganzen Buche, vielen widersprechenden Äußerungen begegnen, aber sie betreffen nie die Dinge, sondern immer die Personen. Ueber Erstere muß unser Urtheil feststehen, über Letztere darf es täglich wechseln." Es fragt sich aber nur in welcher Weise.

Dem Vorwurf, daß manche seiner persönlichen Urteile voreilig, übertrieben, ja gehässig waren, wird Heine niemals entgehen.

Bei aller Ähnlichkeit, welche zwischen Börne und Heine bestand und welche so weit ging, daß man, sobald nur von Freiheit die Rede war, sie lange immer zusammen genannt, in ihnen lange die Häupter des jungen Deutschlands gesehen hat, so war doch die Verschiedenheit ihrer Naturen allmählich immer stärker hervorgetreten. Wenn Heine bei Ausbruch des Menzelschen Streits an Laube schrieb: Daß Monarchie oder Republik, demokratische oder aristokratische Institutionen, ja selbst der Absolutismus, weil nur Mittel zum Zweck, gleichgültige Dinge seien, so lange der Kampf um erste Lebensprinzipien nicht entschieden wäre, worunter er vor allem die Religion, die Idee des Lebens verstand[268]), so war Börnen dagegen die republikanische Regierungsform schon an sich selbst höchster Lebenszweck, daher er sie mit allen Mitteln zu verwirklichen strebte. Wogegen ihm nicht nur der Kampf um religiöse Freiheit von diesem ihm wichtigsten Ziel abzulenken schien, sondern ihm auch das Festhalten am Glauben trotz seines Übertritts zum Christentum für eine unerläßliche Vorbedingung zur Erkämpfung der politischen Freiheit galt, denn — wie er einmal gegen Heine einwendete: „wie kann man je dem glauben, der selbst nichts glaubt.“ Zu diesem politischen Gegensatze und mit ihm zusammenhängend trat noch der der nüchternen Poesielosigkeit der Börneschen Natur zu der so außergewöhnlichen poetischen und künstlerischen Beanlagung Heines, die ersterer wegen der Bewunderung, die ihr die halbe Welt zollte, halb beneidet, halb aber auch verachtet haben mag. Denn darin hat Heine sicherlich recht, daß bei Börnes Anfeindungen der Neid, den — wie er sich ausdrückt — „der kleine Tambour-Maître gegen den großen Tambour-Major“ empfand, eine Rolle gespielt hat. Läßt sich doch nur hieraus jenes arglistige Umschleichen, Behorchen und Ausspionieren erklären, das wir an Börne beobachtet haben. Nun trat am 1. Januar 1833 ein neues litterarisches Unternehmen: L'Europe littéraire, Journal de la littérature nationale et étrangère hervor, bei dem Heine mit den

Artikeln über deutsche Litteratur betraut worden war und für welches wir ihn auch bemüht sehen, seinen Freund Immermann zur Berichterstattung über deutsche Kunst zu gewinnen. Da das Unternehmen die Politik grundsätzlich ausschloß, so konnte Börne darin unmöglich etwas Feindseliges erblicken. Jeder Patriot hätte im Gegenteil ein Unternehmen freudig begrüßen sollen, welches den Zweck hatte, Frankreich mit der Entwicklung und dem Zustande der deutschen Litteratur und Kunst in so geistvoller Weise bekannt zu machen, wie es von jenen zwei Männern zu erwarten stand. Gleichwohl nahm Börne Veranlassung, das Unternehmen sofort in seinen Pariser Briefen (vom 31. Dezember 1832 und 1. Januar 1833) herabzusetzen, lächerlich zu machen und für eitel Wind zu erklären.

Inzwischen waren ihm aber auch die „Französischen Zustände“ in die Hände gefallen. Daß Börne hier sehr vieles fand, was ihn zum Widerspruch reizen und auffordern mußte, ist zuzugeben. Heine hatte dem Republikanismus in zu entschiedener Form darin abgesagt. Aber, wie er selber erklärt, „seine Angriffe galten nur den Principien, nicht den Personen,“ daher er auch seinerseits eine ähnliche Behandlung zu fordern gehabt hätte. Börnes Angriffe nahmen dagegen sofort einen persönlichen Charakter der aller gehässigsten Art an. Es geschieht im Brief vom 25. Februar 1833. Er hatte Mad. Wohl davon in Kenntnis gesetzt und diese mochte zur Milde geraten haben. Börne erklärte dagegen, daß, da es früher oder später doch zu einem offenen Kampf kommen müsse, er Heine hierin zuvorkommen wolle, weil dieser immer schwach in der Verteidigung sei. Gleichzeitig ließ er sich von Mad. Wohl alles schicken, was er ihr von Paris aus über Heine geschrieben, weil er es gelegentlich gegen diesen verwenden wolle.

In jenem „Pariser Brief“ aber wird Heine als ein Mann charakterisiert, welcher an der Wahrheit stets nur das Schöne liebt. Sie gelte ihm nichts, sobald dieses ihr fehle. Glauben dürfe man ihm gar nichts, da er ja selber nichts glaube. Er gehe beständig vorwärts und rückwärts und weiche nach beiden Seiten vorsichtig aus, weil er hier die Schläge der Aristokraten, dort die Schläge der

Demokraten fürchte (obschon er doch vielmehr den Zorn beider durch seine Angriffe nur zu heftig herausforderte). Republikaner, die solche Narren wären, daß sie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müssen, um ihr Ziel zu erreichen, gehörten ins Tollhaus. (Warum aber suchte Börne dann selbst diesen Mann, an dem, wie wir sahen, er doch gelegentlich das große Verdienst anerkennen mußte, moralisch zu töten?) Heine glaube auf diese Weise bald dem Absolutismus, bald dem Jesuitismus die Stirne zu bieten — es sei aber eitel Renommage. Obschon die Natur ihn bestimmt habe, ein ehrlicher Mann zu sein, da er kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken könne, gefalle er sich doch, den Jesuiten des Liberalismus zu spielen, eine Rolle, die, obschon sie nütze, ein ehrlicher Mann nie übernehmen könne, weil es eine einträgliche Rolle sei." Eine weitere Anspielung auf Heines vermeintliche Bestechlichkeit findet sich in einem späteren Briefe (vom 17. März 1833).

Man wird wohl aus Heine's „Französischen Zuständen" alles andre eher herauslesen, als Bestechlichkeit, da keine Partei, ja fast keine Persönlichkeit, selbst nicht seine früheren Idole, Napoleon und Lafayette, der Geißel seines Spottes entgehen und von der Schärfe seiner Kritik verschont bleiben. Die beste Rechtfertigung liegt in dem Protest, welchen die östreichische Regierung bei Cotta gegen die Fortsetzung der Heine'schen Berichte einlegte. Gentz mußte erklären, daß diesem Gebahren nicht länger mehr ruhig zuzusehen sei. „Ich begreife wohl — heißt es in dessen Briefe an Cotta — wie auch dergleichen Artikel ihre Liebhaber und viele Liebhaber finden, denn ein großer Theil des Publikums ergötzt sich inniglich an der Frechheit und Bosheit eines Börne und Heine (auch hier werden sie wieder zusammen genannt) und Perier und Louis Philipp mit ihm sind blos und allein, weil sie Ordnung und Frieden als ihren höchsten Zweck verfolgen, bei den unruhigen Köpfen in Deutschland so sehr in Mißkredit gefallen, daß man heute schon lieber die Kosaken, als das verschrieene Juste milieu in Paris regieren sehen möchte. Dies Alles befremdet mich nicht; ich habe dem Spiele der Welt zu lange

zugesehen, um nicht auf das unglaublichste und unsinnigste in den Revolutionen der Meinung stets gefaßt zu sein. Daß Sie aber, mein edler Freund, jene giftigen Ausschweifungen, die Sie zuverlässig nicht billigen, auch nur dulden können, geht einigermaßen über meine Begriffe." In der That hatte der Brief den Abbruch der politischen Berichte Heines zur Folge. Mit dem 15. Juli 1832 brechen sie ab. Nur einige politische Reiseberichte aus der Normandie vom August und September fanden noch Aufnahme. Am 19. Dezember konnte Heine an Immermann schreiben: „Von der Politik stehe ich jetzt ferne."

Heine hat sich natürlich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen verteidigt und dabei Börnes Partei nicht geschont, aber er ist diesem nicht auf das Gebiet des persönlichen Angriffs gefolgt, obschon Börne nicht aufhörte, ihn persönlich anzugreifen und angreifen zu lassen; so daß er nach dessen Tode sagen konnte, er habe bis dahin Börne nie, auch nicht mit einer Zeile angegriffen.[269])

Man hat immer die Unbescholtenheit des Charakters Börnes gerühmt, und es ist keine Frage, daß er Heine an Festigkeit, Stetigkeit und Zuverlässigkeit des Charakters im allgemeinen sehr überlegen war. Bei der einseitigen Richtung seines Geistes und der Enge seiner Bedürfnisse war dies indessen auch leicht. Heine gegenüber hat Börne jedoch diese Eigenschaften seines Charakters nicht eben glänzend bewährt und in dem Verhältnisse beider erscheint ersterer für jedes unbefangene Auge und Urteil als der ungleich Achtungs- und Liebenswertere.

Heine hatte den ersten Band seiner „Französischen Zustände" mit einem Vorwort begleitet, in welchem er seinen liberalen Standpunkt aufs Entschiedenste darlegte. Es war eine heftige Anklageschrift gegen die deutschen Regierungen, insbesondere die preußische, in welcher er auf das Leidenschaftlichste für die dem deutschen Volke verweigerten Rechte, sowie für die unterdrückten Polen eintrat und den König von Preußen an die Erfüllung seines geleisteten Eides mahnte, um dem Gespenste der Revolution vorzubeugen, das schon

aus der Ferne drohe. Diese Vorrede, welche, wie Heine an Varnhagen sich ausdrückt, das leidenschaftliche Produkt seines Unmuts über die Bundestagsbeschlüsse war, kam so verstümmelt aus der Zensur hervor, daß er nun fast — wie er sagt — als ein Schmeichler des Königs von Preußen erscheine; daher er von Campe einen Separatdruck der ächten Vorrede forderte, der er noch eine „Vorrede zur Vorrede" vorausschickte. „Ich kann nicht eher honett schlafen — schrieb er seinem Verleger — bis die Vorrede in der Welt. Merken Sie sich das!" Auch ließ er in die Allg. Ztg. eine Erklärung einrücken, worin er jene Verhältnisse darlegte und alle honetten Journale um Abdruck dieser Erklärung bat. Campe fügte sich jener kategorischen Forderung. Die Vorrede wurde gedruckt. Als aber die erste Hitze bei Heine verraucht war, machten sich andre Erwägungen geltend. Er ordnete jetzt sogar selbst die Vernichtung der Druckschrift an, von der sich nur ein einziges Exemplar erhalten haben soll, das Strodtmann bei der Herausgabe des Buchs benützte. Gleichwohl erschien die Vorrede kurze Zeit später doch noch bei Heideloff und Campe in Paris, zuerst in französischer Übersetzung, dann auch noch deutsch. Heine schreibt zwar am 4. Dezember 1835 darüber an Laube: „Die famose Vorrede, die ich bei Campe, als sie schon gedruckt war, zu zernichten gewußt, ist später durch den preußischen Spion Klaproth in die Welt gekommen." Allein seine Briefe an Laube vom 10. Juli und an Varnhagen vom 16. Juli 1833 lauten ganz anders und lassen kaum einen Zweifel, daß er an dieser Veröffentlichung nicht so schuldlos war. Allein damals hielt er sich selbst in Paris für bedroht, und es daher für geraten, zu „dissimulieren", wie er dies ja auch Laube damals empfahl.[270])

Inzwischen tobte der Kampf gegen ihn, zu dem die Börne'schen Anschuldigungen das Zeichen gegeben hatten. Von allen Seiten kamen die Angriffe. In wie weit Gutzkow, der Heine schon vor dieser Zeit in seinen: „Briefen eines Narren an eine Närrin" gereizt hatte[271]), sich an diesem Kampfe beteiligte, vermag ich nicht zu bestimmen. Das Cotta'sche Morgenblatt, an welchem er teils als Redakteur,

teils als Mitarbeiter in jener Zeit thätig war, verhielt sich schon aus Rücksicht auf Cotta noch ziemlich objektiv gegen ihn. Man fand hier Heines Fehler hauptsächlich in seiner Dichtereitelkeit, die eine Folge „zu raschen geistigen Wachstums“ sei. Die „Französischen Zustände“ selbst aber wurden, da sie ja in der Augsburger Zeitung erschienen waren, natürlich gelobt. Der Bürgerkrieg, Perier, Lafayette, die Heroen des Juli und Juni, sowie die Sitten und Meinungen des Tags seien lebendiger nirgends gemalt. Heine sei in Bezug auf Deutschland bei weitem nicht so radikal, wie Börne, wenigstens lobe er die Personen, wenn er auch die Verhältnisse tadle.

Heine verhielt sich all diesem Lärm gegenüber ruhig und würdig. Fast nie sind seine Vorreden so frei von persönlicher Polemik gewesen, als jetzt; denn die „Vorrede zur Vorrede“ war bereits vor Erscheinen der Börne'schen Angriffe verfaßt, einige in der bekannten boshaften Voltaire'schen Manier gehaltene Spitzen darin waren auch nicht auf Börne, sondern (wenn Gutzkow recht hat) auf Menzel gerichtet, den er sich dann nicht entblödet hätte, auf die häßlichste Weise in seiner Frau anzugreifen: „Ein Häuptling der abderitischen Partei — heißt es nämlich — der seit vielen Jahren unaufhörlich gegen mich loszieht, ist nur der Champion seiner Gattin, die sich von mir beleidigt glaubt und mir den Untergang geschworen hat. Solcher Todeshaß schmerzt mich sehr, denn die Dame ist sehr liebenswürdig. Sie hat sehr viele Ähnlichkeit mit der mediceischen Venus; sie ist nämlich ebenfalls sehr alt, hat ebenfalls keine Zähne, ihr Kinn, wenn sie sich rasiert hat, ist ebenso glatt wie das Kinn jener marmornen Göttin; auch geht sie fast ebenso nackt wie diese, und zwar um zu zeigen, daß ihre Haut nicht ganz gelb sei, sondern hier und da auch einige weiße Flecken zeige ... Wie einst Isabella von Kastilien das Gelübde that, nicht eher ihr Hemd zu wechseln, als bis Granada gefallen sei, so hat jene Dame ebenfalls geschworen, nicht eher ein reines Hemd anzuziehen, als bis ich, ihr Feind, zu Boden liege. Nun setzt sie alle Skribler gegen mich in Bewegung, namentlich ihren armen Gatten, den wahrlich das isabellenfarbige Hemd seiner Ehe-

hälfte nicht wenig incommodiert." Ich muß freilich — wie schon gesagt — die Verantwortung dafür', daß diese Stelle sich wirklich auf Menzel bezieht, Gutzkow überlassen, der sechs Jahre später das isabellenfarbene Hemd als das der Gattin Menzels erkannt hat[272]). Jedenfalls müßte Menzel, der damals Heine immer noch sehr glimpflich behandelte, von diesem Angriffe gar keine Kunde erhalten haben, was nur möglich erscheint, weil die „Vorrede zur Vorrede" nur in dem Pariser Separatabdruck der „Vorrede" enthalten war. Das harte Urteil, welches Heines „Romantische Schule" 1834 im Morgenblatte erfuhr, ist möglicherweise von Gutzkow. Hier wird nämlich Heines Behauptung, daß die Goethe'sche Kunstperiode zu Ende sei, energisch zurückgewiesen. Heine gehöre vielmehr selbst dieser Schule noch an, deren Anhänger mit ihrem kleinen Ich sich der ganzen Welt gegenüberstellen, unähnlich den Dichtern und Künstlern des Altertums, und des Mittelalters, die ihr Ich der Zeit, dem Volke, dem Geiste der Kunst unterordneten. Heine stelle sogar das Extrem dieser Richtung dar. Wenn Goethe sich darauf beschränke, sich nur nicht zu genieren, so ginge Heine noch weiter und mache aus dieser Lizenz eine Pflicht, ja setze in die Ungeniertheit einen Ruhm. „Wir geben — heißt es am Schluß — Herrn Heine die bestimmte Versicherung, daß die neue Schule in jeder Kunst, wie in der Dichtung, mit Objectivität beginnen, und daß sie mithin seiner eigenen Manier sehr fern stehen wird. Die ganze Welt wird einst den Ekel mit uns theilen, den wir schon jetzt empfinden, indem wir überall statt Gedichte nur Dichter sehen." — Je ruhiger und sachlicher diese Darlegung war, um so größere Wirkung durfte sie aussprechen.

Das Buch, welches die Veranlassung dazu gab, war aus den Artikeln entstanden, welche Heine zuerst in der Europe littéraire französisch veröffentlicht hatte und nun in deutscher Übersetzung unter dem Titel: „Zur Geschichte der neuen schönen Literatur in Deutschland" (Paris 1833) erscheinen ließ. Die zweite Ausgabe folgte 1836 bei Hoffmann und Campe unter der Bezeichnung „Die romantische Schule". Ein Jahr früher war eine französische Ausgabe

unter dem Titel De l'Allemagne bei Eugène Renduel erschienen. Wie die „Französischen Zustände" wurde auch dieses Buch in fast allen deutschen Staaten verboten. Es sollte ein Gegenstück zu dem gleichnamigen Buche der Frau von Staël sein, und die vielen Irrtümer dieser geistreichen Frau berichtigen. „Wo sie ganz selbst ist — heißt es S. 17 darin — wo die großfühlende Frau sich unmittelbar ausspricht mit ihrem ganzen strahlenden Herzen, mit dem ganzen Feuerwerk ihrer Geistesraketen und brillanten Tollheiten, da ist das Buch gut und vortrefflich. Sobald sie aber fremde Einflüsterungen gehört, sobald sie einer Schule huldigt, deren Wesen ihr ganz fremd und unbegreifbar ist, sobald sie durch die Anpreisung dieser Schule gewisse ultramontane Tendenzen befördert, die mit ihrer protestantischen Klarheit in direktem Widerspruch sind, da ist ihr Buch kläglich und ungenießbar." Heine unterschied sehr richtig zwischen Romantik und romantischer Schule. Allein er berücksichtigt bei seiner Darstellung nicht genug, daß es nicht nur eine rückblickende, sondern auch eine vorwärtsschauende und vorwärtsdrängende Romantik giebt. Der junge Goethe und die Stürmer und Dränger gehörten zu dieser, zu der auch Byron und Heine selber gehört, weshalb er sehr bald in einen Gegensatz zu A. W. Schlegel und seiner Schule geraten mußte. Julian Schmidt zählt Heines Buch über „Die romantische Schule" zu dem Bedeutendsten, was dieser Dichter nächst den besten seiner Lieder geschrieben habe. Keiner der späteren Kritiker und Geschichtschreiber habe das Wesen der deutschen Romantik schärfer und korrekter analisiert[273]). Auch muß man in der That, wegen des vielen darin enthaltenen Schönen und Richtigen, das daneben herlaufende Schiefe verzeihen, so insbesondere dies, daß er darin die Götterbilder seiner Jugend zerschlug oder von ihrem Altar herunterstieß. Bei Uhland ward es ihm schwer und man fühlt, daß er ihm gern gerecht werden möchte. Er giebt zu, daß Uhland allein eine ganze Periode und aufs Herrlichste repräsentiere, aber er hält diese Periode für abgeschlossen. Nur für die Leute von 1813 sei in seinen Gedichten der Geist ihrer Zeit aufs Kostbarste bewahrt. Auch Lessing, den er von

allen Schriftstellern doch am meisten zu lieben erklärt und den er den Johannes der Vernunftreligion nennt (auf deren Messias wir noch harrten) wird als Kritiker nicht ganz nach seinem Werte geschätzt. In der Polemik — heißt es — seien die Schlegel nur die Nachahmer Lessings gewesen, sie hätten sich seines großen Schlachtschwerts zu bemächtigen gesucht, ohne es doch regieren zu können. In der reproduzierenden Kritik, „wo die Schönheit eines Werkes veranschaulicht werden solle, wo es auf ein feines Herausfühlen der Eigenthümlichkeit ankomme", da seien sie ihm jedoch überlegen gewesen. „Was soll ich aber von ihren Recepten für anzufertigende Meisterwerke sagen? Da offenbart sich bei den Herren Schlegel eine Ohnmacht, die wir ebenfalls bei Lessing zu finden glauben." Wichtig erscheint mir besonders, was Heine über den Pantheismus hier sagt, den man zwar anklage, daß er die Menschen zu Indifferentisten mache. Wenn Alles Gott ist, so möge es allerdings gleichgültig sein, mit was man sich beschäftige, aber da sei eben der Irrtum: „Alles ist nicht Gott, sondern Gott ist Alles. Gott manifestiert sich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er manifestiert sich vielmehr nach verschiedenen Graden in den verschiedenen Dingen und Jedes trägt in sich den Drang einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen. Das ist das große Gesetz des Fortschritts in der Natur. Die Erkenntnis dieses Gesetzes, das am tiefsinnigsten von den Saint-Simonisten offenbart worden, macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltansicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, sondern zum aufopferungssüchtigsten Fortstreben." Man sieht, welche Umgestaltung der Hegel'sche Pantheismus inzwischen bei ihm erfahren hatte und was ihn hauptsächlich den Saint-Simonisten verband, mit denen er in noch mehreren andern Punkten übereinstimmt, ohne sich doch als ihren Anhänger zu bekennen. „Ich beschäftige mich jetzt viel mit der Revolutionsgeschichte und dem Saint-Simonismus — schrieb er Mitte Mai 1832 an Varnhagen. Ueber beide werde ich Bücher schreiben. Ich muß aber noch viel studieren. Michel Chevallier ist mein sehr lieber Freund, einer der edelsten Menschen, die ich kenne."

Obschon die Verunglimpfungen, die Heine durch die deutsche Presse erfuhr, so groß wurden, daß er am 19. November 1833 eine öffentliche Erklärung gegen gewisse Unterstellungen der Leipziger Zeitung erlassen zu sollen glaubte, so stieg sein Ansehen, besonders in Paris, doch ununterbrochen. Seine Artikel in der Augsburger Zeitung hatten allgemeines Aufsehen erregt. Sie waren zum Teil sofort nach ihrem Erscheinen übersetzt, in der republikanischen Tribüne abgedruckt und von den orleanistischen Blättern heftig bekämpft worden. Auch die Litteraturartikel der Revue littéraire waren nicht unbemerkt geblieben, obschon das im größten Stile gegründete Blatt auf schwankenden Füßen stand und schon vor Jahresfrist wieder einging. Um so größeren Eindruck hatten die Auszüge gemacht, welche François Adolphe Loewe-Weimars aus „der Harzreise", „dem Buche Legrand" und „den Bädern von Lucca" in der Revue des deux mondes veröffentlicht hatte. Heine war selbst an der Übersetzung beteiligt, gleich wie Loewe-Weimars ihm bei seinen Litteraturartikeln hilfreich zur Seite gestanden hatte. Jetzt aber trat er auch selbständig in der Revue des deux mondes mit einem größeren Aufsatz unter dem Titel „De l'Allemagne depuis Luther" hervor,[274]) welcher 1835 in deutscher Überarbeitung als zweiter Salonband unter dem engeren Titel: Zur Geschichte der Religion und Philosophie, doch in solcher Verstümmelung erschien, daß, wie Strodtmann sagt, die patriotische Tendenz ganz verloren ging. In demselben Jahre erschien auch die französische Buchausgabe davon.

Auch hier war es zunächst die Absicht, die vielen Irrtümer zu berichtigen, welche in Frankreich über die deutsche Philosophie verbreitet waren. Es galt zu veranschaulichen, wie aus dem Christentum der römische Katholizismus, aus diesem der Protestantismus und aus dem Protestantismus die deutsche Philosophie entstanden sei. Der alte Nationalglaube in Europa sei pantheistisch gewesen, er habe die ganze Erscheinungswelt vergöttert. Das Christentum habe, um diese Ansicht zu bekämpfen, dieselbe verkehrt. An die Stelle der vergötterten Natur sei so die verteufelte getreten, beson-

ders im Norden, wo das Geister- und Zauberwesen, im Gegensatze zum Süden, einen finstren Charakter gewonnen habe. Da aber der Mensch nur schwer und ungern von dem lasse, was seinen Vorfahren wert oder auch furchtbar gewesen sei, so werde sich jener verkehrte alte Volksglaube vielleicht noch länger in Deutschland erhalten, als das Christentum, welches nicht so wie er in der Nationalität wurzle. „Zur Zeit der Reformation schwand sehr schnell der Glaube an die katholischen Legenden, aber keineswegs der Glaube an Zauber und Hexerei.“[275]) Luther habe nicht begriffen, daß die Idee des Christentums, die Vernichtung der Sinnlichkeit, gar zu sehr in Widerspruch stehe mit der menschlichen Natur, um jemals ganz ausführbar sein zu können. Er habe nicht begriffen, daß der Katholizismus gleichsam ein Konkordat war zwischen Gott und Teufel, zwischen dem Geist und der Materie. Allein Heine übersah selbst hierbei wieder, daß Luther eben darum das Mönchtum und das Cölibat der Priester aufhob. Die Verschiedenheit der Bekämpfung des Katholizismus in Frankreich und Deutschland wird hierauf von ihm in interessanter Weise beleuchtet, die Erscheinung Luthers verherrlicht. Der Protestantismus habe mit der Abschaffung der Wunder die Poesie zwar geschädigt, dagegen die Sitten gehoben. Er habe der Menschheit die Geistes- und Denkfreiheit gegeben. Das Denken sei jetzt ein Recht, die Befugnisse der Vernunft seien legitim geworden. Da habe die Diplomatie die Zensur erfunden. „Sonderbar! Wir Deutschen sind das stärkste und das klügste Volk. Unsere Fürstengeschlechter sitzen auf allen Thronen Europas, unsere Rothschilde beherrschen alle Börsen der Welt, unsere Gelehrten regieren in allen Wissenschaften, wir haben das Pulver erfunden und die Buchdruckerei — und dennoch, wer bei uns eine Pistole losschießt, bezahlt drei Thaler Strafe und wenn wir in den Hamburger Korrespondenten setzen wollen: Meine liebe Gattin ist in Wochen gekommen mit einem Töchterlein, schön wie die Freiheit — dann greift der Herr Doctor Hoffmann zu seinem Rothstift und streicht uns die Freiheit.“[276]) — Luther habe der Nation aber nicht bloß die Freiheit der Bewegung gegeben, sondern

auch das Mittel der Bewegung, dem Geist einen Leib, dem Gedanken das Wort: er habe die deutsche Sprache erschaffen und unsere Litteratur eröffnet. „Wer über die neuere deutsche Litteratur reden will, muß mit Luther beginnen und nicht etwa mit einem Nüremberger Spießbürger Namens Hans Sachs, wie aus unredlichem Mißwollen von einigen romantischen Literatoren geschehen.“[277]) — Die Ausdrücke „klassisch“ und „romantisch“ beziehen sich, nach ihm, nur auf die Behandlung. Diese sei „klassisch“, wenn die Form der Darstellung ganz identisch ist mit der Idee des Darzustellenden, sie sei „romantisch“, wenn „die Form die Idee nicht durch Identität offenbart, sondern nur parabolisch andeutet.“ — Die Gedichte des Mittelalters hätten alle denselben Charakter, es sei, als ob sie nicht der einzelne Mensch, sondern das ganze Volk gedichtet habe. In der Litteratur nach Luther herrsche dagegen die Individualität und Skepsis vor. Die Autoritäten seien niedergebrochen. Der Mensch stehe seinem Schöpfer jetzt allein gegenüber und singe ihm das Lied. — Die Scholastik habe es nur mit Rechtfertigung der Dogmen zu thun gehabt. Descartes habe die Scholastik zerstört der Gegensatz von Empirismus und Idealismus sich aus ihm entwickelt. In England und Frankreich habe sich der Sensualismus und der Materialismus ausgebildet. Leibnitz sei der Gründer des Idealismus, Spinoza der des Pantheismus. (In Heines Darstellung der Verfluchung Spinozas in der spanischen Synagoge zu Amsterdam, dürfte Gutzkow die Anregung zu seinem Uriel Acosta gefunden haben). Heine beleuchtet den Gegensatz des pantheistischen und des deistischen Gottes. Das Christentum habe Entsagung gelehrt und es sei nächster Zweck aller neuen Institutionen, die Materie in ihr Recht, ihre Würde und ihre moralische Anerkennung einzusetzen, ihre Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste herbeizuführen. — Seit Luther habe Deutschland keinen größeren und besseren Mann hervorgebracht als Lessing. „Diese beiden sind unser Stolz und unsere Wonne. In der Trübniß der Gegenwart schauen wir hinauf zu ihren tröstenden Standbildern, und sie nicken eine glänzende Verheißung. Ja, kommen wird auch der

dritte Mann, der das vollbringt, was Luther begonnen, was Lessing fortgesetzt, und dessen das deutsche Vaterland so sehr bedarf — der dritte Befreier! Ich sehe schon seine goldne Rüstung, die aus dem purpurnen Kaisermantel hervorstrahlt, „wie die Sonne aus dem Morgenroth!"[278]) Luther und Lessing das sind die beiden Heroen seines Buchs. Zu ihnen tritt Kant, „der Robespierre im Reich der Gedanken." Heine nimmt hier Gelegenheit, die Macht des Gedankens zu verherrlichen: „Es ist entsetzlich, wenn die Körper, die wir geschaffen, von uns eine Seele verlangen, unheimlicher ist es jedoch, wenn wir eine Seele geschaffen, und diese von uns ihren Leib verlangt und uns mit diesem Verlangen verfolgt. Der Gedanke ist eine solche Seele, . . . der Gedanke will That, das Wort will Fleisch werden. Und wunderbar! der Mensch, wie der Gott der Bibel, braucht nur seine Gedanken auszusprechen und es gestaltet sich die Welt . . . . Die Welt ist die Signatur des Wortes. Dieses merkt euch, ihr stolzen Männer der That. Ihr seid nichts als unbewußte Handlanger der Gedankenmänner, die oft in demüthigster Stille euch all euer Thun vorgezeichnet haben. Maximilian Robespierre war nichts als die Hand von Jean Jacques Rousseau, die blutige Hand, die aus dem Schoße der Zeit den Leib hervorzog, dessen Seele Rousseau geschaffen . . . . Man sagt, die Nachtgeister erschrecken, wenn sie das Schwert eines Scharfrichters erblicken — Wie müssen sie erst erschrecken, wenn man ihnen Kant's „Kritik der reinen Vernunft" entgegenhält! Dieses Buch ist das Schwert, womit der Deismus hingerichtet worden in Deutschland."[279]) — Der Deismus — das ist natürlich nicht Gott. Aber der Gott ist ein andrer geworden. Der Pantheismus, der das öffentliche Geheimnis in Deutschland sei, ist, nach Heine, an die Stelle des Deismus getreten. Deutschland sei durch Kant in die Philosophie gezogen und die Philosophie Nationalsache in Deutschland geworden. Nachdem Kant sein Zerstörungswerk vollbracht hatte, sei Fichte erschienen, wie Napoleon, nachdem die Konvention, ebenfalls mit einer reinen Vernunftkritik, die ganze Vergangenheit niedergerissen hatte. „Sie hätten beide das unerbittliche

Ich repräsentirt, bei dem Gedanke und That eins sind, aber die kolossalen Gebäude, welche sie aufzurichten gesucht, seien an ihrer Schrankenlosigkeit zu Grunde gegangen. Mit Schelling beschließe die Philosophie ihren Kreislauf und kehre zu Spinoza zurück, bei dem schon die Keime zur Identitätsphilosophie lägen. „Ein größerer Denker tritt auf, der die Philosophie zu einem vollendeten Systeme ausbildet." Mit Hegel bricht Heine seine Darstellung ab, nicht ohne die Franzosen vor den Deutschen zu warnen. Es werde die Zeit kommen, wo die Gedanken der Philosophen ihren Leib in Deutschland gewinnen, wo die Freiheit Wirklichkeit werde. „Ihr habt von dem befreiten Deutschland mehr zu fürchten, als von der ganzen heiligen Alliance mitsammt allen Kroaten und Kosaken." —

Hegeln hatte Heine ein ganz besonderes Buch widmen wollen, an dem er auch längere Zeit beschäftigt war, ohne es doch zu vollenden. Es ist wie so manches Andere seiner späteren religiösen Umkehr zum Opfer gefallen. Ebenso widerrief er ja vieles von dem, was jeden gläubigen Leser in seiner Geschichte der Philosophie erschrecken mußte. Gleichwohl hat er sie kurz vor Schluß seines Lebens ganz so wieder drucken lassen, wie sie zuerst von ihm ausging, weil ihm die feigen Feigenblätter vor allem verhaßt seien. Aber unumwunden erklärte er alles, was in diesem Buche Bezug auf die große Gottesfrage habe, nun für ebenso falsch, wie unbesonnen. Die Kritik der Vernunft habe keineswegs den Deismus vernichtet. Der Thürhüter der Hegelschen Philosophie habe auch geglaubt, daß er Heine mit seinem Portierstock in den Halleschen Jahrbüchern tot geschlagen habe, sich aber später überzeugt, daß dieser auf den Boulevards von Paris frisch und gesund und unsterblicher als je umher gegangen sei. Damals aber, als Heine jenes Buch schrieb, glaubte er wirklich an das, was er schrieb. Er glaubte, daß der Katholizismus in Frankreich schon tot und das Christentum in Deutschland im Absterben sei. Er glaubte und war davon überzeugt, daß die Freiheit und das Glück der Menschen nur zu erringen sei durch die Losreißung vom Christentume. Von diesem Standpunkte, wie irrig er immer sein möchte, muß man

sein Buch beurteilen, das dann sicher als eine ungewöhnliche Leistung des Geistes erscheint. Jedenfalls beweist es, gleich seinen der Litteratur und Politik gewidmeten Schriften, daß er keineswegs, wie Börne den Deutschen es weiß gemacht hat, ganz nur in sinnlichen Ausschweifungen aufging, sondern sich auch mit ungewöhnlichem Fleiß den ernstesten Studien widmete.

Noch ehe jedoch der diesem Buche zu Grunde liegende Aufsatz in der Revue des deux mondes erschien, schrieb Heine noch den Bericht über die Gemäldeausstellung von 1833, der aber wohl nur ein Vorwand war, um einen politischen Artikel, den er noch im vorigen Jahre verfaßt, von der Augsburger Zeitung aber wahrscheinlich zurückerhalten hatte, darin unterzubringen, „obschon ihm seit dem 28. Junius vorigen Jahres, d. i. 1832, (vermutlich eine Beziehung auf den Gentz'schen Brief an Cotta) sein Monarchismus etwas theuer gemacht werde.“ Der Aufsatz erschien Ende 1833 mit dem über den Salon von 1831 unter dem gemeinsamen Titel „Französische Maler“ im ersten Theil des Salon. Ausgehend von der Baulust des französischen Königs, handelt es sich in diesem Bericht hauptsächlich um den schon damals auftretenden, aber von den Kammern zurückgewiesenen Gedanken der Befestigung von Paris. „Jeder fühlte — schreibt Heine damals — daß Louis Philippe nur sich selber befestigen wollte.“[280]) Die Stelle ist wichtig, weil Heine neun Jahre später die Sache in einem für den König ungleich günstigeren Sinne dargestellt hat. Allerdings hatte sich inzwischen auch das Urteil der Nation entsprechend geändert.[281]) Außerdem enthielt der erste Band des „Salon“ noch die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ und eine Anzahl neuer Gedichte.

Die Entstehung der „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ reicht wohl bis in die letzte Hamburger Zeit herab. Sie sind in Paris gewiß nur vollendet worden; Strodtmann verlegt sie, nach einer Andeutung Heines, in das Jahr 1831. Die Anhänger Börnes haben in der Figur des „kleinen Simson“ eine Persiflage auf diesen zu erkennen geglaubt; sicher mit Unrecht. Es handelt sich

überhaupt dabei mehr um eine humoristische Verherrlichung, bei welcher eher der kleine Marcus ihm vorgeschwebt haben dürfte, dessen religiöse Überzeugungstreue er ja auch noch in einem seiner Briefe verherrlicht hat. Man möchte es fast für eine Bosheit halten, daß die „Memoiren" das einzige sind, welches im Menzel'schen „Morgenblatte" an diesem Bande gerühmt worden ist. Gewiß enthalten sie einzelne sehr geistreiche und ergötzliche Stellen, im Ganzen halte ich sie aber für eines der widerlichsten Produkte des Heine'schen Geistes; hat er sie später doch auch selber verurteilt.[282] Um desto schärferen Tadel hat das Menzel'sche Blatt über die Gedichte ausgesprochen. Man hätte hier jedoch die „Lieder des Neuen Frühlings", die zum Teil zu den lieblichsten Dichtungen Heines gehören, von den „Pariser Frauenbildern" zu unterscheiden gehabt. Selbst hier ist nicht alles in einem Urteile zusammenzufassen. Die an Seraphine gerichteten Gedichte sind überhaupt nicht auf Pariser Boden, sondern in Norderney entstanden und ebenfalls von großer Schönheit. Was das übrige betrifft, so bleibt zu bedenken, daß Heine bei jeder neuen Gabe möglichst neu erscheinen wollte und ihm hierzu der kecke Vorwurf der Pariser Halbwelt, die allerdings einen zu großen und verderblichen Reiz auf ihn ausüben mochte, als ein um so geeigneterer Gegenstand erschien, als er damit eine bestimmte Seite des Pariser Lebens charakterisieren konnte. Das Beispiel, welches Goethe in seinen Venetianischen Epigrammen gegeben, und welches eine so duldsame Beurteilung gefunden hatte, mochte ihn hierin noch zuversichtlicher machen. Gewiß sind diese Gedichte zum Teil sehr anstößig, einzelne, wie die an Diana gerichteten, maßlos frech. Allein Heine hatte auch früher schon, nur vereinzelt, ebenso freche Gedichte zu veröffentlichen gewagt. Die subjektive Form dieser Gedichte war aber das schlimmste dabei. Sie ließ eine poetische Stimmung nicht aufkommen. Indem der Dichter alles als eigenes Erlebnis darstellte, schien auch die Wirklichkeit überall mit hereinzublicken, in der nun der Dichter in dem unerfreulichsten Lichte erschien. Die große Leidenschaft des Herzens, welche er einst so hochgehalten, schien in seinem Herzen verglüht. Nicht der Geist eines Dichters,

nur der eines Roués schien aus einzelnen dieser Reimereien zu sprechen. Sein gehässigster Gegner hätte sein Privatleben nicht schonungsloser enthüllen können, als es von ihm hier in frechem und wahrscheinlich sehr übertreibenden Übermute geschah. Heine würde vielleicht auch hier wieder sagen, daß er die feigen Feigenblätter verschmähe. Doch lag dieser Schamlosigkeit noch eine bestimmte Absicht zu Grunde. Wenigstens behauptete er gegen Stahr, daß er die grellen Dissonanzen in seinen Gedichten nicht aus persönlichem Übermut, sondern mit entschiedenem oppositionellen Bewußtsein hingestellt habe.[283]). „Der sentimentale Ton — sagt er ein andermal — besonders wenn er mit sittlich religiösen Bettelgedanken verbrämt ist, gilt bei dem großen Publikum als das Kennzeichen einer schönen Seele."[284]) Gewiß schrieb er einen Teil seiner cynischen Lieder, um die schwächliche und verlogene sentimentale Lyrik des Tages zu verhöhnen, nur hat er auf diesem Wege sich und der Sache geschadet, zumal es meist mit einer großen Behaglichkeit geschah und seine unsittliche Lebensführung dabei offen zu Tage trat. Er hat sich zwar wiederholt sehr energisch gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit verwahrt, aber wenig Glauben gefunden, wenn es auch wahr sein mag, daß er, wie er beteuert,[285]) selbst in seiner tollsten Jugendzeit nie ein Weib erkannt habe, wenn er nicht dazu durch ihre Schönheit, die er hier großsprecherisch als eine körperliche Offenbarung Gottes bezeichnet, oder durch die große Passion begeistert worden sei, die uns von allen selbstsüchtigen Kleingefühlen befreien und uns die Güter des Lebens, ja das Leben selbst hinopfern läßt." Hierher gehört auch eins seiner letzten Gedichte, was zu seiner teilweisen Rechtfertigung Platz finden möge:

Hab' eine Jungfrau nie verführet,
Mit Liebeswort, mit Schmeichelei;
Ich hab' auch nie ein Weib berühret,
Wußt' ich, daß sie vermählet sei.

Wahrhaftig, wenn es anders wäre,
Mein Name, er verdiente nicht,
Zu strahlen in dem Buch der Ehre;
Man dürft' mir spucken ins Gesicht.

Seinem Bruder Maximilian gegenüber entschuldigte er aber die Zoten des Buchs mit politischer Absichtlichkeit. „Ich wollte der öffentlichen Meinung eine gewisse Wendung geben. Besser man sagt, ich sei ein Gassenjunge, als daß man mich für einen allzu ernsten Vaterlandserretter hält.“[286]) Auch erklärt er sich in der That in der Vorrede mit ironischer Gereiztheit gegen die patriotische Partei in Deutschland, wobei er jedoch seine Vaterlandsliebe in einer Weise beteuert, welche die Regierungen wieder aufs tiefste verletzen mußte. „Die Freiheit ist eine Kerkerblume — lesen wir hier — und erst im Gefängnisse fühlt man den Werth der Freiheit. So beginnt die deutsche Vaterlandsliebe erst an der deutschen Grenze, vornehmlich aber beim Anblick deutschen Unglücks in der Fremde.“ Dies habe ihn ein Auswanderungszug auf der Landstraße bei Havre fühlbar gemacht. „Ja es war das Vaterland selbst, das mir begegnete, auf jenem Wagen saß das blonde Deutschland mit seinen ernstblauen Augen, seinen traulichen, allzu bedächtigen Gesichtern, in den Mundwinkeln noch jene kümmerliche Beschränktheit, über die ich mich einst so sehr gelangweilt und geärgert, die mich aber jetzt gar wehmüthig rührte.“[287]) — Wie aber wurde ihm erst, da ihm die Unglücklichen in ihrer treuherzigen schwäbischen Mundart ihr Schicksal erzählten! „Ich schwöre es bei allen Göttern des Himmels und der Erde, der zehnte Theil von Dem, was jene Leute in Deutschland erduldet haben, hätte in Frankreich 36 Revolutionen hervorgebracht und 36 Königen die Krone mitsammt dem Kopfe gekostet.“ Gegen eine derartige Kundgebung konnten natürlich alle gelegentlichen Versicherungen der monarchistischesten Gesinnung nicht aufkommen. Das Buch wurde sowohl in Österreich wie in Preußen verboten und das Verbot sogar auf alle folgenden noch zu erscheinenden Bände mit ausgedehnt.

Das Jahr 1833 hatte über Heine auch große Verluste verhängt. Nachdem im vorigen Jahr schon Robert und dessen Frau bei einem Besuche in Baden-Baden rasch hintereinander dem Tode erlegen waren, traf ihn jetzt die fast noch schmerzlichere Nachricht von dem Hinscheiden der Gattin Varnhagens. In demselben Jahre



Mathilde Heine.

Nach einer Photographie.

hatte er das Unglück, all seine in Hamburg zurückgelassenen Papiere und Manuskripte durch Brand zu verlieren. Der Verlust war ein großer, wenn es auch vielleicht übertrieben ist, daß hier, wie er seinem Bruder schreibt, die Produkte seiner Jugendkraft vernichtet worden seien — ein Kapital, von dem er in alten Tagen zu zehren gehofft hätte. Schon der Verlust der Briefe von Moser, Varnhagen, Rahel, Immermann &c. ist sehr zu beklagen. Möglicherweise ging aber auch die Fortsetzung und der Schluß des „Rabbi", sicher die Anfänge des Faust, die Abhandlung über das Erbrecht, vielleicht die Venetianische Tragödie und der Reiseroman und nach Maria Embden, ein Novellenkranz, hier verloren. Auch ist uns wahrscheinlich manches unbekannt geblieben, was Heine, der sich immer mit vielen Plänen zugleich trug, wenigstens angefangen hatte.

Der Briefwechsel mit Campe zeigt um diese Zeit eine sehr auffällige Lücke. Zwischen Ende 1832 bis Anfang 1835 findet sich nicht ein einziger Brief an ihn vor. Hier wird er mit Bezug auf eine Erklärung aufgenommen, die Heine wegen der Verstümmelungen des zweiten Salonbandes gegen seinen Verleger erlassen hatte. Dieser verdrießliche Handel fiel in die Zeit, da Heine nach manchem leichtfertigen Abenteuer wieder einmal von einer tiefen heftigen Liebesleidenschaft ergriffen worden war. Ein Brief an Lewald vom 11. April 1835 bringt die erste Kunde davon. „Seit Oktober — schreibt er diesem jetzt vertrautesten seiner Freunde — hat nichts für mich die geringste Wichtigkeit, was nicht unmittelbar Beziehung zu dieser Angelegenheit hat. Die rosigen Wogen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn ist noch immer so sehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie das Hohe Lied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin Alles, was ich Ihnen heute sagen könnte." Drei Monate später atmet er auf: „Jetzt, Dank meiner unverwüstlichen Gemüthskraft, ist die Seele wieder beschwichtigt, die aufgeregten Sinne sind wieder gezähmt und ich lebe heiter und gelassen auf dem

Schlosse einer schönen Freundin (wahrscheinlich der Prinzessin von Belgiojoso)[288] in der Nähe von St. Germain im lieblichen Kreise vornehmer Personen und vornehmer Persönlichkeiten. Ich glaube, mein Geist ist von allen Schlacken jetzt endlich gereinigt, meine Verse werden schöner werden, meine Bücher harmonischer. Das weiß ich, von allem Unklaren und Unedlen, von allem, was gemein und müffig ist, habe ich in diesem Augenblick einen wahren Abschen."[289]) Für den Augenblick, ja! Doch nur zu bald war er wieder die Beute der Leidenschaft — und wenige Wochen später bekennt er in einem Briefe an Laube, daß er sich auf dem Schloß des schönsten und edelsten und geistreichsten Weibes befunden habe, aber nicht verliebt in sie sei — „Ich bin verdammt, nur das Niedrigste und Thörichtste zu lieben .... begreifen Sie, wie das einen Menschen quälen muß, der stolz und sehr geistreich ist."[290])

Kreszenzia Eugenie Mirat (Mathilde war nicht ihr eigentlicher Vorname), 1815 im Weiler Vinot des Gebietes der Seine und Marne geboren, war die natürliche Tochter eines angeblich schönen, reichen, der guten Gesellschaft angehörenden Mannes, der die natürlichen Gefühle aber so weit verleugnet haben muß, um seine Tochter in ärmlichen Verhältnissen unter Bauern aufwachsen lassen zu können. Henri Julia, dem ich diese und die folgenden Angaben entnehme,[291]) weiß nicht mit Bestimmtheit zu sagen, warum sie ihren Namen Eugenie in Mathilde verwandelt hat. „Vielleicht war es eine Laune des Dichters — fügt er hinzu — in Erinnerung an eine gewisse Mathilde, welche in seinen italienischen Reisebildern wie ein Stern am Himmel erglänzt."[292]) Mit ihrer Mutter, die einen gewissen Dubru geheiratet hatte, scheint Mathilde sich nicht recht vertragen zu haben. Von entschlossenem Charakter, hatte sie ihre Heimat im Alter von 15 bis 16 Jahren verlassen, um zu einer Tante nach Paris zu gehen, die in der Nähe des Justizpalastes einen Schuhmacherladen in einer Passage unterhielt. Als Heine im Jahre 1834 das frische, lachende Mädchen hier sah, war sie inzwischen noch einmal zu Hause gewesen. Mathilde verstand nichts von der Koketterie und den Ver-

führungskünsten der Großstadt; obschon sie sich gern putzte, hat sie doch durch ihr ganzes Leben die künstlichen Schönheitsmittel der Toilette: Puder, Schminke, Parfüm 2c. verschmäht. Ihr Zauber lag in ihrer Schönheit, ihrer Tugend, ihrer Unschuld und einem bis zur Leidenschaftlichkeit lebhaften Temperament. Ein Kind der Natur, war sie ohne jede andre Bildung, als die ihr diese verliehen. So viel aber Heine dies auch nach jenem an Laube gerichteten Stoßseufzer zu vermissen schien, so war es doch gerade die frische Ursprünglichkeit und kindliche Unbefangenheit ihres Wesens, was ihn nächst ihren ungewöhnlichen körperlichen Reizen so unwiderstehlich anzog. Ihre Gestalt — berichtet uns Weill — war von der vollkommensten plastischen Schönheit. Sie war wie in Marmor gemeißelt. Sie lächelte gern, weil sie wußte, daß dies zwei Reihen der blendendsten Zähne zwischen zwei Lippen sichtbar machte, von dem frischesten Rot und in den Wangen ein Grübchen grub, das ihr ungemein lieblich stand. Oft brach sie in ein herzliches Gelächter aus, das wie von silbernen Glocken ertönte. Was an ihren großen Augen besonders anzog, war der verhüllte lächelnde Blick, der wie der Mond durch einen Wolkenschleier zwischen den Wimpern des Auges hervorleuchtete. Ihr nicht langes Haar war von einem dunklen Kastanienbraun, welches die blendende Weiße ihrer Haut noch mehr hob. Ihr größter Reiz aber habe in dem Mund und der Stimme gelegen und das Einzige, was er zu tadeln fand, war die kurze Stirn, in welche das Haar zu tief hinabgereicht habe.[293]) Das leidenschaftliche Interesse, das Heine ihr zeigte, blieb nicht ohne Erwiderung. Man fand sich an der Thüre des Ladens zu traulichem Geplauder zusammen. Doch waren auch andere Augen an dieser Schönheit haften geblieben, und da sie ein ehrbares Mädchen war und Heine ihr wohl sein Herz, doch nicht seine Hand antrug, so mag es gekommen sein, daß sie sich zurückzuziehen und andren Bewerbern den Vorzug zu geben schien, zumal sie den Tanz leidenschaftlich liebte und Heine nicht tanzte. Wenigstens erzählt Mad. Jaubert, die langjährige vertraute Freundin Heines, daß jener kurze Bruch im Sommer

1835 durch Eifersucht herbeigeführt worden sei.[294]) Wie es sich nun hiermit auch immer verhalten mag, jedenfalls vermochte Heine keineswegs seine Leidenschaft, die Bedenken Mathildens aber nur sehr schwer zu überwinden und Weill versichert es aus ihrem eigenen Munde zu haben, daß Heine sich hierzu der Vermittlung ihrer Tante, Mad. Maurel, bedient und dieser für die endliche Erlangung des Ziels 3000 Frs. ausgezahlt habe. Die Hochzeit sei mit einigen Freunden in einem Restaurant gefeiert worden, denn Mathilde liebte die gastronomischen Freuden nicht minder, als Heine, worauf der selige Liebhaber sein zu freier Ehe erworbenes Bräutchen in seine bescheidene Poetenwohnung geführt, die er erst im nächsten Jahr mit einer behaglicheren, ja wie er an Campe übertreibend schreibt, prächtig und wollüstig eingerichteten in der Cité bergère No. 3 vertauschte. Am andren Morgen — es ist Mathilde, die es durch Weill erzählt — sei sie in ihrem Peignoir — und nichts kleidete das schöne Geschöpf verführerischer — vor den glücklichen Sieger getreten und habe gesagt: „Ich habe Dir alles gegeben, was ein ehrbares Mädchen dem Manne geben kann, den sie liebt, und was ihr dieser nie zu ersetzen vermag. Wenn Du glaubst, ich wisse nicht, daß Du mich erkauft hast, so bist Du im Irrtum. Ich aber, ich habe mich nicht verkauft. Wisse darum, daß ich Dich nie mehr verlassen werde, ob Du mich liebst oder nicht, ob Du mich heiratest oder nicht, ob Du mich mißhandelst oder nicht. Ich verlasse Dich nie! hörst Du — nie! nie! nie! nie!“[295])

Heine war damals noch ein sehr hübscher Mann. Seine langen, tiefblonden, langgeschnittenen Haare ließen ihn — wie Madame Jaubert, die ihn damals kennen lernte, sagt — noch jünger erscheinen, als er war.[296]) Alexander Weill, der zwei Jahre später mit ihm bekannt wurde und sofort ein sehr vertrautes Verhältnis zu ihm gewann, schildert ihn eher klein, als groß, von jugendlichem Ansehen und nachlässig vornehmen Manieren. Seine griechische Nase mit den offnen, beweglichen Nasenlöchern hätte keineswegs jüdischen Ursprung verraten, ebensowenig der fein geschnittene Mund, den oft

ein sardonisches Lächeln umspielt habe, das jedoch rasch einen gutmütigen Ausdruck gewann. Seine kleinen, aber geistsprühenden Augen hätten durchdringende Blicke geworfen. Die hohe, breite Stirn sei von einem Busch kastanienbrauner Haare umschattet gewesen. Die nachlässige Kleidung habe stets Eleganz gezeigt. Der etwas schleppende Gang war das Einzige, was an ihm den Juden verraten. Nahe betrachtet habe sein blasses, glattes Gesicht einen engelhaften Ausdruck gehabt, der jedoch beim Sprechen sehr leicht ins Dämonische übergegangen sei.[297]) Mad. Jaubert rühmt die feinen, mit strenger Gewissenhaftigkeit eingehaltenen gesellschaftlichen Formen des Dichters, der damals im Gespräch noch nicht die volle Leichtigkeit des Franzosen gehabt, nichtsdestoweniger jede Gesellschaft belebt, ja mit seinem Geist unmerklich beherrscht habe. Sein Gedächtnis, seine Einbildungskraft seien bewunderungswürdig gewesen, seine Schilderungen, besonders die der landschaftlichen Natur, hinreißend. Er habe über seine kleinen Bosheiten und Satiren selber zu lachen gepflegt, wie um sie zu mildern, habe sich aber auch selbst mit seinem Spott nicht verschont.[298]) — Trotz aller heftigen Angriffe fühlte Heine sich damals auf der Höhe seines Rufs. Er beruft sich bei Campe darauf, daß sein Name jetzt europäisch geworden. Er stand, wie er sagt, mit der Pariser Diplomatie auf bestem Fuße. Mit den meisten der hervorragenden Schriftsteller und Künstler war er bekannt und befreundet, besonders mit Balzac, Béranger, Dumas, Janin, Georges Sand, Chevalier, Mignet und Buloz, mit Rossini, Meyerbeer, Berlioz, Liszt und Chopin, ja selbst mit Thiers.

Es läßt sich begreifen, daß Heine in solcher Stellung, durch die ihm von Mathilde gewordene Eröffnung, sehr überrascht wurde. Er suchte seine Verlegenheit, wie er zu thun pflegte, aber hinter Lachen zu verbergen, und rief: „Ei, ich will dich ja gar nicht verlassen, ich will ja selbst dich nur lieben und lieben. Mathilde blieb aber ernst und erklärte noch einmal, nicht ohne Feierlichkeit: Ob du mich liebst oder nicht, so werde ich doch nicht aufhören, dein Weib zu sein und dich zu begleiten, wohin du gehst."

Heine fühlte, daß trotz der Bildungslosigkeit in diesem Mädchen etwas lebte, was Achtung verdiente und ihn später einmal zu dem Ausspruch berechtigte, daß, wenn von seinem Verhältnis zu Mathilde die Rede sei, er unter dem Namen Weib „etwas Edleres verstehe, als eine durch Geldmakler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau.“ Obschon eine fromme Katholikin hatte sie sich doch über die Weihe der Kirche ebenso weggesetzt, als über die Anerkennung der sogenannten guten Gesellschaft, die sie ihre Nichtachtung öfter empfinden ließ, aber sie besaß jene Selbstachtung, welche ihr gar nicht gestattete, ihr Verhältnis zu Heine anders, als für ein unverbrüchliches und geheiligtes anzusehen. Ihr war es genug, sich in ihrem eigenen Herzen als das ehrbare Weib des Geliebten zu fühlen, den Freunden desselben für seine Gattin zu gelten, an seinem Arme spazieren zu gehen, sich öffentlich in Konzerten und im Theater an seiner Seite zu zeigen. Obschon sie seinen Wert als Dichter niemals erkannt, ja vielleicht lange seinen Dichterruhm nicht geahnt hat, war sie doch stolz auf seinen Besitz. Eifersüchtig und in ihrer Eifersucht streng und leidenschaftlich, sah sie seiner Flatterhaftigkeit doch manches nach, sobald es ihr ungefährlich erschien. Ihr genügte es schon, wenn er sie fort und fort liebte. Allein gerade das Achtenswerte in Mathildens Natur mußte Heine sehr bald als Fessel empfinden. Es mußte lange einen Zwang in dieses Verhältnis bringen, den seine leidenschaftliche Liebe nicht immer zu überwinden vermochte. Es fehlt in den ersten Jahren seinen Briefen und Schriften nicht an einzelnen Anspielungen darauf. Es war aber auffallender Weise nie der Mangel an Bildung, Geschmack und Wissen, sondern nur das Ungebändigte ihres leidenschaftlichen Naturels, ihr Eigensinn, ihre Launenhaftigkeit, worüber er klagte. „Ich habe die letzte Zeit — schreibt er am 3. Mai 1836 scherzend an Lewald — in Paris sehr angenehm verlebt und Mathilde erheitert mir das Leben durch beständige Unbeständigkeit ihrer Launen, nur höchst selten noch denke ich daran, mich zu vergiften oder zu asphyxieren; wir werden uns wahrscheinlich auf eine andere Art umbringen, etwa durch eine Lectüre, bei der man

vor Langeweile stirbt. Herr N. hatte ihr so viel Rühmliches über meine Schriften gesagt, daß sie keine Ruhe hatte, bis ich zu Renduel ging und die französische Ausgabe der „Reisebilder“ für sie holte. Aber kaum hatte sie eine Seite darin gelesen, als sie blaß wie der Tod wurde, an allen Gliedern zitterte und mich um Gotteswillen bat, das Buch zu verschließen. Sie war nämlich auf eine verliebte Stelle darin gestoßen und eifersüchtig wie sie ist, will sie auch nicht einmal, daß ich vor ihrer Regierung einer Andren gehuldigt haben sollte; ja, ich mußte ihr versprechen, daß ich hinfüro auch keine Liebesphrasen an erfundene Idealgestalten in meinen Büchern richten wolle.“ —

„Mathilde — heißt es im folgenden Jahr — hat es dies Jahr durchgesetzt mit mir zu reisen, statt bei ihrer Mutter auf dem Dorfe die schöne Jahreszeit zu genießen, aber diese Begleitung hat so viel Beschwerliches wegen der Wildheit der theuren Person, wodurch ich mich beständig ängstige.“ Noch in demselben Jahr schreibt er ziemlich herabgestimmt: „Wir leben eingezogen und so halb und halb glücklich; diese Verbindung wird aber ein trübes Ende haben; es ist deshalb heilsam, dergleichen vorher zu wissen, um nicht von dem dunklen Augenblick bezwungen zu werden“.[299]) Es ist das einzige Mal, daß der Gedanke an Trennung bei ihm so offen hervortritt. Der darüber in ihm ausbrechende Kampf muß aber bald zu Mathildens Gunsten entschieden worden zu sein, weil man ihn kurz darauf um die Bildung derselben bemüht sieht, zu welchem Zwecke er sie einem Pensionat anvertraute, in welchem sie Laube 1839 zum ersten Mal sah.[300]) Von der Leidenschaftlichkeit ihres Wesens kann man sich kaum einen Begriff machen. Sie warf sich dann wild auf die Erde, weinte und schrie. Heine, der diese Szenen bald ausstudiert hatte, pflegte sie dann meist mit lachender Ironie zu behandeln. Sobald sie nämlich die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen merkte, sprang sie mit einem tollen Gelächter empor und der Friede war unter Scherzen und Liebkosungen rasch wieder hergestellt. Es ist unwahr, daß Heine bei solchen Gelegenheiten Mathilde bisweilen im Ernste

geschlagen und geknöchelt habe, wie Weill es berichtet. Pauline, die alte Vertraute des Hauses, die Mathilde aus der Pension mitgebracht hatte und die ihr bis zum Tod eine treue Gefährtin blieb, fuhr, als Julia sie um Bestätigung dieser Angabe anging, entrüstet über eine solche Verleumdung empor. Heine mag wohl im Scherze damit gedroht oder im Spiele es scheinbar gethan haben, denn sie war nicht nur seine Geliebte, sie war auch sein Kind, seine Puppe, mit welcher er spielte, nie aber hat er sich ernstlich an ihr vergriffen und Mathilde war nicht die Natur, eine solche Beschimpfung ertragen zu können. Im Gegenteil nahm er auf ihre Eigentümlichkeit die zarteste Rücksicht. Er freute sich ihrer Naivetät und ihres kindlichen Frohsinns. Obschon er den Luxus haßte, duldete er ihre immer nur mäßige Liebe zum Putz. Obschon er so eifersüchtig war, daß er einst ihren von ihr, die keine Kinder besaß, mit unmäßiger Zärtlichkeit geliebten Papagei heimlich vergiftete, um ihr freilich noch an demselben Tage einen andren zu kaufen, munterte er sie doch bisweilen zu Vergnügungen auf, die er nicht teilen konnte. Er ließ sie mit ihren Freundinnen, ja selbst mit Weill in den Zirkus und ins Theater gehen, ging selbst mit ihr in Konzerte, die er nicht liebte und auf Bälle, obschon er nie tanzte. Er hat nie in den Frieden ihres kirchlich frommen Gemüts eingegriffen, obschon er ein Gegner der Kirche war. Er liebte für gewöhnlich im Hause die Einfachheit, selbst im Essen, das aber immer reichlich und gut sein mußte, um so höher aber ging es her, sobald er mit guten Freunden im Wirtshause speiste, worin er dem Geschmack Mathildens begegnete, die nie eine gute Wirtin war und nichts von der Küche verstand, so daß Pauline für alles zu sorgen hatte. Gastlich, wie Heine war, pflegte er gern und oft kleine Diners zu geben, die jedoch meist vom Restaurant geliefert wurden und bei denen der Überfluß herrschte. Heine war dann die Liebenswürdigkeit selbst und schüttete das Füllhorn seiner geistigen Gaben auf seine fröhlichen Gäste aus, die ihn mit nichts so erfreuen konnten, als wenn sie Mathilde auszeichneten. Im Sommer ging es aufs Land oder ans Meer. Durch mehrere Jahre bestand ein enges Ver-

hältnis zwischen Heine und Théophile Gautier und Alphonso Royer. Auch sie lebten in freier Ehe mit zwei der schönsten und liebenswürdigsten Frauen. Man vereinigte sich des Winters im Café Monmartre, des Sommers in Montmorency. Es war ein köstliches Leben. „Nie hat die Natur — versichert uns Weill — drei schönere Geschöpfe wieder hervorgebracht, als die Frauen dieser drei Dichter".[301]) Wie eifersüchtig Heine auf Mathilde war, läßt sich aus seinen 1843 von Hamburg an sie gerichteten Briefen erkennen. „Bei alledem ist mein Herz in Sorgen — so klagt er — ich habe mein armes Lamm in Paris gelassen, wo es so viel Wölfe giebt. Ich denke beständig an Dich und vermag nicht ruhig zu sein. Unbestimmte und trübe Sorgen quälen mich Tag und Nacht." „Du bist die einzige Freude meines Lebens — heißt es ein ander Mal, mach mich nicht unglücklich. Mein Gott! Mein Gott! seit 14 Tagen habe ich dich nicht zwitschern hören und ich bin so fern von Dir. Es ist ein wahres Exil".[302]) Wenn er sie auch gelegentlich nicht mit seinem Spott verschonte, so duldete er doch nie, daß ihr irgend ein andrer zu nahe trat. Weill behauptet, daß sie hierdurch die Ursache von manchem Zerwürfnisse, sogar von mancher Härte des Dichters geworden sei, was von Madame Jaubert bestätigt wird.[303]) Auch wetteiferten seine Freunde, Mathilde zu feiern. Sie ist von vielen deutschen und französischen Dichtern besungen worden. Heine hatte ihr zu diesem Zwecke ein Album gestiftet, welches er selbst mit folgendem kleinen Gedichte eröffnet hat:

Hier auf gewalkten Lumpen soll ich
Mit einer Spule von der Gans
Hinkritzeln ernsthaft halb, halb drollig
Versificierten Firlefanz.

Ich, der gewohnt, mich auszusprechen
Auf deinen schönen Rosenmund
Mit Küssen, die wie Flammen brechen
Hervor aus tiefstem Herzensgrund.

O Modewuth! Ist man ein Dichter
Quält uns die eigene Frau zuletzt,
Bis man, wie andre Sangeslichter
Ihr einen Reim ins Album setzt.

Inzwischen hatte es aber nicht an neuen litterarischen Kämpfen gefehlt. Mitten in den Tumult der ausbrechenden Leidenschaft für Mathilde waren neue Angriffe Börnes getreten, der Heine im Réformateur, besonders in seiner Beurteilung von De l'Allemagne, wieder in der boshaftesten Weise verdächtigt hatte.[304]) Es scheint jedoch, daß Heine, wenigstens öffentlich, hiervon keine Notiz genommen hat. Auch dürften diese fast ganz auf Paris berechneten Angriffe sein Ansehen hier nur wenig geschädigt haben. Weit mehr regte ihn dagegen die Nachricht von dem Kriege auf, welchen Menzel im Litteraturblatt zum Morgenblatt gegen das junge Deutschland gerade damals eröffnet hatte. Sie erreichten ihn in Boulogne sur Mer, und Laube, der sie ihm vermittelte, mochte zugleich seinen Abfall mit angedeutet haben. „Ich beschwöre Sie bei Allem, was Sie lieben — erwidert ihm wenigstens Heine — in dem Kriege, den das junge Deutschland jetzt führt, wo nicht Partei zu fassen, doch wenigstens eine sehr schützende Neutralität zu behaupten, auch mit keinem Wort diese Jugend anzutasten". Er hatte hier also noch gar keine Ahnung, wie sehr er selbst in die Sache verwickelt werden sollte. Auch war in der That sein Name bisher nicht genannt worden. Gleichwohl ist er schon jetzt gegen Menzel voller Entrüstung: „Er ist ein schäbiger Bursche, an dem man sich nur besudeln kann. Er ist durch und durch ein heuchlerischer Schurke. Wenn man Stricke schreiben könnte, so hinge er längst. — Ziehen Sie Handschuhe an, mein Theuerster, und nehmen Sie einen guten Stock und züchtigen Sie diesen schmutzigen Wicht, wie er es verdient, persönlich, d. h. in seiner persönlichen Geschichte, die so viel Blößen giebt".[305]) Die Stelle ist wichtig, weil sie beweist, für wie berechtigt Heine die persönliche Satire unter Umständen hielt. Doch gewann er bald seine gewöhnliche Sorglosigkeit wieder zurück und behandelte die Sache vornehm von oben herab. „Daß Herr Menzel ein Lump — schreibt er an Campe — daß er die kleine Macht, die ihm der Zufall in die Hände gegeben, nämlich das Literaturblatt, immer mißbrauchen wird, habe ich längst gewußt. Er hat auch schon mich manchmal angebellt, aber ich habe ihm nie

den Ruhm gegönnt, von meiner Hand zur Unsterblichkeit gezüchtigt zu werden".[306]) Während er sich jedoch sorglos seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Fischfang überließ, hatte diese Angelegenheit in Deutschland sich in bedrohlicher Weise verschärft und ihre Spitze gegen ihn selber gerichtet. Das Beispiel Heines hatte hier eine Anzahl begabter junger Leute von leidenschaftlicher Gemütsart und aufstrebendem Geiste zur Bekämpfung der politischen und sozialen Zustände angetrieben. Sie waren hierdurch einander näher gerückt, ohne doch in ein festes Bündnis mit einander zu treten. Vielmehr befehdeten sie sich einander zum Teil, nicht nur weil Kampflust in ihrer Natur lag, sondern auch, weil sie in der öffentlichen Meinung einander den Vorsprung abzugewinnen trachteten. Heine, obschon lange von ihnen bewundert, war daher ebenfalls ihren Angriffen nicht völlig entgangen, besonders seit Börne ihm den Rang streitig machte. Nur Wienbarg und Laube standen völlig auf seiner Seite, wie Wienbarg auch der Einzige von ihnen war, welcher, von rein idealen Antrieben geleitet, seiner Überzeugung unentwegt treu geblieben ist. Von ihnen allen war Gutzkow aber jedenfalls der bedeutendste. Auch war Menzel sehr früh auf ihn aufmerksam geworden und hatte diese vielversprechende Kraft an sich zu fesseln gesucht, indem er ihm (1832) die Redaktion des dem Morgenblatte beigegebenen Litteraturblatts übertrug. Menzel begünstigte daher damals die Bestrebungen der jungen Männer, denen man nach dem Vorgange Wienbargs den Namen des jungen Deutschlands gegeben. Während schon damals die Arbeiten Heines bald mehr, bald minder im Menzelschen Litteraturblatt bemängelt wurden, wurde den Arbeiten Börnes und Gutzkows mit vollen Backen Beifall gezollt. Auch nachdem Gutzkow im folgenden Jahre von jener Stellung wieder zurückgetreten war, blieb er ein fleißiger Mitarbeiter des Blattes, dessen Redaktion er im Jahre 1834 in Stellvertretung Menzels wieder vorübergehend übernahm. Seine Teilnahme an der Redaktion des in Frankfurt a. M. erscheinenden Phönix lockerte aber später dieses Verhältnis. Ein demselben beigegebenes Litteraturblatt mochte sogar von Menzel schon entschie-

den als Konkurrenzblatt betrachtet werden. Die großsprecherische Ankündigung der von Gutzkow etwas später gegründeten „Deutschen Revue“, durch welche er Miene machte, Menzel das litterarische Szepter ganz zu entwinden, führte aber völlig zum Bruch. Das Erscheinen der Gutzkowschen „Wally“ gab die Veranlassung zu der Eröffnung der Feindseligkeiten. Das neue Unternehmen wurde als staatsgefährlich, die es vertretenden Schriftsteller als Feinde der Moral, Religion und Ordnung angeklagt und die Regierungen aufgefordert, ersteres im Keim zu ersticken, letztere aber unschädlich zu machen. Ein Brandartikel folgte dem anderen, auf die früheren Anklagen wurden neue gehäuft. Das junge Deutschland wurde der französischen Gesinnung und des Judentums, die an der deutschen Revue beteiligten Universitätsprofessoren des Bruchs ihres Diensteids und des Hochverrates beschuldigt und dies alles in einem so wilden, aufregenden Tone, als ob Sitte, Familie, Kirche in höchster Gefahr schwebten und dem Vaterland der Untergang drohte.

Es beweist die Urteilslosigkeit, mit welcher die meisten Menschen zu allen Zeiten dem öffentlichen Leben gegenüberstehen, daß Menzel mit so großem Erfolg der Ankläger in einer Sache werden konnte, die er bis noch vor kurzem mit Wärme selber vertreten hatte, so daß er selbst ähnlichen Anklagen und Verdächtigungen ausgesetzt war, wie er sie jetzt gegen seinen früheren Gesinnungs- und Bundesgenossen schleuderte. Wurde er doch in einer der gegen Heine gerichteten Broschüren als Schildknappe Heines und Börnes bezeichnet.[307]) Am 11. September 1835 hatte Menzel den Angriff begonnen und nachdem im November bereits alle Druckschriften von Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt, sowie die von ihnen redigierten Zeitschriften, insofern diese nicht im Inlande mit preußischer Zensur erschienen, unterdrückt und Gutzkow wegen seiner „Wally“ in Anklagestand versetzt worden war, faßte am 10. Dezember die deutsche Bundesversammlung den alle deutschen Regierungen bindenden Beschluß: „gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung „das junge Deutschland“ bekannten Schule, zu welcher namentlich

Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, sowie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern." Hier also war Heine, den man bisher noch verschont hatte, an die Spitze des jungen Deutschlands gestellt und Menzel, der den Namen desselben in seinem Litteraturblatte vor noch nicht zu langer Zeit mit einem Lorbeerkranze umgeben hatte, entblödete sich nicht, am 4. Januar 1836 in derselben Zeitschrift von ihm zu sagen: „Heine, zuerst von jüdischen Antipathien verlockt, machte die Verspottung des Christenthums und der Moral, der deutschen Nationalität und Sitte, die Vorschläge, das Fleisch zu emancipiren, die liederlichen Prahlereien, die Debauchen des jungen Frankreich, das Kokettiren mit der Republik, die Affektation, an die große Revolution der Zukunft zu appelliren, zu dem fruchtbaren Thema, das seitdem die jungen Deutschen in allen Variationen durchgespielt haben." Es ist bemerkenswert, daß Börne, auf welchen Menzel in einem früheren Artikel, neben Heine, als den Urheber der jungdeutschen Tendenzen hingewiesen hatte, hier ganz unerwähnt und von der Verfolgung der deutschen Regierungen völlig verschont blieb, obschon er ebenso wie Heine unter den Mitarbeitern der „Deutschen Revue" verzeichnet stand, nur daß Heine seine Mitwirkung bisher nicht einmal zugesagt hatte. Von letzterem wurden dagegen in Preußen sogar alle künftigen litterarischen Erzeugnisse durch Ministerial-Reskript vom 11. Dezember verboten.

Nach Paris zurückgekommen ward Heine zunächst wieder durch die Verstümmelungen, welche „die romantische Schule" durch die Zensur erlitten hatte, in Aufregung versetzt. Die Nachricht, daß seine Schriften mit denen des jungen Deutschlands in Deutschland verboten worden seien, nahm er dagegen anfangs sehr leicht. „Sie werden sehen — schrieb er an Campe — viel Geschrei, wenig Wolle. Sollte ich wirklich

auf eine Prosciptionsliste gestellt sein, so glaube ich, daß man nur Demarchen von meiner Seite verlangt, um mich davon zu lösen. Das Unerhörte, das Verbot von Büchern, die noch nicht geschrieben sind, darf Preußen nicht wagen; zu dem öffentlichen Unwillen käme da noch das Ridikül."[308]) Und doch hatte Preußen, beim Salon, sich dieser Lächerlichkeit schon einmal ausgesetzt. Er schickte indes eine Erklärung an die Augsb. Allg. Ztg. ein, worin er darlegte, daß, obschon er bis zur Stunde auf die Aufforderung zur Mitarbeiterschaft an der Revue nicht geantwortet, er doch keinen Anstand genommen haben würde, an dieser Zeitung mit thätig zu sein, welche, wie er sich spöttisch ausdrückt, von der Tugend denunziert und von der Polizei unterdrückt worden sei. Auch erließ er etwas später (28. Januar 1836) ein Schreiben an die Bundesversammlung, welches am 30. Januar in französischer Übersetzung im Journal des Débats erschien. Es beginnt mit dem Ausdruck der Verwunderung über einen Beschluß, der weit über das hinausgehe, was man einst Luther geboten, den man doch wenigstens angehört habe, ehe man ihn verurteilte. Er knüpfte hieran die Bitte, ihm, wenn auch nicht freies Geleit, sich zu verteidigen, so doch das freie Wort hierzu zu verstatten, da er keine andren Grundsätze verfolgt, als die, denen vor ihm die gefeiertsten Schriftsteller seit alten Zeiten gehuldigt haben. Das Schreiben schließt mit den Worten: „Die persönliche Sicherheit, die mir der Aufenthalt im Auslande gewährt, erlaubt mir glücklicherweise, ohne Besorgniß vor Mißdeutung, Ihnen, meine Herren, in geziemender Unterthänigkeit die Versicherungen meiner tiefsten Ehrfurcht darzubringen."[309]) Wenn man auch keinen Wert auf die Glossen legen will, mit denen sich Heine in seinem fast gleichzeitigen Briefe an Campe über die Höflichkeit dieses Schreibens lustig macht,[310]) so wird man doch keineswegs sagen können, daß er darin etwas von seiner Würde vergab, noch seine Sache irgend verleugnete. Er war dieser vielmehr so sicher, daß er unbedenklich Campe ein neues Buch von sich anbot, welches „höchst interessant, liebenswürdig und harmlos sei" und „Die florentinischen Nächte"

und „Die Elementargeister“ (eine zahme Bearbeitung eines Stücks seiner Allemagne) enthalten sollte, für welches er als Titel „Das stille Buch“ oder „Märchen“ vorschlug, das aber dann als dritter Salonband erschien.

Indessen wurde die Sache doch ernster. Ließ Preußen doch sogar der Revue des deux mondes bedeuten, daß es dieselbe bei sich verbieten werde, falls sie von Heine Artikel bringe, die in einem ihm feindlichen Sinne abgefaßt wären. Auch suchte man, wie es scheint, die auswärtige Kritik gegen ihn zu beeinflussen, wenigstens weist Heine in einem Briefe an Campe auf so etwas hin.[311])

Natürlich brachten ihn diese Verhältnisse in eine sehr kritische Lage. Wie groß die Bedrängnis aber auch war, so wollte er lieber sein Buch von Campe zurückziehen, als es einer preußischen Zensur unterwerfen. „Ich werde meine Ehre nicht um Buchhonorare verkaufen, ich werde auch nicht den geringsten Makel meinem schönen, reinen Namen anheften.“ Geld aber mußte auf alle Fälle geschafft werden. Er hatte seine zweite „Florentinische Nacht“ für das Morgenblatt an Cotta, eine französische Übersetzung davon an die Revue des deux mondes verkauft. Campe übernahm noch den 3. Salonband, zu dem nur noch die Vorrede fehlte. Dies alles half ihm aber nicht gründlich aus seiner Not. Er hatte, wie er behauptet, durch leichtfertiges Gutsagen, sich eine große Schuld aufgebürdet, die sich alles in allem auf 20 000 Frs. belief, zu deren Einlösung er gedrängt wurde; wozu, vielleicht im Zusammenhange damit, neue Verdrießlichkeiten mit seinem Oheim und eine schwere Erkrankung, „eine furchtbare Gelbsucht mit Cholera“, kamen. Seine Gesundheit war damals so angegriffen, daß man ihn zur Stärkung derselben nach Marseille schickte. Wie der Ertrinkende sich an alles zu klammern sucht, so wendete sich Heine damals sogar an den von ihm so schwer gekränkten Moser um Hilfe. Er hatte von Marseille aus einen Ausflug nach Spanien zu machen versucht; das Schiff aber bekam einen Leck. Eine Reise nach Italien wurde durch einen Schiffbruch im Hafen der Stadt noch vereitelt.

Wie Heine hatte auch Gutzkow nach dem Menzelschen Angriff gefühlt, daß die Vertreter der freisinnigen neuen Ideen jetzt unbedingt zusammenhalten müßten; wie Heine behauptete auch er in diesem Kampfe eine feste, würdige Haltung. Schon im vorigen Jahre hatte er sich diesem wieder genähert, vielleicht auf Anregung Wienbargs, der ein begeisterter Anhänger Heines war. Er hatte damals zwei Aufsätze über ihn veröffentlicht, die er auch jetzt wieder in seine Beiträge zur Geschichte der neuesten Litteratur (1836) aufnahm. „Die ganze französische Kritik, St. Beuve, Chasles, Gustav Blanche, Loewe-Weimars mögen kommen — heißt es unter andrem darin — nie werden sie begreifen können, was es heißt, wenn Heine lächelt. Dieses deutsche Heine'sche Lächeln, diese Mischung von Nachtigallengesang, harziger Waldluft, von versteckter Satire auf ganz versteckte Menschen, diese Mischung von Skandal, Sentimentalität und Weltgeschichte, wer verstünde das in Frankreich?" — „Nun so komme denn zu uns zurück! — ruft er ihm weiterhin zu — Heine ist uns wie ein Bruder, der auf die Wanderschaft gezogen ist, und nun er heimkehrt, umringen ihn die jüngeren Geschwister, die erfreuten Alten und die Nachbarn, und alle vergleichen scharfsinnig, wie er war und wie er geworden ist. Jeder freut sich, eine alte Ähnlichkeit zu entdecken und ruft entzückt aus: „Seht, die Gewohnheit hat er noch immer!" — Später, ihn mit Börne vergleichend, der damals seine Artikel im Réformateur schon geschrieben hatte, neigt sich Gutzkows Urteil zu Heine. Es habe zwar nicht fehlen gekonnt, daß Börne mit diesen Artikeln viel Anklang gefunden, aber man müsse das Gleichgewicht zwischen beiden wieder herstellen. „Börne und Heine, beide haben eine Tendenz nach jenem Bilde, unter welchem sie von der Freiheit träumen. Börne wird aus Sehnsucht ein Verzweifelter, Heine ein Übermütiger. Börne leidet an einer Einseitigkeit, Heine an einer Ungerechtigkeit. Börne glaubt, die einzige Frage der Zeit wäre die der Könige, Heine rächt sich gleichsam an dem Garten, den Besitzungen, den ehrlichen Namen des Mannes, der ihm seine Tochter nicht geben will. Wenn Börne an seinem Ziele wäre,

vielleicht würde er dann erst die andren sozialen Meinungen, welche nicht zur Politik gehören, angreifen. Wenn Heine es wäre, vielleicht würde er gegen Börnes Frivolität schreiben, vielleicht eingestehen, daß er früher die Erde und den Himmel nur verwüstet hätte, beinahe um zu sagen: Wenn ihr uns das Eine vorenthaltet, nun so werde euch auch das Andre benommen! Diesmal ist es Börne, der Heine der Frivolität anklagt, aber es ist ein großer Leichtsinn, das Jahrhundert nur auf die konstitutionelle Frage zu reduzieren. Börne schneidet für unsre Zeit die Spekulation ab, wenn er die theologische Frage in die Vergangenheit verweist ꝛc."

Bemerkenswert ist in dieser Parallele, wie Gutzkow bemüht ist, sich unmerklich über beide zu stellen. Wie anders aber klingt es, als das, was er vier Jahre später im Telegraphen und was er über sein früheres Verhältnis zu Heine noch in seinen „Rückblicken auf mein Leben" schreibt, wo es heißt: „Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich für seine Weise keine Empfindung habe. Seine Lieder imponierten dem Studenten nicht, dem Philosophen waren sie zu „loddrig" geformt; als sich die Componisten des Namens bemächtigten, sah ich wohl, wie und in welchem Tone man in Deutschland das „Buch der Lieder" zu lesen angefangen hatte. Aber mir fehlten persönliche Reminiscenzen, um das fürchterliche Geschrei der Sänger, wenn sie an die Stelle kommen: „Mich hat das unglückselge Weib vergiftet mit ihren Thränen" als Symptome einer schaudervollen Begebenheit auch für mich zu verstehen."[312])

Heine hatte schon damals kein rechtes Vertrauen zu Gutzkow. „Ich habe Mundt und Gutzkow sehr gern — schreibt er an Laube — aber in ungetrübter Verbindung könnte ich mit ihnen nicht leben, wie mit Ihnen .... Letzterer ist ein mauvais coucheur, obgleich der Begabtere." Und doch hätte Heine gerade damals Grund gehabt, Gutzkow höher zu achten, als Laube, der seine dringenden Mahnungen schlecht beherzigt und durch seine Erklärung vom 13. Dezember 1835 in der Allg. Ztg., sowie durch seinen Prospekt zu der von ihm übernommenen „Mitternachtszeitung" sich vom jungen Deutschland öffentlich

losgesagt hatte. Auch Mundt ergriff, jedoch mit heimlich zögernden Schritten, die Fahnenflucht; wogegen Wienbarg mannhaft sein litterarisches Märtyrium trug.

Wenn die französischen Kritiker, wie Gutzkow meint, für Heine nicht das volle Verständnis hatten, so haben sie im allgemeinen denselben, wenn nicht gerechter, doch mit weit mehr Achtung behandelt, als es im Durchschnitt damals in Deutschland geschah. War Heine doch gerade in Frankreich zu einem der lebhaftesten Gegenstände der litterarischen Diskussion geworden. Anerkennung ward ihm von fast allen der hervorragendsten Kritiker gezollt, von Chasles, Loewe-Weimars, St. Beuve, Théophile Gautier, Paul de St. Victor.

Das Jahr 1837 sollte endlich eine Besserung der äußeren Verhältnisse des Dichters bringen. Lewald, der ihn zuerst auf den Gedanken gebracht, durch eine Gesamtausgabe seiner Werke sich mit einem Schlage aus seiner mißlichen Lage zu befreien, hatte auch die ersten Schritte zur Verwirklichung dieses Plans unternommen. Durch seine Vermittlung knüpfte die Brodhagsche, sowie später die Scheiblesche Buchhandlung in Stuttgart Unterhandlungen darüber mit Heine an. Allein es waren Rücksichten auf Campe zu nehmen, dem Heine das Anerbieten des Vorkaufsrechts schuldig zu sein glaubte. Auch schien das Angebot noch zu niedrig. Man machte dafür die mißlichen Verhältnisse geltend, in denen Heine augenblicklich zu den deutschen Regierungen stand. Die Verhandlungen zogen sich hierdurch in die Länge, doch war dies nicht Campes Schuld, der sich diesmal sehr entgegenkommend bewies. Am 13. April 1837 hatte Heine den Kontrakt in Händen, der Campe für 20,000 Fcs. die Ausbeutung einer Gesamtausgabe der sämtlichen Schriften Heines auf 11 Jahre erwarb, angefangen von dem Tage, an welchem dieselbe erschien. Allein diese Summe reichte nur eben hin, um Heine aus dem Gedränge der Gläubiger zu retten, daher er sich noch andere Geldquellen zu eröffnen suchen mußte, da sein Onkel, aufs neue gegen ihn verhetzt, ihm seine Unterstützung beharrlich verweigerte. Schon im Dezember hieß es in einem Briefe an Campe: „Meine Mutter schreibt mir, ich gäbe

ein Buch heraus mit einem Motto, worin ich Salomon Heine beleidige. Wer mag denn solche Lügen erfinden. Ich stehe schon schlecht genug mit meinem Oheim und er läßt mich im Stich." Am 10. Mai aber schreibt er: „Mit meinem Oheim Salomo Heine stehe ich sehr schlecht, er hat mir vorig Jahr eine schreckliche Beleidigung zugefügt, wie man sie im reiferen Alter schwerer erträgt, als in der leichten Jugendzeit."[313]) Er suchte später die Vermittlung seines Bruders Maximilian nach, doch war diese lange ebenso erfolglos, als ein halb demütiger, halb stolzer Brief, welchen er auf dessen Rat selbst an seinen Onkel noch schrieb (1. September 1837). Ob Maximilian Heine, wie er sich rühmt, die Versöhnung wirklich zu stande gebracht, lasse ich dahingestellt sein. Jedenfalls schrieb Heine im September des folgenden Jahres, zur Zeit da Salomon Heine zur Hochzeit eines Neffen nach Paris kam: „Mit meinem Oheim bin ich längst wieder ausgesöhnt und ich erwarte ihn mit großer Freude." In der That bezeigte sich dieser jetzt sehr huldreich gegen ihn und erhöhte, wie Strodtmann sagt, die Jahresrente von 4000 Fcs., die er ihm bisher gegeben, auf 4800 Fcs. Diese Erhöhung fand aber wohl erst nach der Verheiratung Heines statt. Vielleicht, daß jetzt durch Vermittlung Meyerbeers, der sie nach einer späteren Briefstelle ja doch vermittelt haben soll, die Bewilligung oder Feststellung dieser Rente überhaupt erst zu stande kam.

Dagegen geschah es in jener Zeit der Bedrängnis, daß Heine — es ist unbekannt in welcher Weise — eine Pension des französischen Staates nachsuchte. Es ist anzunehmen, daß dies erst zu der Zeit geschah, als die Schritte bei seinem Oheim erschöpft schienen, da er sonst wohl kaum an seinen Bruder Maximilian am 5. August 1837 noch schreiben gedurft hätte: „Obgleich die deutschen Demagogen das Gerücht verbreiten, ich sei von den Regierungen gekauft, so kann ich Dir doch bei dem Leben aller derer, die ich liebe, beschwören, daß ich nie einen Son nehmen wollte, selbst wenn ich in der größten Bedrängnis war. Und jetzt ist es gar unmöglich, daß ich eine so klägliche Handlung beginge."[314]) Auch an Campe schreibt

er noch am 19. Dezember 1837: „Gott weiß, daß ich weder durch das Eine (Geld), noch durch das Andere (Schmeichelei) dahin geleitet werden könnte, auch nur eine Silbe gegen meine innere Gesinnung zu schreiben. Es ist nicht hinreichend, ehrlich zu sein, man muß sich auch vor dem Verdacht der Unehrlichkeit hüten."[315]) Allerdings hat man zu berücksichtigen, daß Heine, wie wir später noch sehen werden, diese Pension nur als eine Unterstützung auffaßte, die ihn zu nichts verpflichtete, und, wie er glaubte, weder auf seine Handlungen, noch auf seine Gesinnung einen Einfluß auszuüben im stande sei. Wenigstens, was das letzte betrifft, war er aber entschieden im Irrtum. Es liegt in der Natur jeder Wohlthat, daß sie verpflichtet. Es wird dem Gefühl stets widerstreben, etwas zu thun oder öffentlich auszusprechen, was zum offenbaren Nachteile des Wohlthäters ist. Jedenfalls ist es unverträglich mit der Stellung eines Publizisten, von dem Staat, über welchen man schreibt, eine Unterstützung anzunehmen. Andererseits ist man in der Verurteilung dieses Schrittes aber auch wieder zu weit gegangen. Was Heine von 1838—1848 über den französischen Staat öffentlich ausgesprochen hat, sollte ihn gegen den Vorwurf der Bestechlichkeit jedenfalls schützen. Der Brief, welchen der jüngere Dumas der Principessa della Rocca auf die Zusendung ihrer „Erinnerungen an Heinrich Heine" geschrieben,[316]) ist teils ein Beweis, wie sehr Heine durch jenen Schritt seinen Ruf geschädigt, teils wie maßlos man in der Verurteilung desselben gewesen ist. „Ich bin überzeugt — schreibt der Sohn des Mannes, welcher der Einzige war, welcher am Grabe Heine's Thränen vergoß — daß Ihr Buch in Frankreich eine gute Aufnahme findet, wo Heine's Geist sehr geschätzt wird. Wenn Sie etwas Näheres und Aufklärenderes über die Anklage vorbringen können, welche Ihren Onkel belastet, Geld von Louis Philippe aus den geheimen Fonds genommen zu haben, so werden Sie wohl daran thun. In Frankreich ist man hinsichtlich der Delicatesse in Geldfragen sehr peinlich und das Andenken des satirischen Dichters duldet nicht, daß seine Redlichkeit in Zweifel gezogen wird. Unser letzter

Krieg mit Deutschland zwingt die Geister der Franzosen nur zu sehr zu einer gerechten Strenge gegen diejenigen, welche in Frankreich Literatur und Politik getrieben haben." — Wie groß die Bedrängnisse Heines schon zu Anfang des Jahres gewesen waren, geht aus dem Briefe hervor, mit dem er Campe den Empfang des Kontraktes anzeigt: „Die Vorzeigung des Kontraktes war hinreichend, um mir in dieser Zwischenzeit Hilfe zu verschaffen und mich vor Bedrängnis zu decken. Welche Nöthen! welche Sorgen! Das Leben ist doch eine beständige Quälerei."[317]) Nun befiel ihn aber in Havre auch noch ein Augenleiden, dem eine Lähmung der linken Hand vorausgegangen war und welches sehr rasch eine so bedrohliche Höhe erreichte, daß das Schreckensgespenst der Erblindung ihm drohend ans Lager trat. „Begreifen Sie meinen Schrecken — schrieb er nach glücklich erfolgter Beseitigung des Übels an Campe — als ich mich erblinden fühlte . ."[318]) Gegen Ende des Jahres wurde er hierdurch noch einmal erschreckt: „Das schlimmste Uebel ist die Krankheit. Ich kämpfe tapfer den Kampf des Lebens — aber ohne Freude .... viel Unvorhergesehenes stürmt auf mich ein und das unaufhörliche Ringen wird mir am Ende lästig, schauderhaft lästig."[319]) Dies war, wie ich glaube, die Lage, die Heine zur Inanspruchnahme der französischen Staatspension drängte, sowie wahrscheinlich das drohende Gespenst der Erblindung es war, welches den gegen ihn aufgehetzten Oheim endlich versöhnlicher stimmte.

Inzwischen hatte Lewald nicht aufgehört, für seinen bedrängten Freund thätig zu sein. Auch war es ihm gelungen, von der Brodhagschen Buchhandlung für ihn die Bestellung einer Einleitung zu einer neuen Ausgabe des Don Quixote zu erlangen, welche verhältnismäßig recht gut bezahlt wurde. Etwas später verschaffte er ihm den Auftrag auf eine „Biographie Grabbes", die aber von Heine niemals geschrieben worden ist. Und endlich brachte er in seiner Theaterrevue eine schon länger geplante Reihe von Briefen „Über die französische Bühne" zum Abdruck, welche bald darauf in französischer Übersetzung in der Revue musicale erschienen

und später noch in dem 4. Band des Salon Aufnahme fanden, nachdem Heine Campe endlich die immer noch schuldige Vorrede zum dritten Salonband geliefert hatte, die unter dem Namen: „Über den Denunzianten" bekannte und gegen Menzel gerichtete Abhandlung. Er versprach sich eine ungewöhnliche Wirkung davon und konnte kaum das Erscheinen derselben erwarten. „Aber Menzel, Menzel? — schrieb er am 3. Mai 1837 —: Ich bin im Begriff von Paris abzureisen, um die alte Bretagne zu besuchen, kann etwa nur noch acht Tage hier bleiben und möchte doch vorher wissen, wie diese Sache steht."[320] Er war neugierig, zu sehen, „ob die Deutschen bei diesem Skandal auch wieder ungerecht gegen ihn sein würden. Der angebliche Zweck dieser Schrift aber sollte sein, „Menzel auf die Mensur zu treiben." Wihl hat dies später bespöttelt, da Menzel bereits die direkte Herausforderung Gutzkows abgelehnt und diesen auf die litterarische Arena verwiesen hatte. In der That nahm Menzel von Heines Provokationen keine Notiz.

Da der Vorrede das Druckrecht versagt worden war, so erschien sie zunächst unter dem Titel „Ueber den Denuncianten" als Flugschrift. So sehr sonst auch Heine dem Grundsatze huldigte, dem Publikum seine Schwächen und Fehler nie einzugestehen, so machte er es doch hier zum Vertrauten des Geständnisses, daß bei ihm die Zeit der Gedichte vorüber sei, „ich kann wahrhaftig kein gutes Gedicht mehr zu Tage fördern." Obschon dies, wie der folgende boshafte Nachsatz zeigt, gewiß nicht ernsthaft gemeint war, so nahmen seine Gegner ihn doch behende beim Wort. „Die Kleindichter in Schwaben — hieß es nämlich weiter darin — statt mir zu grollen, sollten mich vielmehr brüderlichst in ihre Schule aufnehmen", damit ich „Fallhütchen auf dem Kopf neben den Andren auf das kleine Bänkchen zu sitzen komme und das schöne Wetter besinge, die Frühlingssonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein und die Quetschenbäume."[321] Der Angriff auf Menzel wurde dadurch abgeschwächt, daß Heine früher ganz anders über denselben geurteilt hatte in Dingen, die sich seitdem nicht verändert hatten. Durch den Witz, daß das Journal, in welchem er

ihn gelobt, dieses Lob nicht lange zu überleben vermocht habe, wurde jener Widerspruch doch nicht aufgehoben. Die Versicherung, Menzel nicht persönlich anzugreifen, da er keinen Grund habe, ihm persönlich zu zürnen, konnte umsoweniger befriedigen, als beides nicht zutraf. Der Vorwurf Menzels, daß die Schriftsteller des jungen Deutschlands Franzosen und Juden seien, wurde von ihm benutzt, um sich von dem Verdachte des heimlichen Judentums rein zu waschen. Wer den Deismus so bekämpfe, wie er, könne unmöglich Sympathie für die Synagoge haben. „Man wendet sich nicht an die überwelken Reize der Mutter, wenn einem die alternde Tochter nicht mehr behagt"[322]) — wodurch er gleichzeitig Christen und Juden beleidigte. Den Vorwurf des Atheismus, der Immoralität und des Mangels an Patriotismus suchte er endlich zurückzuweisen.

So wenig es ihm gelungen war, Menzel auf die Mensur zu locken, so wenig schlug er mit dieser Schrift seinen Gegner aus dem Felde. Man fuhr fort, ihn der Gesinnungslosigkeit, des Franzosen- und Judentums und der Unsittlichkeit zu beschuldigen, ja, es mehrten sich jetzt sogar die Stimmen, welche sein poetisches Talent für erschöpft hielten oder überhaupt daran zweifelten. Allerdings hatte Heine, seitdem er Deutschland verlassen, Poetisches nichts weiter veröffentlicht, als die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" mit den angefügten Gedichten und „Die florentinischen Nächte", wovon doch höchstens letztere den Vergleich mit den früheren epochemachenden Dichtungen aushielten. Obschon, wie Heine selbst einmal andeutet, nur Fragmente eines größeren Reiseromans, glaubte er sie doch zu Novellen völlig abgerundet zu haben. Dies war ein Irrtum. Sie schließen sich weit mehr seinen früheren geistvoll-übermütigen Capriccios, am meisten der „Stadt Lucca" an und stehen, wie diese, in dem entschiedensten Gegensatz zu seinen volkstümlichen Dichtungen, da sie ganz auf den Geschmack einer ins Überfeinerte gesteigerten Bildung berechnet sind. Durch die künstliche Verbindung und Verschmelzung der widersprechendsten Gegensätze, besonders durch die empfindsame Ironie und die ironische Empfindsamkeit der Darstellung üben sie

eine eigentümliche Anziehungskraft aus. Noch mehr aber durch das ihnen eigentümliche Kolorit, auf welchem der melancholische Hauch der Poesie des Todes liegt, sowie durch den geheimnisvoll mystischen Zug, der leise durch das Ganze hindurchgeht. Auch die Verquickung von Arbeiten, in denen man vor allem poetische Gestaltungskraft und harmonische Einheit sucht, mit der satirischen Polemik des Tages, in welcher die bedeutendsten und dunkelsten Lebensfragen ebenso dreist wie tiefsinnig behandelt erscheinen, mag für viele einen Reiz gehabt haben, wenn sie auch einen rein poetischen Genuß nicht aufkommen läßt. Es ist eine schwüle, melancholische und parfümierte Atmosphäre, die uns aus diesen Dichtungen anweht, eine idealisierte Krankenzimmerluft. Man glaubt, in die Krankheitsgeschichte, die er darin vorführt, schon die vorauseilenden Schatten seiner eignen hereinfallen zu sehen. Die Gestalt der schwarzen Deborah erinnert gespenstisch an die Mulattin, die ihm selber einst Krankendienste zu leisten hatte. Besonders auffällig berührt die fast wollüstige Verherrlichung des Todes darin. Sein von einer glühenden und unersättlichen Lebenslust so ganz erfüllter Geist, daß selbst ein achtjähriges Krankenlager sie nicht zu erschöpfen, ja nicht einmal zu dämpfen vermochte, hat sich von frühester Jugend von der Weihe, der Poesie, der Gewalt, dem Geheimnis des Todes angezogen gefühlt. Er ist nicht müde geworden, ihn in seiner Dichtung zu feiern und zu verherrlichen, mit einer Vorliebe, die man ihm oft als Koketterie ausgelegt hat. Gleich seine ersten Gedichte zeugen dafür, und immer wieder kommt er darauf zurück. Wir begegnen ihr in dem Buche Le Grand, in der Reise von München nach Lucca, in den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski, in den Elementargeistern und Dämonen, in den Göttern im Exil und in so vielen seiner Gedichte aus den verschiedensten Zeiten, bis ihn „die schwarze Frau“ endlich selbst zu langem qualvollen Druck in die Arme schloß. Seine Liebe zu Marmorstatuen und toten Frauen, die im höchsten Grade bemerkenswert ist, hat auch in den „Italienischen Nächten“ wieder ergreifenden Ausdruck gefunden. Der Tod war ihm immer bedeutender, als das

Leben, und noch kurz vor seinem Tode hat er Camille Selden vertraut, daß er wahrhaft nur Statuen und Tote geliebt habe. Die Gestalt der Maria und die eigne des Dichters, die der Mademoiselle Lawrence und Paganinis, in denen er mit wilder Phantastik die Dämonie des Tanzes und der Musik versinnlichte, sind aus dieser Stimmung geboren. Von kaum minderer Wichtigkeit ist die mit den „Florentinischen Nächten“ den dritten Salonband bildende Abhandlung über die „Elementargeister und Dämonen“. Heine befand sich hier auf einem seinem Geiste entsprechenden Boden. Er, der so tief in die deutsche Volksseele einzudringen verstand, fühlte sich auch dem deutschen Märchengeiste aufs Tiefste verwandt. Wenn er das Grimmsche Werk auch nicht unbenutzt lassen konnte, so beruht sein Buch doch zugleich auf ausgebreiteten selbständigen Studien. Die Form ist ohnedies völlig sein Eigentum. Auch fand er hier Gelegenheit, sein Tannhäuserlied zu veröffentlichen, welches Richard Wagner wohl ebenso die Anregung zu seinem Tannhäuser gab, wie die in den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski enthaltene Mitteilung über die Sage vom fliegenden Holländer zu der gleichnamigen Oper. „Besonders die von Heine einem holländischen Theaterstücke gleichen Titels entnommene Behandlung der Erlösung dieses Ahasverus des Oceans — berichtet Wagner selber darüber — gab mir alles an die Hand, diese Sage zu einem Opernsujet zu benutzen. Ich verständigte mich darüber mit Heine selbst.“ [323]). Wagner hat später Heines Gedichte „Bänkelsängereien“ genannt. Das geschah aber wohl nur im nachgrollenden Ärger über das im Nachlaß Heines gefundene und im Romancero der Gesamtausgabe veröffentlichte Gedicht: „Jung Katerverein für Poesie-Musik“. [324])

Die im Mai 1837 in dem Dorfe Coudry bei Le Plessi unweit Paris geschriebenen „Briefe über die französische Bühne“, behandeln dieses Thema in seiner bekannten geistvollen, aber fragmentarischen Weise. Im Eingang weht uns etwas von der Luft und dem Dufte der Harzreise an. Der dreiste, aber spaßhafte Ausfall auf den Theaterdichter Raupach vermittelt den Übergang von der

Lyrik des Orts und der Jahreszeit zu der Betrachtung des ihm vorliegenden Gegenstandes, des Gegensatzes der deutschen und französischen Bühne. Er tritt hier zunächst dem Vorurteil entgegen, daß wir Deutschen ein gutes Lustspiel nur deshalb nicht besäßen, weil wir ein zu ernstes Volk seien. Die Franzosen seien ja doch weit ernster als wir, die wir das eigentliche Volk des Humors wären. „Mit Stolz darf ein Deutscher behaupten, daß nur auf deutschem Boden die Narren zu einer titanenhaften Höhe emporblühen können, wovon ein verflachter, früh unterdrückter französischer Narr keine Ahnung hat." Nicht minder falsch sei es, den Mangel an politischer Freiheit dafür verantwortlich zu machen. China besitze treffliche Lustspiele und auch Spanien habe deren zur Zeit der Inquisition gedichtet. Vielmehr sei es der soziale Zustand, dem die französischen Lustspieldichter ihren Vorsprung verdankten. Da er den Grund davon in der Verdorbenheit dieses Zustandes sieht, so kann er natürlich die Deutschen beglückwünschen, kein gutes Lustspiel zu haben. Die Stelle ist wichtig. Denn wenn in der That das Lustspiel, wie die alte Schule behauptete, es nur mit der Darstellung der Laster zu thun hätte, was durch Shakespeare und die Spanier freilich längst widerlegt war, so müßte dasselbe auch in den lasterhaftesten Zeiten am besten gedeihen. Daher Heine behauptet, daß das sittliche Verhältnis oder vielmehr Mißverhältnis zwischen den beiden Geschlechtern in Frankreich der Dünger sei, welcher den Boden des Lustspiels so kostbar befruchte. Die Ehe, oder vielmehr der Ehebruch sei der Mittelpunkt aller jener Lustspielraketen, die so brillant in die Höhe schießen, ber eine melancholische Dunkelheit, wo nicht gar einen üblen Duft hinterlassen. Während die Deutschen in der Liebe immer nur der Unschuld des Mädchentums huldigten und dieses besängen, sei bei den Franzosen die verheiratete Frau Gegenstand der Liebe im Leben, wie in der Kunst. Die Heldinnen der deutschen Tragödien seien fast immer Jungfrauen, die der französischen fast immer verheiratete Weiber. Der Wert jener bestehe mehr in der Poesie, als in der Handlung und Passion, die jedoch auf dem Theater am hinreißendsten

wirkten; hierin seien uns die Franzosen weit überlegen. Ein Franzose besuche das Theater, um durch das Stück erregt zu werden, der Deutsche vergesse nur zu leicht über die Darsteller das Stück. — So förderlich der soziale Zustand der Franzosen aber auch dem Lustspiele sei, so nachteilig sei der politische ihrer Tragödie. „Das neue Regiment, das an die Stelle des alten getreten, ist noch viel fataler, und noch weit unleidlicher anwidern muß uns diese ungefirnißte Rohheit, dieses Leben ohne Wohlduft, diese betriebsame Geldritterschaft, diese Nationalgarde, diese bewaffnete Furcht, die dich mit dem intelligenten Bajonette niederstößt, wenn du behauptest, daß die Leitung der Welt nicht dem kleinen Zahlensinn, nicht dem hochbesteuerten Rechnentalent gebührt, sondern dem Genie, der Schönheit, der Liebe und der Kraft."[325]) Diese nicht sowohl gegen den Konstitutionalismus, als gegen den Mißbrauch, den die Geldritterschaft damit trieb, gegen das repräsentative Scheinwesen gerichtete Stelle ist bemerkenswert, weil sie beweist, daß diese Abneigung bei ihm älter war, als seine Staatspension, wie er das Geldrittertum ja von jeher gehaßt hat. Nachdem er nachzuweisen gesucht, wie jenes Scheinwesen durch ein System von Fiktionen die Sache der Freiheit mehr vertage, als fördere und keine großen Persönlichkeiten aufkommen lasse, weder im Volke, noch auf dem Throne — tritt er zum erstenmal auch entschieden gegen den Bonapartismus auf, indem er die Frage erhebt, ob die Zeit des Kaiserreichs wirklich so schön gewesen sei, als man sich einbilde? Gleichwohl sei der Heroismus der imperialen Herrschaft der einzige, wofür die Franzosen damals noch empfänglich gewesen seien und Napoleon der einzige Heros, an den sie noch glaubten. Dies zeige sich auch auf der Bühne. Im übrigen seien die französischen Tragödiendichter emanzipierte Sklaven, die noch immer ein Stück der alten klassischen Kette mit sich herumschleppen. Er verurteilt die eingerissene Natürlichkeitsrichtung. Die Bühne solle keine banale Wiederholung des Lebens sein. Sie verlange Veredlung und eine innere Feierlichkeit. Das Theater sei eine von der Wirklichkeit ebenso geschiedene Welt, wie die Bühne von dem Parterre. Er hält Victor Hugo für den der-

malig größten dramatischen Dichter, stellt aber der theatralischen Wirkung nach Dumas noch über ihn. — Die letzten Briefe sind der Musik gewidmet. Es ist das erstemal, daß er sich eingehender auf dieses Gebiet wagt. Der Anteil, welchen er an der Persönlichkeit von so bedeutenden Künstlern wie Meyerbeer, Rossini, Berlioz, Paganini, Liszt und an ihren Werken genommen, hatte ihm allmählich auch etwas ihre Kunst erschlossen und zuletzt ist jede Äußerung eines genialen Geistes nicht ohne Bedeutung. Heine hatte sich schon immer an der Förderung von Meyerbeers Ruhm beteiligt. Bereits in den „Französischen Zuständen“ weist er auf den Erfolg seines „Robert der Teufel“ hin.[326]) Den Hugenotten widmete er einen besondern Artikel (vom 1. März 1836) in der Augsburger Zeitung,[327]) der damals in Deutschland dafür entschieden Stimmung gemacht hat. In den Briefen an Lewald erscheint sein Urteil, wenn auch nicht minder enthusiastisch, doch ungleich gereifter, vielleicht weil er sich dabei der Urteile anderer bemächtigt hat. Er betont hier den Fortschritt, den Meyerbeer gegen Rossini in der Haromnie bezeichne. Die Beziehungen zur Zeit sind ihm dabei überall gegenwärtig. Meyerbeers Musik erscheint ihm weniger individuell, als sozial. Rossini sei der Ausdruck der Restaurationsperiode gewesen, „wo nach großen Kämpfen und Enttäuschungen bei den blasirten Menschen der Sinn für die großen Gesammtinteressen in den Hintergrund trat und die Gefühle der Ichheit wieder ihr legitimes Recht behaupteten.“ Daher bei ihm das Vorherrschen der Melodie. In Meyerbeers Oper finde „die dankbare Gegenwart ihren Gemüthszwiespalt und ihren Willenskampf, ihre Noth und ihre Hoffnung“ zum Ausdruck gebracht, sie feire in ihm ihre eigene Leidenschaft und Begeisterung. Hier ist ihm die Religion Meyerbeers die Religion Mozarts, Glucks, Beethovens: das ist die Musik. Nur in diesem Glauben finde er Seligkeit. Wogegen er ihm in späteren Jahren, da er persönlich mit ihm zerfallen war, ganz nur noch Jude, nur noch der musikalische maître de plaisir der Aristokratie ist, der den Eklektizismus in die Musik eingeführt hat.[328]) Zum Schluß erhebt Heine sich noch gegen den durch Véron

zur Herrschaft gebrachten Opernprunk. Hier läßt er dem Witz und der Ironie frei die Zügel schießen. Ein kurzer Blick auf die Konzerte des Conservatoire beschwört die Geister von Berlioz, Liszt und Chopin herauf. Chopin ist ihm der congenialste Musiker. Liszt aber steht im Mittelpunkte der Darstellung, in welcher der Enthusiasmus mit der Ironie den Ton wechselt. Wie immer greift er dabei in das Gebiet des Persönlichen über, was ihm aber diesmal eine geistreiche Zurechtweisung eintrug.

Heine hatte von Liszt gesagt: „Höchst merkwürdig sind seine Geistesrichtungen. Er hat große Anlagen zur Spekulation und mehr noch, als das Interesse seiner Kunst, interessieren ihn die Untersuchungen der verschiedenen Schulen, die sich mit der Lösung der großen, Himmel und Erde umfassenden Frage beschäftigen. Er glühte lange für die schöne Saint-Simonistische Weltansicht, später umnebelten ihn die spiritualistischen oder vielmehr vaporischen Gedanken von Ballanche, jetzt schwärmt er für die republikanisch-katholischen Lehren eines Lamennais, welcher die Jacobinermütze aufs Kreuz gepflanzt hat. Der Himmel weiß! in welchem Geistesstall er sein nächstes Steckenpferd finden wird. Aber lobenswerth bleibt immer dieses unermüdliche Lechzen nach Licht und Gottheit, es zeugt von seinem Sinn für das Heilige, für das Religiöse."[329]) Liszt, der sich in Venedig befand, als er dies las, antwortete in einem offenen Brief, welcher scherzhaft beginnt, um plötzlich in einen etwas ernstern Ton überzugehen: „Offen gesagt, ich sehe die Veröffentlichung der Gedanken und Gefühle inneren Lebens durch die Presse als eines der Uebel unserer Zeit an. Unter uns Künstlern herrscht der große Mißgriff, daß einer den andern nicht nur in seinen Werken, sondern auch in seiner Persönlichkeit beurtheilt." Ohne seine Empfindlichkeit über dieses Unterfangen Heines zu unterdrücken, giebt ihm Liszt zu bedenken, wie er sich selbst zu dem gegen ihn erhobenen Einwand verhalte. „Irre ich nicht, so habe ich zur Zeit, als ich im Stillen den Predigten der Saint-Simonisten mit vielen Anderen folgte, aus der Ferne auch Sie, den berühmten Dichter, vordringen sehen bis in das

Sanctuarium, zu dem Sie sich später auch furchtlos bekannten, indem Sie dem père Enfantin ein schönes Buch mit der Bitte dedicierten, durch Raum und Zeit hindurch sich mit Ihnen verbinden zu wollen. Etwas später gewährte mir die Güte des Herrn Ballanche eine Begegnung mit Ihnen in seinem Hause und machte mich einige Male zum demüthigen Echo der Bewunderungsaussprüche, die aus Ihrem Munde ihm nur schmeicheln konnten. Es ist wahr, Sie konnten das Kreuz zu Golgatha immer besser entbehren, als ich, und doch wiesen Sie mit Energie die Beschuldigung zurück, zu jenen zu gehören, die es dem Erlöser der Welt errichtet haben. Und was sagen Sie zur Jacobinermütze? Sollte sie bei eifrigem Nachsuchen wirklich nicht mehr in Ihrer Garderobe zu finden sein?"[330] Das war sehr geistreich und fein und Heine hatte bei seinen lustigen Steinwürfen wieder einmal vergessen, daß er in einem Glashause stand. War er doch wirklich selbst noch in der letzten, ihre Auflösung zur Folge habenden Versammlung der Saint-Simonisten zugegen gewesen. Und wenn er den einstigen Propheten derselben am Schluß seines Lebens vorwerfen konnte, daß sie statt des Kreuzes der Märtyrerschaft jetzt höchstens das Kreuz der Ehrenlegion trügen und statt in den Wüsten Arabiens nach dem freien Weibe zu suchen, die unerschrockensten Ehemänner geworden wären, so hatte er inzwischen sich ebenfalls selbst in das Joch der Ehe geduckt und sich einer Staatspension nicht entschlagen.

Die Hauptthätigkeit Heines in diesem Jahr war aber seinen Memoiren gewidmet. Schon Scheible hatte er das Anerbieten gemacht, ihm ein großes Memoirenwerk liefern zu wollen, welches, wie er später Campe anpreisend schreibt, „die ganze Zeitgeschichte umfassen sollte, die er in ihren größten Momenten miterlebt, sammt den markantesten Personen dieser Zeit, das ganze Europa, das ganze moderne Leben, deutsche Zustände bis zur Julirevolution, die Resultate seines Aufenthalts im Foyer der politischen und socialen Revolution, das Resultat seiner kostspieligsten und schmerzlichsten Studien."[331] Es sollte den Schluß der Gesamtausgabe bilden. Ein ganz außerordentliches Honorar würde, wie er hoffte, sein Lohn sein.

Kaum daß er den Kontrakt über die Gesamtausgabe in der Hand hatte, als er mit Campe auch schon die Verhandlungen darüber begann. „Tag und Nacht — schrieb er am 17. März — beschäftige ich mich mit meinem großen Buche, dem Romane meines Lebens, und jetzt erst fühle ich den ganzen Werth dessen, was ich durch den Brand im Hause meiner Mutter an Papieren verloren. — Sagen Sie mir als ehrlicher Mann: wieviel können Sie mir pro Druckbogen geben? . . . Wenn Sie die Erhöhung meines Renommée und mein Recht auf erhöhete Ansprüche wohl erwogen haben, so dürfen Sie darauf rechnen, mit umgehender Post Ihre Antwartschaft auf dieses Buch kontraktlich unterzeichnet zu sehen.“ Wie vieles aber sollte sich zwischen diesen Plan und seine Ausführung drängen. Zunächst eine Gesamtausgabe seiner neuen Lieder, als zweiter Band seines „Buchs der Lieder“, sodann das Projekt eines Almanachs, dazwischen die schon erwähnte „Abhandlung über den Denuncianten“, die „Einleitung zum Don Quixote“, „die Briefe über die französische Bühne“, die neue finanzielle Misère und endlich — die Krankheit! Doch fand ihn das neue Jahr in der gehobensten Stimmung. Von Schulden befreit, mit seinem Onkel versöhnt, dessen Hand ihm wieder geöffnet war, mit einem sicheren Rückhalt durch die Staatspension, mit seinen Memoiren das große Los in den Händen, trieb das Schiff seines Lebens wieder mit vollen Segeln auf günstiger Flut.

Ich weiß nicht, ob und in wie weit das große Zeitungsprojekt, welches Heine in den ersten Monaten des neuen Jahres zur Sprache bringt und nun so heißblütig ergreift und betreibt, mit der Staatspension oder mit Personen, die ihm diese vermittelt hatten, im Zusammenhang stand. Es liegen dafür keine Anzeichen vor. Höchstens dürfte man in dem dafür gewählten Zeitpunkt und in der Größe des Unternehmens Beziehungen dafür finden wollen. Handelte es sich doch um nichts Geringeres, als um die Gründung einer neuen Zeitung im größten Stile, für die man den Namen „Pariser Zeitung“ gewählt hatte. Zur Voraussetzung hatte das Unternehmen freilich, die Zusicherung der preußischen Regierung, dem Vertriebe

auf ihrem Gebiete kein Hindernis in den Weg zu legen. Heine hatte dabei, wie so oft, den glattzüngigen Versicherungen der Pariser Diplomaten vertraut, daß die heimischen Regierungen ihm gar nicht so gram seien, sondern, wenn auch versteckt, sogar etwas Wohlwollen für ihn im Herzen trügen.[332]) Er hatte daher sofort an den Minister Werther geschrieben, und den Brief an Varnhagen zur Übermittlung geschickt, dem er die beabsichtigte Tendenz und Haltung der Zeitung charakterisiert, um die preußische Regierung von der Ungefährlichkeit, ja von der Nützlichkeit derselben überzeugen zu können. „Wie ich es seit der Julirevolution immer gethan — bemerkt er dem alten Freunde — werde ich auch hinfüro dem monarchischen Prinzipe huldigen — denn, wie Sie, lieber Varnhagen, wohl öfters gemerkt haben, ich bin kein Enthusiast für das deutsche Ständewesen, und nur um meine Popularität bei der liberalen Menge, die mich für einen erkauften Servilen halten würde, nicht einzubüßen, habe ich mich gegen die konstitutionelle Affenkomödie nicht ganz von Herzen ausgesprochen. Jedoch unlängst in einer Reihe Artikel, die Sie in Lewald's Revue finden, habe ich meine Antipathie in dieser Beziehung nicht ganz verbergen können. In besagten Artikeln werden Sie ebenfalls keine zu große Vergötterung der Franzosen finden. — Ich will alle Nachrichten aus Preußen nur aus Zeitungen, welche die preußische Censur passiert, entlehnen; sollte man mir aber erlauben, Privatcorrespondenzen aus Preußen zu drucken, so werde ich in der Wahl der Correspondenten nie das Mißfallen der Regierung riskieren. Die Interessen der altdeutschen Provinzen sind mir ebenso unbekannt wie gleichgültig, und es kostet mir keine Ueberwindung, hierüber entweder ganz zu schweigen, oder nur die Meinungen Anderer zu referiren. Anders ist es mit den Rheinprovinzen. Hier ist es mir ebenso Bedürfniß wie Pflicht, mich über die heimathlichen Vorgänge frei auszusprechen. Hier muß mir das uneingeschränkte Wort verstattet sein. Aber die Preuß. Regierung kann sicher sein, daß bei der jetzigen Lage der Dinge, in Betreff der Rheinlande, alle meine Sympathien auf der Seite Preußens sind, daß ich nie die Verdienste

Preußens um dieses Bastardland verkenne, das erst durch Preußen für Deutschland wiedergewonnen und zu deutscher Art und Weise erhoben wird.“ [333])

Welch ein Abfall von den Ansichten, welche Heine im ersten Band seiner „Französischen Zustände“ vertreten! Welch ein Kontrast zu den leidenschaftlichen Worten, mit denen er in der Vorrede den König von Preußen an das Versprechen, seinen Völkern eine Konstitution zu geben, erinnerte, sowie zu dem Verdammungsurteil der preußischen Regierung und dem glühenden Haß, der sich darin gleichzeitig aussprach. Und doch heißt es in einem kurze Zeit später an Lewald gerichteten vertraulichen Briefe sogar, „daß, wenn die Leute nur klug sind, sie auch verstehen würden, daß er nicht mehr versprechen durfte, wohl aber mehr noch erfüllen werde.“ [334]) Es kann kaum befremden, daß die preußische Regierung solchen Verheißungen nur wenig vertraute und schließlich eine zweideutige, ausweichende Antwort gab. Stand Heine doch damals noch immer unter dem Drucke jenes feindseligen Bundestagsbeschlusses, der jedoch inzwischen eine versöhnlichere Auslegung erfahren hatte. Gleichwohl war sein Optimismus so groß, um am 6. März an Lewald schreiben zu können, daß ihm von Berlin der erfreulichste Bescheid zugekommen sei. Für Heine handelte es sich bei diesem Unternehmen, wie es scheint, eigentlich nur um die finanzielle Seite, die ihm einen ungeheuren Gewinn zu versprechen schien. „Mehr als auf die Ressourcen meines Talents — setzte er Lewald in einem Briefe auseinander — rechne ich auf die Hilfsquellen, die mir die Annoncen und meine Kenntnis dieser geheimsten Partie des Journalismus bieten . . . Gestern noch wollte Jemand den für Annoncen bestimmten Raum des Journals für jährlich 50 000 Frs. pachten.“ [335]) Heine giebt an, daß es ein Freund gewesen sei, der zu dem Unternehmen, das er schon „seit Jahr und Tag“ mit sich herumgetragen, 150 000 Frs. habe hergeben wollen. Allein er habe dieses Geld nicht ohne die von der preußischen Monarchie erbetene Garantie aufs Spiel setzen dürfen. Mit der ihm eigenen Elastizität des Geistes ging er jedoch über die

ihm gewordene Enttäuschung hinweg und wendete sich neuen Plänen und Unternehmungen zu. Das „Buch der neuen Lieder" nahm bestimmtere Gestalt an. Es sollte den „Neuen Frühling", „die Gedichte des ersten Teils des Salon", „dreißig seiner besten neuen Gedichte", den „Tannhäuser", den „Ratcliff" und eine große Nachrede enthalten: „worin er wichtige Dinge zu sagen habe". Auch eine litterarische Monatschrift unter dem Titel „Paris und London" wurde geplant, ohne jedoch Gestalt zu gewinnen.

Inzwischen waren zwei Ereignisse eingetreten, welche für die weitere Entwickelung seiner litterarischen Thätigkeit, ja seines Lebens verhängnisvoll werden sollten: der am 12. September 1837 erfolgte Tod Börnes und die Übersiedlung Gutzkows und der von ihm redigierten Zeitschrift „Der Telegraph" von Frankfurt nach Hamburg, wo letztere in den Verlag von Hoffmann und Campe überging.

Heine hatte dem Tode Börnes anfangs kein Gewicht beigelegt. Am 5. September aber schreibt er an Campe: „Börne findet nach seinem Tode große Anerkennung als Mensch. Deutschland verliert in ihm unstreitig seinen größten Patrioten; die Literatur verliert wenig an ihm."[336]) Die Vergleiche Heines mit Börne kamen wieder in Aufnahme. Sie gestalteten sich zu neuen Angriffen gegen ihn, die von der schon seit einigen Jahren mit einem Herrn Strauß aus Frankfurt a. M. vermählte und mit dem Andenken Börnes einen fanatischen Kultus treibende Madame Wohl, sowie von deren Gemahl geflissentlich genährt worden zu sein scheinen. Von böswilligen Zwischenträgern wurde die wechselseitige Gereiztheit noch beträchtlich gesteigert, obschon Heine es lange vermied, sich öffentlich darüber auszusprechen. Um so mehr hatte er damals die Dichter der schwäbischen Schule ins Auge gefaßt, die, freilich von ihm gereizt, unter der Anführung Gustav Pfizers, einen litterarischen Krieg gegen ihn eröffnet hatten, indem sie sich in dem Streite mit Menzel auf die Seite des letzteren stellten. Gegen sie war die oben erwähnte, später unter dem Titel: „Der Schwabenspiegel" hervortretende Vorrede zu dem projektierten neuen Liederbuche gerichtet. Besonders verhaßt

war ihm überdies eine Sorte schmarotzender Landsleute, die, nachdem sie in Paris seine Gastfreundschaft genossen und sich in sein Vertrauen einzunisten verstanden hatten, nach Deutschland zurückgekehrt, seine privatesten Verhältnisse und Beziehungen in gehässiger und verleumderischer Weise an die Öffentlichkeit brachten. Schon 1835 beklagte er sich gegen Laube über die deutsche Landsmannschaft und war entschlossen, ihr sein Haus ganz zu verschließen. Im Dezember 1836 sind es Verleumdungen, denen Mathilde in deutschen Blättern ausgesetzt war, die ihm die Worte entreißen: „Ich habe nie an meinem Vaterlande gezweifelt, wir sind ein großes Volk, wir bespritzen nicht nur unsere Freunde mit ätzenden Epigrammen, sondern wir begießen sie mit deutschestem Unflath.“[337]) Kurze Zeit später ist es sogar so weit gediehen, daß er gar keinen Deutschen mehr bei sich empfängt. Natürlich nicht ohne Ausnahme. Wie er ja kurz nach einander Weill, Beurmann und Wihl sehr freundlich bei sich aufgenommen hat, die ihn sämtlich mit Empfehlungen Gutzkows besuchten. Glaubte Heine doch damals, mit Gutzkow vortrefflich zu stehen. Hatte doch dieser, da durch die deutschen Blätter die Kunde von den materiellen Bedrängnissen Heines ging, in seinem „Götter, Helden und Don Quixote,“ nachdem er den Deutschen vorgeworfen, nichts für ihre Schriftsteller zu thun, denen sie doch so vielen Genuß verdankten, anwendend hinzugefügt: „Wie viel Liebes und Gutes hat nicht Heine geschrieben, wie rührend ist sein Scherz, wie drollig sein Pathos, wie lächerlich sind seine Thränen, wie wunderlich und anziehend alle seine Geberden. Und daß wir nun, statt Goethen und Schillern und Lessingen ein Denkmal aus Stein zu setzen, es so machten, wie die Franzosen mit Berryer, und Heinen ein Landgut kauften, oder so, wie die Engländer mit Walter Scott, und ihm seine Schulden bezahlten — dazu würden wir zeitlebens zu ungeschickt sein. Niemand würde uns hindern, ihm bei einem Pariser Hause so lange eine Pension auszumachen, bis das polizeiliche Interim abgelaufen und dem Staate genug gethan wäre. Aber noch keinen rothen Heller würden die Deutschen zusammenbringen.“[338]) Das war sehr edel,

sehr liebenswürdig von Gutzkow und verdiente sicher das Vertrauen und die Dankbarkeit Heines. Das jahrelange, enge vertrauliche Verhältnis, das zwischen Weill und Heine bestand und selbst durch die späteren wiederholten Besuche Gutzkows in Paris nicht erschüttert wurde, beweist allein, daß Gutzkow mit den Empfehlungen seiner obengenannten drei litterarischen Freunde keinen Nebengedanken verbunden hatte. Alexandre Weill, der von 1836—37 Mitarbeiter der französischen Ausgabe des Journal de Francfort in Frankfurt a. M. gewesen, ging nach dieser Zeit nach Paris, um dort die Redaktion des „Capitole" zu übernehmen. Eduard Beurmann, der sich zu Gutzkows Zeit in Frankfurt niedergelassen hatte und unter dessen Verantwortung die „Frankfurter Börsenzeitung" erschien, war auch nomineller Begründer eines Litteraturblattes, des „Telegraph", dieser letzteren. Die Börsenzeitung ging ein, der Telegraph aber fristete noch sein Leben, Gutzkow, der einsah, daß Frankfurt nicht der schickliche Platz für dieses Unternehmen sei, gewann Campe dafür und übersiedelte damit im Dezember 1837 nach Hamburg. Heine sah dies ohne die mindeste Eifersucht an. „Der Telegraph — schrieb er an Campe, der ihm Mitteilung darüber gemacht — ist jedenfalls eine nützliche Acquisition für Sie. Sie haben jetzt ihr Journal und den besten Journalisten zur Redaktion, Gutzkow ist das größte Talent, das sich seit der Juliusrevolution aufgethan, hat alle Tugenden, die der Tag verlangt, ist für die Gegenwart ganz wie geschaffen; der wird mir noch viele Freude machen, nicht eben direkte Freuden, sondern indirekte, indem er meinen Feinden alles mögliche Herzleid verursachen wird. Ich möchte den Göttern ein Dankopfer bringen, daß sie den Gutzkow erfunden haben. Wenn er nur nicht so irreligiös wäre. Das heißt, wenn ihm der heilige Schauer, den uns die großen Männer, die Repräsentanten des heiligen Geistes einflößen, nicht ganz fremd wäre! Der hat nicht einmal Ehrfurcht vor mir; — aber so muß er sein, sonst könnte er sein Tagewerk nicht vollenden." [339]) Wie sehr mußte Heine daher erstaunen, als fast gleichzeitig das gegen ihn gerichtete Pamphlet Eduard Beurmanns erschien, des Empfoh-

lenen Gutzkows, der nur eben noch seine Gastfreundschaft genossen hatte und mit dem Gutzkow nach wie vor in litterarischen und freundschaftlichen Beziehungen blieb. Selbst Wihl gab zu, daß Beurmann „die Gastfreundschaft Heines mit feindseliger Indiscretion erwidert habe." Ludwig Wihl, der ebenfalls dem Gutzkowschen Kreise in Frankfurt angehört hatte, entschloß sich, diesem nach Hamburg zu folgen, ging aber zuvor nach Paris, wo er erst nach dem Erscheinen des Beurmannschen Pamphlets eintraf, über welches Heine schon am 1. Januar 1838 an Lewald geschrieben hatte: „B. hat eine Schändlichkeit ohne Gleichen gegen mich ausgeübt — aber Geduld! ich werde auch schon diesen kleinen Kläffern, die sich den Schein geben, mich anzulecken, und mir doch in die Wade beißen, die gehörigen Fußtritte geben."[340]) Zunächst aber ging er vornehm über diese Schnödigkeiten hinweg und bereitete auch Wihl wieder die gastfreundlichste Aufnahme, der, wie Weill uns berichtet, lange sein Hausfreund, doch auch das Stichblatt des gemeinsamen Witzes war. Als aber fast unmittelbar nach Wihls Übersiedlung nach Hamburg auch von diesem wieder ein längerer herabsetzender Artikel gegen ihn und zwar im Telegraphen, dem im Verlage Campes erscheinenden Organ Gutzkows veröffentlicht wurde, mußte sein Vertrauen auf eine sehr harte Probe gestellt werden, zumal ihm die schwache Verteidigung, die er im Telegraphen gegen Pfizer gefunden hatte, schon bedenklich vorgekommen war. „Sie haben — schrieb er damals an Campe — mir eine Vertretung meiner Schriften gegen Gustav Pfizer im „Telegraphen" sehr pompös angekündigt. Ich habe sie gelesen. Gott erhalte Sie bei guter Gesundheit: Gegen meine Feinde muß ich aber selbst etwas thun."[341]) Der Wihlsche Aufsatz, von dem er schreibt: „käme er aus der Feder eines Feindes, so würde ich ihn ein Meisterstück nennen," nötigte ihn jetzt, seine Mitarbeiterschaft am Telegraphen einstweilen einzustellen, „um diese Dummheiten nicht selber zu accreditieren."

Heine — heißt es in dem gedachten Wihlschen Artikel — sei allerdings ein ganz achtenswerter Dichter, aber ein schwacher Mensch,

eitel über alle Vorstellung, nirgendwo eine Spur von Charakter. Seine innere Entwickelung habe aufgehört. Dagegen wird seine Gutherzigkeit und Wohlthätigkeit anerkannt, wie Wihl sich ja auch berühmt, vom ersten Augenblick an bei Heine wie im eigenen Hause gewesen zu sein und dessen volles Vertrauen genossen zu haben. Er nimmt ihn gegen den Vorwurf in Schutz, vor lauter Zerstreuung nicht zur Arbeit zu kommen. Er lobt Mathilde, in der er eine schlichte, kindlich liebenswürdige Französin gefunden, die oft über die ihr in Deutschland zu teil werdenden Schmähungen geweint habe. Der öffentliche Charakter Heines stehe aber weit unter seinem häuslichen. Er wolle Staatsmann, Philosoph, Religionsstifter sein, ohne dazu irgend Beruf zu haben. — Im übrigen läuft die Charakteristik Heines auf eine Herabsetzung gegen Börne hinaus. Einen der wichtigsten Punkte des Aufsatzes aber bildet die Nachricht, daß Heine mit einer Schrift über Börne umgehe, insofern Wihl die Überzeugung ausspricht, Heine werde gewiß noch einmal: „sei es in eigener Schrift, sei es in seinen „Memoiren“, schöne Bekenntnisse über seine Beziehungen“ zu Börne verlautbaren.

Die Veröffentlichung eines so herabsetzenden Artikels über einen Dichter, welchen Gutzkow noch vor ganz kurzem so überaus teilnehmend und achtungsvoll besprochen hatte, mußte auf einen bedeutenden Umschwung in dessen Gesinnung hindeuten und folgenden, wenige Wochen später, am 6. August 1838 von ihm an Heine gerichteten Brief, trotz seines warmen, fürsorglichen Eingangs, als eine Art von Ultimatum erscheinen lassen. Ich teile denselben, weil er für die Beurteilung dieser Verhältnisse sehr wichtig und nur wenigen zugänglich ist, hier in vollem Auszuge mit.[342]) Er lautet: „Der Augenblick einer persönlichen oder schriftlichen Begegnung, geehrter Herr Doktor, mußte zwischen uns doch einmal früher oder später eintreten; denn schon seit langer Zeit bin ich auf dem Sprunge nach Paris zu kommen, oder die Interessen des Telegraphen hätten mich zum Schreiben bewogen oder die innige und aufrichtige Hochachtung, die ich für Sie hege, hätte zuletzt jedenfalls die Schranken gebrochen und mich desto

mehr auf Erwiederung eines dargebrachten Grußes hoffen lassen, als ich von Campe sowohl, wie von Dr. Wihl die Zusicherung bekommen habe, daß Sie meine literarischen Entwicklungen mit wohlwollender Theilnahme verfolgen und aus ihnen ein Bild meiner Persönlichkeit entnommen haben, auf welches Sie Ihre Augen nicht mit Mißtrauen heften würden. Freilich ist nun die Veranlassung, die ich grade jetzt zum Schreiben genommen habe, für mich eine sehr unglückliche und für Sie wird sie eine zweideutige sein. Ich weiß nicht, was Sie zu dem ferneren Inhalte dieses Briefes sagen werden, ob Sie meine Absicht mißdeuten, ob Sie gleich beim Beginn unseres näheren Verhältnisses unmuthig über meine von Ihnen nicht einmal provozirte Aufrichtigkeit es nicht schon abbrechen werden, genug, es ist mit Gefahr verbunden, daß ich Ihnen schreibe, was zu schreiben mich meine Liebe zu Ihnen, meine Bewunderung ihres Geistes, meine Achtung Ihres Ruhmes zwingt. — Jeder der mit Campe so nahe stünde, wie ich, würde auf Nachrichten von Ihren Unternehmungen und Plänen neugierig sein. Ich bin es um so mehr, da sich für mich an Ihre Briefe und Vorhaben nicht blos persönliches, sondern allgemein literarisches Interesse knüpft. Ich frage Campe: Was hat Ihnen Heine geschreiben, was bereitet er vor, was können wir hoffen? Sein Sie ihm nicht ungehalten, daß er mir in solchen Fällen wohl eine Stelle Ihrer Briefe liest, daß er mir etwas mittheilt, was eben unter die Presse gehen soll! So habe ich ihre Nachrede zu dem Supplement des „Buches der Lieder“ gelesen, so hab ich das Material, was zu dieser Ergänzung bestimmt ist, selbst gesehen. Letzteres kam nämlich vor einigen Tagen von Darmstadt zurück, wo die Censur nach langem Besinnen den Druck verweigert hat. In Betreff dieses Nachtrages ist es, daß ich Ihnen schreiben wollte. Hören Sie nun und handeln Sie nach Ihrem Gutdünken. — Es wird Ihnen selbst in Paris nicht entgangen sein, daß sich das Urtheil über die Literatur der letzten 10 oder 12 Jahre gegenwärtig bei uns in einer Krisis befindet. Das literar-historische Urtheil scheint sich feststellen zu wollen; man nimmt die Akten der früheren Prozesse wieder vor, instruiert sie

von Neuem, bringt neue Entscheidungsgründe heran. Natürlich finden Sie sich, als gemachter Autor, gegen die erst sich Machenden in einem Vorsprung. Unsre Namen sind in den Sand, Ihrer ist schon in Erz gegraben; und dennoch ist der Moment auch für Sie ein sehr beachtenswerther. Es ist nämlich die junge Generation selbst, an die jetzt die Kritik gekommen ist. Für mißliebige Urteile hat man jetzt nicht mehr den Trost, daß ja diese Pedanten und Professoren und Hofräthe unverbesserlich sind. Schon Menzels Umkehr und Treulosigkeit war eine bedenkliche Wendung. Die Partheien trennten sich und wandten sich einer sogenannten Tugend, dem Vaterlande und den guten Sitten zu. Vollends beachtenswerth ist aber die gegenwärtige Erscheinung, daß sich gerade der jüngere Nachwuchs, der sich durch Sie und theilweise auch durch uns später gebildet hat, als entscheidende Instanz aufzuwerfen beginnt. Pfizers Kritik konnte vielleicht nur einige wenige zu Menzel hinüberführen, aber unbedenklich nachtheilig ist das, was Ruge über Sie geschrieben hat, sind die Persönlichkeiten, die Beurmann mittheilte und so vieles Andre, was Ihnen hoffentlich in Paris entgangen sein wird. Ich bin nun der Ueberzeugung (und halte mich verpflichtet, Ihnen sie mitzutheilen) daß, wie die Sachen jetzt stehen, Ihre Verhältnisse zur Deutschen Bildung, Nationalität und Literatur, wenn nicht vollkommen, doch bei weitem überwiegend günstig ausfallen; daß Sie aber, wenn diese Gedichte des beabsichtigten Nachtrags erscheinen, in die Waage Ihrer Beurtheilung ein Gewicht legen, welches auf der Schaale der gegen Sie erhobenen Beschuldigungen centnerschwer lasten wird. Alle die Verse, die Pfizer mühsam aus dem Buche der Lieder zusammenlesen mußte, bieten Sie ihm jetzt dutzendweise dar. Ich möchte denjenigen genannt wissen, der nach Veröffentlichung jener Gedichte wagen würde, Sie in Schutz zu nehmen. Gentz ist todt, Varnhagen ist stumm, Laube hat Rücksichten, sonst wüßt' ich Niemanden. — Dichter der Reisebilder, man hat Dir viele Sünden vergeben, weil es Dornen an Rosen waren, aber diese neuen, Heine, die nur Dornen sind, vergiebt man Ihnen nicht. Für „den ungezogenen Liebling der Grazien“ giebt es auch

eine Grenze und diese haben Sie in jener Gesangsmanier längst überschritten. Sie kennen die allgemeine Stimme, die über Ihre Gedichte auf die Pariser Boulevardsschönheiten mit den stolzen Namen Angelica u. s. w. im Salon in Deutschland herrscht; warum in dieser Manier noch eine so furchtbare Nachgeburt? Nennen sie mir die Nation, die solche Sachen in ihre Literatur aufgenommen hat? Wer hat in England, in Frankreich dergleichen zum Jocus der Commis herausgegeben, Gedichte die man sich vorliest in Tabacksqualm bei ausgezogenen Röcken, in einem gemietheten Zimmer, unter leeren Flaschen, die auf dem Tische stehen! Béranger scheut sich nicht, von einem nächtlichen Besuch bei einer Grisette zu sprechen, aber sagt er: „ich habe mich wohlbefunden?“ Spricht sich bei ihm je das Gefühl von Uebersättigung und aufgestachelter heimlicher Trägheit aus? Ich verletze Sie, indem ich dies schreibe, aber ich muß es Ihnen sagen, denn Sie scheinen in einer Sorglosigkeit über Ihren Namen befangen, die grenzenlos ist. Sie gehören doch einmal den Deutschen an und werden die Deutschen nie anders machen, als sie sind. Die Deutschen sind aber gute Hausväter, gute Ehemänner, Pedanten und, was ihr Bestes ist, Idealisten. Ich spreche hier meine eigenen literarischen Erfahrungen aus; ich weiß, wie hoch man in Deutschland die Saiten spannen darf aus dem Erfolge meiner eigenen Schriften. Sie waren schon in Paris, als plötzlich die Anklage auf Unsittlichkeit ertönte. Sie konnten sich nicht selbst überzeugen, wie vernichtend dieser Vorwurf wirkte. Wer damals von den Autoren nicht wenigstens Geist hatte, war unrettbar verloren. Welcher deutsche Autor aufhört in die Höhe zu blicken, wer in seinen Augen den himmlischen Glanz verliert, der verliert auch seine Stellung im Volke. Ich könnte Ihnen hier viel, viel mittheilen und ausführen, aber ich fasse mich kurz und sage Ihnen: durch diesen Nachtrag ruinieren Sie Ihre Stellung so, daß selbst Ihre Freunde die Feder niederlegen und sich bescheiden müssen. Geben Sie das Buch auf! Der Ratcliff ist ja jedermann zugänglich, die Nachrede lassen Sie, wenn es nirgend anders ist, im Telegraphen drucken und das wenige Gute, was sonst noch in dem

Material vorliegt, finden Sie schon Gelegenheit, hier und dort unterzubringen, ich meine in ihren eigenen Werken, nicht in Journalen. Machen Sie nun mit diesem aufrichtigen Geständnisse und Rathe, was Sie wollen; ich bin mir der besten, der ehrlichsten Absicht bewußt. Ich sehe, daß Sie an einem Abgrunde wandeln, den Sie nicht sehen. Ich warne Sie, die Akten Ihrer, ich möchte sagen literarischen Seligsprechung nicht zu verderben. Verdorben aber sind sie, wenn Sie jetzt noch einen solchen Stoß von Anklagepunkten aufhäufen und allen Ihren Gegnern die Beweise muthwillig in die Hände spielen. Halten Sie mich für einen Pedanten? Oder glauben Sie, daß ich die grade im Prosaischen und Ordinären gesuchte Originalität jener Poesieen nicht zu kosten wüßte? Ich weiß es, hier ist der Punkt, wo Sie mir am meisten widersprechen; grade etwas originell-prosaisches auf den Kopf gestelltes und doch poetisches dabei wollen Sie geben, Ihre Begriffe von Poesie scheinen mir in einer theoretischen Verwirrung zu sein, aber Deutschland, das versichere ich Ihnen, wird Sie praktisch verstehen und Ihre Gegenwart fallen lassen, da man Ihnen freilich die Zukunft, Ihrer Vergangenheit wegen, nicht nehmen kann. — Ich müßte bei Ihnen sein, um mich ganz auszusprechen, wie ich möchte. Was hätt' ich Ihnen nicht alles über die Stellung der Partheien und die Resultate, die wir als wirklich gewonnen und die wir als verloren ansehen müssen, mitzutheilen. Nur in flüchtigem Umriß hab' ich angedeutet, was hier alles zu erwägen war. Vielleicht ergänzt Ihre Phantasie und die selbst dem Großen schön stehende Bescheidenheit, was ich alles verschwiegen und der trägen, Zeit raubenden Feder nicht übergeben habe. Ich gesteh' es leider, daß für unser Verhältnis viel davon abhängt, ob Sie meinen Rath befolgen; denn wenn auch unverändert bliebe die Achtung vor Ihren großen Gaben, so würde doch in dem Eifer, für Sie zu wirken, manche der Sehnen, die ich für Sie noch nicht alle in Thätigkeit gesetzt habe, mit der Zeit erschlaffen. Seien Sie versichert, daß so aufrichtig und treu, wie ich, noch wenige zu Ihnen gesprochen haben, und daß mein Rath mehr werth ist, als ein Schwall lobender und nichtssagender Allgemein-

heiten, mit dem ich mich Ihnen nähern könnte, wäre nicht unser Verhältniß ein organisches.“[343])

Gutzkow hatte recht, daß dieser Brief ein doppeltes Gesicht zeige. Woher kam dieser Umschwung? Wir werden dieser Frage wohl näher treten, wenn wir ihr die andre voranschicken: Was war die Bedeutung desselben? Was wollte wohl Gutzkow mit diesem Briefe bezwecken, der auf der einen Seite nur Worte der Liebe, Fürsorge, Achtung, auf der anderen nur die der Zurechtweisung, des Tadels, der Demütigung, ja der Drohung für den ruhmbekränzten älteren Dichter hat? Nur eins oder das andere: Ein durch Unterordnung unter seine Führung erkauftes Bündnis oder den Bruch. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß Gutzkow den Berichten Beurmanns und Wihls, die vertraulich noch schlimmer lauten mochten, als öffentlich, völlig vertraute und Heinen plötzlich in einem sehr veränderten Lichte, seine poetische Kraft erschöpft, seine Gesundheit erschüttert, seine Sittlichkeit untergraben, seinen Ruf befleckt, seinen Ruhm im Erbleichen sah und hierin durch das letzte, Campe zur Veröffentlichung gesandte Buch desselben noch bestärkt wurde. Doch nicht nur seine Ansicht über Heine, auch er selbst hatte in der letzten Zeit, wie schon aus diesem Briefe hervorgeht, eine Wandlung erfahren. Die Wirkung, welche die Menzelsche Denunziation hervorgebracht, hatte ihn überzeugt, daß auf dem bisher beschrittenen Wege kein Heil blühe. Er hat zwar nie aufgehört für die geistige Freiheit und den Fortschritt der Menschen zu kämpfen, die ausschweifenden, gegen die Grundlagen und die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, gegen die Ehe, die Sitte, den Glauben gerichteten Tendenzen wies er jetzt aber zurück. Seit vorigem Jahr selbst verheiratet und im Begriff sich einen eignen Herd, eine gesicherte Zukunft zu gründen, waren alle diese Verhältnisse für ihn in eine ganz neue Beleuchtung getreten. Bei bedeutenden Lebensbedürfnissen von einem brennenden Ehrgeiz erfüllt, wollte er nicht nur eine Rolle in der Litteratur, sondern auch in der Gesellschaft spielen, was nicht möglich erschien, wenn er nicht zu ihr Stellung gewann und ihre Interessen und Ansichten bis zu einem

gewissen Grad schonte. Dies alles spricht sich in dem Briefe an Heine, wenn auch nur dunkel, aus. Dies wollte er mit den Resultaten andeuten, die man als wirklich gewonnen und die man als verloren ansehen müsse. Bei solchen Gesinnungen mußte ein litterarisches Bündnis mit einem so übelbeleumundeten Manne, wie Heine, welcher nach seinem letzten Buche die Selbstachtung und jedes idealere Streben, wenn nicht verloren zu haben, so doch überaus leichtfertig zu behandeln schien, bedenklich, ja gefährlich und einzig nur möglich erscheinen, falls sich derselbe wieder aufraffen und seiner Leitung anheimgeben könnte. Doch auch noch andre Momente wirkten mit ein. Bisher hatten Heine und Börne an der Spitze der deutschen Litteraturbewegung gestanden. Börne war tot und Heine — verdiente er das? War die Gelegenheit, sich selbst an die Spitze zu stellen, nicht im höchsten Grade verlockend, nicht vielleicht selbst im Interesse der Sache geboten? Dabei sollte Heine im Begriff stehen, ein Buch über Börne zu schreiben, natürlich ein feindliches Buch, während Gutzkow sich selbst damit trug, ein dessen Genius verherrlichendes zu veröffentlichen. Lag der feindliche Gegensatz hier nicht schon thatsächlich vor? brauchte er erst von ihm noch geschaffen zu werden? Nur ein Versuch war zu machen, ob er sich durch die Unterordnung Heines versöhnen ließ. War dies bei dessen Stellung, Natur und Charakter aber zu hoffen?

„Gutzkows Brief setzt mich in die außerordentlichste Verlegenheit — hatte Heine an Campe unter dem Eindruck desselben geschrieben — Was soll ich thun?“ [344]) Sollte er, der anerkannte, gefeierte Dichter, sich der Zensur, dem Machtspruch des hochmütig aufstrebenden jüngeren unterwerfen, oder den Mann, in dem er noch vor wenigen Monden seinen entschiedenen Bundesgenossen zu sehen glaubte und in dem er das größte und zugleich gefährlichste Talent außer sich anerkannte, mit einemmal in seinen Gegner verwandeln, er, der selbst noch die jüngeren, unfähigeren Kräfte der Partei schonen zu sollen glaubte? Dabei mußte er anerkennen, daß Gutzkow in manchem ganz recht hatte, daß die Art, wie er neue Bücher aus

alten zusammenstellte (der Ratcliff und ein Teil der Gedichte waren ja schon in besonderen Büchern erschienen) ein überaus schlechtes Vorurteil von der noch vorhandenen Kraft seines Talentes erwecken müsse, ja daß es für seinen Ruhm und schriftstellerischen Ruf durchaus nötig war, mit einem bedeutenden neuen Werke hervorzutreten. Doch andrerseits erscheint die Härte, mit der Gutzkow dies alles ihm vorrückt, gerade jetzt um so weniger freundlich, da er die bedrängte Lage des Dichters, die diesen hierzu bestimmt hatte, kannte und selbst für sie eingetreten war. Unter diesen Umständen muß der Brief, den Heine damals an Gutzkow schrieb, seinem Inhalte nach wirklich ein kleines Meisterstück genannt werden. Hier ist er: „Granville, den 23. August 1838. Ich habe, werthester Freund, Ihnen für Ihren Brief vom 6. dieses meinen aufrichtigsten Dank zu sagen. Ich habe gleich nach Empfang desselben an Campe geschrieben und ihn ersucht, den zweiten Band des Buchs der Lieder, nämlich den Nachtrag, noch nicht in die Presse zu geben. Ich werde ihn späterhin erscheinen lassen, wenn ich ihn nochmals gesichtet und mit einer zweckmäßigen Zugabe ausgestattet habe. Sie mögen gewiß Recht haben, daß einige Gedichte darin von Gegnern benutzt werden können; diese sind aber so heuchlerisch, wie feige. So viel ich weiß, ist unter den anstößigen Gedichten kein einziges, das noch nicht im ersten Theil des Salons gedruckt wäre; die neue Zugabe ist, wie ich mich zu erinnern glaube, ganz harmloser Natur. Ich glaube überhaupt, bei späterer Herausgabe kein einziges dieser Gedichte verwerfen zu müssen, und ich werde sie mit gutem Gewissen drucken, wie ich auch den Satirikon des Petron und die römischen Elegien des Goethe drucken würde, wenn ich diese Meisterwerke geschrieben hätte. Wie letztere sind auch meine Gedichte kein Futter für die rohe Menge. Sie sind in dieser Beziehung auf dem Holzwege. Nur vornehme Geister, denen die künstlerische Behandlung eines frevelhaften oder allzunatürlichen Stoffes ein geistreiches Vergnügen gewährt, können an jenen Gedichten Gefallen finden. Ein eigentliches Urtheil können nur wenige Deutsche über diese Gedichte aussprechen, da ihnen der Stoff

selbst, die abnormen Amouren in einem Welthaus, wie Paris ist, unbekannt sind. Nicht die Moralbedürfnisse irgend eines verheiratheten Bürgers in einem Winkel Deutschlands, sondern die Autonomie der Kunst kommt hier in Frage. Mein Wahlspruch bleibt: Kunst ist der Zweck der Kunst, wie Liebe der Zweck der Liebe und gar das Leben selbst der Zweck des Lebens ist. — Was Sie mir in Betreff des jungen Nachwuchses unserer Literatur schreiben, ist sehr interessant. Indessen ich fürchte nicht die Kritik dieser Leute. Sind sie intelligent, so wissen sie, daß ich ihre beste Stütze bin, und sie mich als den ihrigen emporrühmen müssen, in ihrem Ankampf gegen die Alten. Sind sie nicht intelligent — so sind sie gewiß nicht gefährlich! Ich bin übrigens gar nicht so sorglos, wie Sie glauben. Ich suche meinen Geist für die Zukunft zu befruchten, unlängst las ich den ganzen Shakespeare, und jetzt, hier am Meere, lese ich die Bibel. — Was die öffentliche Meinung über meine Schriften betrifft, so ist diese sehr abhängig von einem Lauf und Umschwung der Dinge, wobei ich selbst wenig selbstthätig sein kann. Ehrlich gestanden, die großen Interessen des europäischen Lebens interessieren mich noch immer weit mehr als meine Bücher — que Dieu les prenne en sa sainte et digne garde! Leben Sie wohl. Ich danke Ihnen nochmals für das Wohlwollen, mit welchem Sie mich auf den Splitter, den Sie in meinem Auge bemerkt haben, aufmerksam machen. Ich wünsche herzlich, Sie kämen mal nach Paris. Ueber Ihre projectirten Jahrbücher der Literatur schreibe ich nächstens an Campe. Ich hoffe, Sie gewinnen dazu auch Laube, mit welchem Sie es noch nicht so ganz verdorben haben, wie mit Mundt u. s. w. Daß Sie es auch mit mir noch nicht ganz verdorben haben, ist wahrhaftig nicht Ihre Schuld. Ich habe sehr viel an Ihnen auszusetzen, weit weniger an Ihrer „Seraphine", die zu den obenerwähnten vornehmen Kunstwerken gehört."[345])

Heine hatte dem Gegner thatsächlich so weit nachgegeben, daß er sein Buch vorläufig zurückzog. In einem Briefe an Campe war er sogar noch weiter gegangen, insofern er hier seine Zustimmung giebt,

daß die Nachrede im Telegraphen gedruckt werde, mit der ausdrücklichen Erklärung jedoch, daß der Verleger hierzu die Erlaubnis erteilt habe, da er selbst jetzt nichts direkt im Telegraphen erscheinen lassen könne. Im Prinzipe aber hatte er den Inhalt des Buchs entschieden, wenn auch gewiß nicht überall stichhaltig, verteidigt, wobei er den früher an Goethe bekämpften Grundsatz adoptiert, daß die Kunst nur um ihrer selbst willen da sei, im übrigen seine Würde und Unabhängigkeit im Tone einer nachlässig vornehmen Überlegenheit und Unbekümmertheit gewahrt. Der Schluß ist voll feiner, furchtlos gegen die Schwächen des Gegners gerichteter Spitzen. — Gutzkow charakterisiert die Heinesche Antwort mit den Worten: daß er ihm „mit jener eigenthümlichen, aus Ironie, scheinbarer Gutmüthigkeit und vornehmer Berücksichtigung zusammengesetzten Weise“ gedankt habe, „ihm wär's um eine gewisse vornehme Literatur zu thun.“ Die Rückantwort Gutzkows liegt uns nicht vor. — Inzwischen war Heine ernstlich bemüht, mit diesem ein freundliches Verhältnis aufrecht zu erhalten. Fast jeder von ihm an Campe gerichtete Brief enthält Beweise dafür. Auch ist er sofort bereit, „die Nachrede“ auf Gutzkows Wunsch in dessen Jahrbuch zu geben. Dieser schlug dafür den pikanteren Titel „Der Schwabenspiegel“ vor.

Es war eine kritisch-polemische gegen die Schwäbische Dichterschule gerichtete Abhandlung. Die geringschätzige Beurteilung, welche diese in Heines „Romantischer Schule“ erfahren, hatte die Glieder derselben in Harnisch gebracht. Die auf sie im Heineschen Tannhäuserlied gemünzte Strophe:

> In Schwaben besah ich die Dichterschul,
> Gar liebe Geschöpfchen und Tröpfchen.
> Auf kleinen Kackstühlchen saßen sie dort,
> Fallhütchen auf den Köpfchen.

hatte sogar den Rücktritt all ihrer Mitglieder von der Beteiligung am Deutschen Musenalmanache zur Folge gehabt, als dieser auf Chamissos Vorschlag im 8. Jahrgang mit Heines Bildnis (von Tony Johannot) geziert erschien. In der von Menzel gegründeten

„Deutschen Vierteljahrsschrift" war eine 80 Seiten lange feindselige Kritik von Gustav Pfizer gegen Heine erschienen, gegen die sich schon Dingelstedt in der Mitternachtszeitung erhoben hatte. Heine glaubte aber auch selbst noch ein Strafgericht hier vollziehen zu sollen und schrieb diese „Nachrede", die nun in dem Gutzkowschen Jahrbuch als „Schwabenspiegel" erschien. Schon im Juni war zu Heines Verdruß im „Telegraphen" von dieser Schrift die Rede gewesen, gleichsam um die Schwaben davon zu benachrichtigen. Jetzt erschien eine kurze vorläufige Anzeige derselben darin, die um so perfider erscheint, als Gutzkow ja selbst der Herausgeber war und früher auch selbst gegen die Schwaben geschrieben hatte. Es sei ein Dosenstück — heißt es — nicht für jedermann zeigbar. Es erinnere an jene Bilder, die man nur in seinem Privatkabinet unter einem grünseidenen Vorhang verborgen halte und nach dem Dessert seinen Mittagsgästen beim Zahnstochern und Kaffeetrinken zeige" — eine Anspielung auf eine Stelle des Gutzkowschen Briefes an Heine. Heines Urteil, die ganze Art seiner Polemik sei freilich unwahr. Man wisse, daß die Waffen, welche er führe, von Glas sind. Seine Feinde hätten daher immer Grund, mit ihm zufrieden zu sein, seine Freunde dagegen das Recht, sich manchmal über ihn zu beklagen. Ein rechter Trost sei es daher für diese, „daß Heine das neue, kostspielige Buch über „Shakespeare's Frauen" geschrieben habe." Daß Gutzkow gerade auf dieses nur eben erschienene Buch als eine besonders glänzende That des Heineschen Geistes hinweist, welches eine seiner schwächsten Arbeiten ist, und von ihm auch so angesehen wurde, wie Gutzkow aus den Briefen Heines an Campe wissen konnte, ist besonders boshaft. Heine scheint diese Ankündigung gar nicht gelesen zu haben, er war schon durch die Verkürzungen, die sein „Schwabenspiegel" erfahren, aufs tiefste empört. Der Umstand, daß letzterer nichts Anstößiges gegen Politik und Religion enthielt, und sein Buch über „Shakespeare's Frauen" von demselben Censor die mildeste Behandlung erfahren hatte, ließ ihn nicht daran zweifeln, daß jene Verstümmelungen nicht diesem, sondern der Redaktion des Jahrbuchs zur Last fielen. Auch

erließ er in der ersten Hitze folgende Erklärung in der „Zeitung für die elegante Welt" (Nr. 28 vom Jahrgang 1839): „Der „Schwabenspiegel", ein mit meinem Namen unterzeichneter und im „Jahrbuch der Literatur" abgedruckter Aufsatz ist im Interesse der darin besprochenen Personagen, durch die heimliche Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt worden, daß ich die Autorschaft desselben ablehnen muß." Obschon diese Erklärung sehr voreilig war, weil er für seine Behauptungen keinen Beweis in Händen hatte, so war doch keine bestimmte Person darin angegriffen. Gleichzeitig entlud sich sein Zorn gegen Campe, der wohl diesmal ganz unschuldig war, in einem Briefe an diesen, worin er auch auf die Beurmannschen und Wihlschen „Schnödigkeiten" zu sprechen kam. „Da Beurmann — heißt es am Schluß — eine ergebene Kreatur Gutzkow's ist, so begreife ich wahrlich nicht, wie dieser dergleichen zugeben konnte." Campe hatte aber inzwischen schon eine Gegenerklärung im Telegraphen (vom 15. Februar 1839) erlassen, worin behauptet wird, daß die gedachte Verstümmelung lediglich der sächsischen Censur zur Last falle, woraus man erkennen werde, „was unter der heimlichen Betriebsamkeit jener Wahlverwandten zu verstehen sei." So unschuldig diese Erklärung erscheint, so geriet Heine darüber doch in die größte Aufregung. Sein lange verhaltener Groll über das zweideutige Verhalten Campes brach bei dieser Gelegenheit in einer neuen Erklärung los, einem langen, wieder in der Zeitung für die elegante Welt (unter dem Titel „Schriftstellernöthen") veröffentlichten offenen Brief an Julius Campe vom 3. April 1839, der zwar in seinem gewöhnlichen, halb scherzenden, halb beißenden satirischen Tone gehalten, Campe sowohl wie Wihl auf das unbarmherzigste bloßstellt und die Behauptung entschieden zurückweist, daß es die sächsische Censur sei, welche Schuld an den von ihm gerügten Verstümmelungen trage. Es ist wahr, Campe hatte in der letzten Zeit ganz unverantwortlich gegen Heine, dessen Werken er doch seinen Wohlstand verdankte, gehandelt. Er hatte geduldet, daß nicht nur dessen Schriften, sondern auch dessen Person und Charakter in einem in seinem Verlage er-

scheinenden Blatte fortgesetzt angegriffen wurden, er hatte den Herausgeber dieses Blattes, dessen Feindseligkeit gegen Heine ihm kein Geheimnis mehr sein konnte, fortgesetzt in indiskretester Weise zum Vertrauten der ihm von Heine geschriebenen Briefe gemacht; und das alles nur, wie es scheint, weil er von dem hierdurch erregten Skandal Vorteil für die in seinem Verlage von beiden erschienenen Schriften zu ziehen erhoffte. Nichtsdestoweniger bleiben die Indiskretionen, die sich Heine als Repressalie in diesem offenen Briefe gegen ihn herausnahm, ganz unerhört und nicht zu entschuldigen. Obschon Gutzkow darin sehr glimpflich wegkam, insofern Heine ihn wegen der an Campe über ihn geschriebenen Worte gewissermaßen um Verzeihung bittet, ihn von direkter Schuld sogar freispricht und nur eine levissima culpa zur Last legt, so wurde er doch durch die mitgeteilten Campeschen Briefstellen ebenfalls kompromittiert. Auch mochte er fühlen, daß wenn Heine ihn auch scheinbar zu entschuldigen suche, die Sache selbst doch sehr gegen ihn spräche — ja einige sehr gravierende Stellen des Heineschen Briefes mit auf ihn zu beziehen seien. Ich meine vor allem die Stelle: „Wäre Sarras, ihr zottiger Jagdgenosse noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Beinen, wenn ich in Ihren Laden kam. Aber Sarras, wie Sie mir längst anzeigten, ist krepiert und Sie haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft, die ich nicht persönlich kenne (Wihl kannte er ja!) und die gewiß, was sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportiert, um dafür ein Brosamchen des Lobes „im Morgenblatte" zu erschnappen!"[346]) — Genug, Gutzkow zögerte nicht, in einem langen Artikel des Telegraphen (Nr. 75 des Jahrgangs 1839): „Herr Heine und der Schwabenspiegel" dem Heineschen Briefe zu antworten, wobei es ganz offenbar auf eine moralische und litterarische Vernichtung Heines abgesehen war. Gutzkow hat — wie er hier sagt — „den moralischen Ekel, den sich Herr Beurmann aus Paris an Herrn Heine's persönlicher Erscheinung geholt", jetzt vollständig begriffen. Ich übergehe die Flut persönlichster Angriffe, die dies nun zur Folge hat, sondern erwähne nur, daß

Gutzkow hier Gelegenheit sucht und nimmt, seinen an Heine im vorigen Jahre geschriebenen Brief mitzuteilen, der in der That wie für eine solche Gelegenheit geschrieben erscheint, auch von Gutzkow in Abschrift aufbewahrt worden war. Auch Wihl schrieb einen sehr heftigen Artikel gegen Heine, den er der „Zeitung für die elegante Welt“ zum Abdruck zugesandt hatte. Laube, der damals in Paris war, zeigte denselben Heinen, welcher eine Parodie dazu schrieb, in welcher er Wihl als den Campeschen Jagdhund Hektor auftreten läßt, mit dem schmerzlichen Gefühle, „nichts als ein Hund, als ein ganz gemeiner Hund zu sein.“ Beide Erklärungen kamen skandalöser Weise neben einander in der genannten Zeitung zum Abdruck (8. Juni 1839). Wohl waren Heine und Laube damals auch noch mit „Gutzkowiaden“ beschäftigt, doch wurden dieselben, wie es scheint, unterdrückt. So viel mir bekannt, hat Heine direkt nie etwas gegen Gutzkow geschrieben, weder jetzt noch später, wie viel Veranlassung er auch von Gutzkow erhielt, der schon im Juli wieder unter einer größeren Anzahl von Epigrammen auch gegen ihn einige im Telegraphen veröffentlichte.[347]) Doch sind sie in gemäßigtem Tone gehalten und zielen auf wirkliche Schwächen des Dichters.

Trotz dieser und noch vieler andrer und gewichtigerer Angriffe, von denen besonders die Rugesche Kritik in den Halleschen Jahrbüchern[348]) hervorgehoben zu werden verdient, stand Heine damals noch immer auf der Höhe seines litterarischen Ruhms, so wenig er auch in der letzten Zeit für Vermehrung desselben gethan. War Campe doch eben mit dem Druck der vierten Auflage der Reisebilder beschäftigt und die dritte Auflage des „Buchs der Lieder“ ging, wie Heine sich ausdrückt, rasend ab. Die Komponisten wetteiferten in der Komposition derselben. Sie erklangen nicht nur in den Salons der Reichen und Vornehmen, sondern auch in dem Munde des Volks. Als Laube 1839 nach Paris kam, war er erstaunt über die geachtete Stellung des Freundes, die den verleumderischen Schilderungen, die von seinem Pariser Leben in Umlauf gesetzt worden waren, so ganz widersprach. „Alle, auch die sonst verschlossensten Thüren — liest

man in „Laube's Erinnerungen" [349]) — öffneten sich ihm und die George Sand, Balzac, de Vigny, Victor Hugo, Janin behandelten ihn wie einen Pair." Er habe ihn eines Tags zu dem Marquis von Custine geschleppt, wo er Balzac, Lamartine, Herrn und Frau Girardin und „tutti quanti" getroffen und Heine mit ihnen allen wie einen gebornen Franzosen scherzen sah. Bei George Sand kam Laube durch ihn mit Chopin und Lamennais zusammen. Nie habe er ihn so mächtig im gesellschaftlichen Verkehre gesehen. Sein Französisch, oft zähe und stockend, sei hier wie ein Sturzbach ihm von den Lippen geflossen. Ohne zu suchen, habe er stets den schlagendsten Ausdruck gefunden und wie ein Imperator des Geistes habe er die Unterhaltung beherrscht. Die Deutschen von litterarischem Ansehen, die nach Paris kamen, glaubten diesem Einfluß sich nicht entziehen zu dürfen und huldigten dem damals gefeiertsten Lyriker der Nation. Zu ihnen gehörten um diese Zeit Graf Auersperg, der mit Wihl noch zusammentraf, Fürst Pückler Muskau, Richard Wagner, etwas später auch Hebbel. Das also war der Dichter, der, wie Gutzkow damals verkündete, in Paris ganz vereinsamt stand. Darin jedoch hatte er Recht, daß Heine seit längerer Zeit in verhängnisvoller Weise an der Zerstörung seines Rufs, ja seines Ruhmes arbeitete, daß die Sorglosigkeit, welcher er in betreff seines Namens sich hingab, wahrhaft Schrecken erregte. Ja gerade jetzt, wo er so nötig gehabt hätte, seine Gegner durch eine glänzende That seines Genius zu beschämen, war er mit einem Werke beschäftigt das ihnen neue Waffen gegen ihn in die Hand gab und dessen Erscheinen im Verein mit der fast gleichzeitigen Wiederaufnahme des länger unterbrochenen Verhältnisses zu Cotta und der politischen Berichte für die Augsburger Allgemeine Zeitung gewissermaßen einen Abschnitt in dem Leben des Dichters bildet.

V.

Neues Leben, neue Kämpfe.



Als Laube Heine 1839 zum erstenmal sah, stand dieser noch in voller geistiger und scheinbar auch in voller körperlicher Kraft. Sein Äußeres habe nichts von jüdischem Naturell gezeigt. Eine Mittelfigur, fleischig (schon 1837 klagt Heine über Ansatz zum Fettwerden), von fein geröteter Haut, habe er ganz das Ansehen eines französischen Abbés gezeigt. Sein wohlgeschnittenes Gesicht mit zierlicher Nase, nicht eben großen, aber schalkhaften Augen und ausdrucksvollem Mund, sei von braunem, halblang geschnittenem Haare umrahmt gewesen. Er habe rasch, in kurzen, witzigen Wendungen gesprochen, seine Rede sei oft von sarkastischem Lächeln begleitet worden, das bei Gelegenheit zu einem kurzen, hellen Lachen aufgeschlagen sei. Seine schöne Hand habe dabei immer mitgespielt. Besonders in seinen gesellschaftlichen Manieren habe er an einen französischen Weltgeistlichen erinnert durch die Zurückhaltung in der Lebhaftigkeit, über die er im Innern jedoch zu lächeln geschienen habe. Ernste Fragen habe er dagegen mit um so größerem Ernste behandelt. Der jüdische Denker sei dann erwacht. Mit Recht betont Laube, daß Heines Schwerpunkt nicht in der Politik lag und schon deshalb der Vergleich mit Börne nicht angebracht war. Was Alexander Jung einmal zu seiner Entschuldigung sagt: Es gibt eine Ehrenrettung für Heine, die alles aufwiegt, was er an Deutschland gefehlt und verbrochen hat — man müßte ihn nur als Dichter beurteilen — ist in der That auch sein Recht. Sein Geist schwebte, so lange er nicht persönlich berührt wurde, frei über den Dingen, stets zur Begeiste=

rung geneigt für alles Große und Schöne, wo er es traf, stets zum Spotte geneigt gegen alles, was ihm daran klein, schwächlich und häßlich erschien. Es ist falsch, ihm den Ernst abzusprechen, weil er immer zum Scherze bereit war, oder Charakter, weil er sich bei solcher Freiheit des Urteils oft widersprechen mußte. Nicht immer freilich gehen die Widersprüche nur aus dieser Quelle hervor. Er gehört keineswegs zu den Charakteren, die sich jederzeit treu bleiben. „Haben Sie denn geglaubt, daß ich immer meiner Meinung sein würde?" fragte er einst verwundert. Doch ist er sich in dem, was ihm für das Wesentliche im Leben galt, treuer geblieben, als manche, deren Charakterfestigkeit man gerühmt. Er hat durch sein ganzes Leben für Freiheit des Geistes und Humanität gekämpft, so wie er diese verstand, wenn auch gewiß nicht immer auf die rechte Weise. Er ist sich überhaupt nie recht klar geworden, wie und in wie weit diese Ideen zu verwirklichen seien und da er seiner Natur und Gewöhnung nach Anforderungen an das Leben und den Genuß des Lebens stellte, die sich nicht mit den Ideen der Freiheit und Humanität, am wenigsten aber mit der Idee der Gleichheit vertrugen, so mußte er in Leben und Schriften gar oft in Widerspruch mit sich selber geraten und sich schon hierdurch der gehässigsten Mißdeutung aussetzen.

Friedrich Hebbel, eine zu Heine doch so gegensätzliche Natur, konnte bei ihrer etwas späteren Begegnung ihm doch nicht die Anerkennung versagen. Schon in seiner Kritik über „das Buch der Lieder" äußerte er sich sehr günstig über ihn: Man hat der Heineschen Poesie vielfältig die innere Wahrheit abgesprochen. Wohl nur, weil man ihr Individuelles nicht aufzufassen verstand. Es giebt aber in ästhetischen Dingen eine doppelte Wahrheit, wonach man zu fragen hat: Die Wahrheit des Stoffes und die Wahrheit der Form, und die letztere hängt, so undeutlich dieses den Meisten bleiben mag, mit dem Ethischen noch enger zusammen, als die erstere. Es ist nicht genug, daß unser Gedachtes und Empfundenes wahr sei, damit kann ja auch kaum geheuchelt und betrogen werden, denn woher eigen-

tümliche Empfindungen und Gedanken nehmen, wenn man sie nicht hat? Auch der Darstellungsprozeß, worin die Form gewonnen wird, soll wahr sein; er soll aus dem Drange des Überflusses hervorgehen und Götter in die Welt setzen, nicht Lemuren. Dieses ist der wichtigste Punkt, denn von der Gestalt, worin eine Idee zur Erscheinung gelangt, hängt es ab, ob sie wie ein Jupiter verehrt, oder wie ein Vitzliputzli verspottet sein soll. Doch eben um diesen Punkt wird der plumpe Ästhetiker sich nie bekümmern. Er rechnet dafür die Gedanken und Bilder zusammen und vergißt, daß man dies alles bei jedem der Berücksichtigung irgend würdigen Gegenstande voraussetzen muß, und daß Achill und Thersites sich in allem, nur nicht im Fleisch und Blut von einander unterscheiden. Bei Heine ist die Darstellung ein Quellen, kein Pumpen, wie gewiß ein jeder empfindet, der das Buch der Lieder auch nur durchblättert. Bei der Wahrheit der Form ist aber die Unwahrheit des Stoffes undenkbar."[350]) Als Hebbel nun Heine 1843 zum erstenmal sah, empfing er einen unerwartet günstigen Eindruck von ihm. Er sei allerdings etwas angerundet, aber keineswegs dick und in seinem Gesichte mit den kleinen scharfen Augen liege etwas Zutrauenerweckendes. „Daß er Dichter ist, tiefer Dichter, der sich nicht blos auf gut Glück ins Meer hinuntertaucht, um einige Perlen zu stehlen, sondern der unten bei den Nixen wohnt und über ihren Reichthum gebietet, dies tritt aus seiner Gestalt, wie aus seiner Rede hervor." Auch der Ernst Heines wird anerkannt. Man brauche nur anzutippen, um die eigensten Gedanken aus seinem Geiste hervorzurufen. Mit ihm könne man das Tiefste besprechen. Nicht minder lobt er das Wohlwollen, das Interesse für andere. Mit großer Offenheit sei er empfangen worden. „Sie sind einer von den Wenigen, die ich schon zuweilen beneidet habe" — habe er ihm nach den ersten Worten gesagt —. „Ich hätte Ihnen manches Sujet stehlen mögen, namentlich den Hexenritt", woraus er ihm gleich ein paar Strophen recitierte.[351]) Später mußten freilich die Gegensätze hervortreten und es kam zu keinem vertrauteren Umgang. Dem Weltkinde Laube war dies leichter gelungen. Er hatte sich das

Vertrauen Heines völlig erworben und konnte dessen unermüdliche Dienstfertigkeit nicht genug rühmen.

Heine arbeitete damals an seinem Buch über Börne. In dem Brief (vom 12. April 1839), worin er Campe davon zuerst Anzeige macht, wußte er bereits, daß Gutzkow ebenfalls mit einer ähnlichen Arbeit beschäftigt sei. „Da Sie mir vor einiger Zeit gemeldet, Gutzkow schreibe eine Biographie Börnes, so halte ich es für nöthig, Ihnen zu bemerken, daß das oben erwähnte Büchlein über Börne keine Biographie ist, sondern nur die Schilderung persönlicher Berührungen in Sturm und Noth und eigentlich ein Bild dieser Sturm- und Nothzeit sein soll. Ich habe zwei Drittel schon abgeschrieben. Sagen Sie mir: wann erscheint der Gutzkow'sche Börne? Könnte ich ihn in etwa sechs Wochen haben? Mit Freuden würde ich glänzend in meiner Schrift Notiz davon nehmen. Kollidiren (vergessen Sie nicht, Gutzkow darauf aufmerksam zu machen) werden wir in keinem Fall. Mir steht ein ganz anderes Material durch persönlichen Umgang und Pariser Selbsterlebnisse zu Gebot; will aber das Buch nochmals mit Sorgfalt durchgehen, damit es so geistreich wie möglich wird. — Grüßen Sie Gutzkow freundlich; böser Unmuth ist, glaub' ich, bei mir ganz verraucht."[352]) Da Wihl schon vor einem Jahre von der Absicht Heines, dies Buch zu schreiben, gewußt, so gehört die Priorität dieses Gedankens wohl Heine, nicht Gutzkow. Heine wollte ursprünglich, wie aus diesem Briefe hervorgeht, Gutzkow keineswegs mit seinem Buche zuvorkommen oder dessen Erfolg dadurch irgend beeinträchtigen. Doch war dieser Brief noch vor Kenntnisnahme des Gutzkowschen Schmähartikels geschrieben, der die Situation freilich verändern mußte. Als Heine Lauben mit seinem Buch über Börne bekannt gemacht hatte, verhehlte dieser, wie er sagt, nicht, ihm seine Bedenken darüber zu erkennen zu geben, daß diese Schrift „sich in bloßer Polemik herumtummle" und einer bestimmten eigenen, die Börnesche überragenden Weltanschauung entbehre. In dessen Folge habe nun Heine das Helgolander Kapitel hineingelegt. Heine berichtet dies etwas anders: „Die Spannung und Neugier,

womit mein Börne erwartet wird, ängstete mich ein wenig, um so mehr, da lange kein Buch von mir erschienen. Ich habe mich daher entschlossen, ein ganz besonderes Opfer zu bringen und aus den Tagebüchern, welche ein integrierender Theil meiner Memoiren, detachierte ich eine schöne Parthie, welche die Enthusiasmusperiode von 1830 schildert und in meinem „Börne" zwischen dem ersten und zweiten Buche vortrefflich eingeschaltet werden konnte; was dem Ganzen, wie Sie sehen werden, ein gesteigertes Interesse verleiht. Jetzt bin ich ganz ruhig, und ich glaube, mein „Börne" wird als das beste Buch, das ich geschrieben, anerkannt werden."[353]) Das war eine schreckliche Täuschung.

Campe war lange schwankend, ob er das geforderte Honorar dafür zahlen solle. Dann wollte er zuvor das Buch Gutzkows herausbringen, was jetzt aber Heine nicht mehr behagte. Gleichzeitig stellte dieser ein Buch „Über die Julirevolution", von dem Wihl auch schon geplaudert hatte, in Aussicht und bot als vierten Salonband seine Berichte über „Französische Kunst" an, welcher aber später die „Briefe über die Bühne" mit dem Fragmente „Der Rabbi von Bacherach" enthielt. Ob Campe das Buch Heines über Börne wirklich gegen den Wunsch und Willen Gutzkows früher gedruckt, als das seine, ist mindestens zweifelhaft. Ich sehe nirgend, daß Heine darauf bestanden hätte. Erst am 18. April 1840 schickt er das Manuskript dazu ab, indem er sich „grenzenloser Mäßigung" rühmt. Die auf Madame Wohl bezüglichen Stellen hatte Laube wohl gar nicht gesehen, da sie erst ganz zuletzt eingefügt wurden, wie es scheint infolge des feindseligen Auftretens dieser Dame, das Heine in übertriebener Form hinterbracht worden sein mochte. Als Titel hatte er die Bezeichnung „Ludwig Börne, eine Denkschrift von H. Heine" gewählt, das Buch aber sollte Heinrich Laube gewidmet werden, was annehmen läßt, daß dieser sich doch nicht so abfällig darüber geäußert hatte, als es nach Heines Tode von ihm behauptet wurde. Daß das Buch den Titel „Heinrich Heine über Ludwig Börne" erhielt, war eine Eigenmächtigkeit Campes, über welche sich Heine scharf genug aussprach.

„Haben Sie nur — schreibt er ihm — einen Augenblick darüber nachgedacht (daß diese Schrift nämlich keine Biographie, sondern ein Zeitbild sein sollte), so begreifen Sie leicht, daß mir der Umschlagtitel: „Heinrich Heine über Ludwig Börne“ ein Greuel sein muß und daß ich Sie schleunigst angehe, ihn zu verändern.“[354]) Vierzehn Tage später aber hatte er schon von einem Artikel Gutzkows im Telegraphen gehört, worin dieser, nach seinem Ausdruck: „das ganze Arsenal seiner Hinterlist aufgeboten habe, um ihm in der öffentlichen Meinung zu schaden und das Buch, was er selber über denselben Gegenstand herausgeben will, durch Rückwirkung zu heben.“[355])

Heines Buch über Börne ist eine so widerspruchsvolle Mischung von objektiver Darstellung, von Polemik und sich verherrlichender Selbstverteidigung, daß es auch ohne die schmutzigen, rachsüchtig gegen Madame Wohl gerichteten Stellen einen unangenehmen Eindruck hervorbringen mußte. Strodtmann hat diese Stellen in der Gesamtausgabe ganz unterdrückt, angeblich weil Heine selbst dies zu thun sich verbindlich gemacht hätte. Er hat aber so manches aufgenommen, was Heine ebenfalls unterdrückt wissen wollte, z. B. seine vertraulichen Briefe an Moser, und anderes,[356]) dessen Veröffentlichung ihm doch so gar nicht zur Ehre gereicht, wie die skandalöse „Schloßlegende“, um, was ich im Prinzipe nicht tadle, ein so treues und vollständiges Bild von dem Leben und Wirken des Dichters wie nur immer möglich zu geben; daher wohl auch diese Stellen, welche in der damaligen Presse einen so großen Sturm erregt haben, nicht hätten fehlen dürfen, zumal sie zur richtigen Beurteilung der darüber ausgebrochenen litterarischen Händel notwendig und das einzige sind, was den durch das Buch über Börne hervorgerufenen maßlosen neuen Angriff Gutzkows auf Heine einigermaßen entschuldigt. Ich gebe sie daher in einer Anmerkung.[357]) Man wird daraus erkennen, daß sie zu dem Skandalösesten gehören, was die persönliche Polemik jener Tage hervorgebracht, die Heine leider so grundsätzlich betrieb und wenn auch nicht bei andern, so doch bei sich selbst für völlig erlaubt hielt. Sie erscheinen um so verwerflicher, als er sie später selbst widerrufen hat, sich auch

thatsächlich nichts gegen die Ehrbarkeit Madame Wohls hat aufbringen lassen und aus den von ihr nachträglich veröffentlichten vertrauten Briefen Börnes hervorgeht, daß sie anfangs in dem Verhältnisse zwischen beiden sogar eine sehr versöhnliche Rolle gespielt hat. So heißt es z. B. noch in dem letzten der Briefe: „Wie können Sie nur glauben, daß ich mit Leidenschaft gegen Heine verfahren werde? . . . Wenn Sie einmal wissen, was er für ein Schuft ist und ihm nicht mehr trauen, laß ich ihn gehen und schreiben, was er will.“ — Als Heine jene Stelle aber geschrieben, stellte sich ihm das Verhältnis ganz anders dar. Madame Wohl hatte sich mehr und mehr in die Auffassung Börnes von Heine mit eingelebt, sie teilte zuletzt durchaus dessen Haß gegen diesen. Sie hat mit aller Wahrscheinlichkeit sich an den Verdächtigungen beteiligt, die Börne in bezug auf Heine in Umlauf gebracht und nach dessen Tode hierzu den Einfluß ihres Gatten benutzt. Was aber Heine noch in letzter Stunde zu jenen boshaften Ausfällen gegen sie hinriß, muß etwas ganz besonderes gewesen sein. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich vermute, daß es eine Verleumdung Mathildens betraf, die ihm hinterbracht und ihr beigemessen worden war. Schon wiederholt war Mathilde in der Strauß nahestehenden Mainzer Zeitung gekränkt worden. Nun wissen wir aber, daß dies ein Punkt war, wo Heine keine Rücksicht mehr kannte. Als er im Jahr 1837 mit Mathilde und seinem Freunde Detmold in einem Restaurant zu Mittag aß und einige dem Adel angehörende Studenten es sich herausnahmen, Mathilde mit Blicken und anzüglichen Reden zu beleidigen, sprang Heine leidenschaftlich empor und erteilte dem nächsten der übermütigen jungen Leute eine tüchtige Ohrfeige. Eine Herausforderung war die Folge. Freilich zog sich Heine, wie meist bei solchen Gelegenheiten, nicht gerade brillant aus dem Handel,[358]) immer aber beweist dieser Vorfall, wie unbedacht er in solchen Fällen verfuhr.

Man muß, um Heines Buch über Börne gerecht zu beurteilen, immer im Auge behalten, daß es weit weniger eine Angriffsschrift gegen Börne, als gegen diejenigen ist, die sich der Person und des

Namens Börnes zu Heines Herabsetzung bedienten. Es war überhaupt mehr eine Verteidigungsschrift, welche jedoch die Verteidigung hinter den Angriff zu verbergen und diesem den Schein einer objektiven Darstellung zu verleihen suchte. Börne hatte ganz Recht, daß die Verteidigung nicht die Stärke der Heineschen Kampfweise bilde. Nicht, als ob es dem Buch an glänzenden Stellen fehlt. Das ganze Helgolander Kapitel ist eine solche. Nur fühlt man bei diesem zu sehr, daß es aus einer ganz andren Stimmung geflossen ist, als das Übrige. Seine Urteile entbehren durchaus nicht immer der Schärfe und Wahrheit. Wenn er an Börne die Einseitigkeit, den politischen Fanatismus tadelt, wenn er sich weigert, sich an dessen republikanischen Umtrieben zu beteiligen, so wird man ihm heute meist recht geben. Da aber die Gegner hauptsächlich die Sittlichkeit, die Reinheit, die Wahrheit und Zuverlässigkeit seines Charakters angriffen, so ließ Heine sich hierdurch verleiten, auch Börne von dieser Seite anzugreifen, wozu dessen Natur und Leben doch so wenige Anhalte bot. Seine Behauptung der Lüsternheit Börnes konnte nur unwilliges Kopfschütteln erregen. Sein Vorgeben, Börnes Umgang schon deshalb gemieden zu haben, weil ihm dessen Verhältnis zu Madame Wohl zu anstößig gewesen sei, würde selbst, wenn dieses Verhältnis ein unsittliches gewesen wäre, in seinem Munde, wenn nicht heuchlerisch, so doch lächerlich erschienen sein. Selbst die Versicherung, daß er sein Buch nur deshalb nicht schon zu Lebzeiten Börnes veröffentlicht habe, weil er damals sich in den Verdacht des Denunzianten gesetzt haben würde[359]) — fand nur bei wenigen Glauben. Besser und richtiger wäre zu sagen gewesen, daß ihn erst die Börnes Tod so boshaft gegen ihn ausbeutenden Angriffe der Gegner hierzu bestimmt hatten. Hätte er freilich damals die Börneschen Briefe gekannt, die Madame Strauß so unvorsichtig veröffentlichte, so würde er hierin allein schon die stärksten Waffen zu seiner Verteidigung und zur Bloßstellung von Börnes Charakter gefunden haben. Hier trat ja offen zu Tage, was Heine in seinem Buch, noch ohne es genügend begründen zu können, wider ihn aussprach: „Der argwöhnische Klein-

geist, der ihn bemeisterte, und eine gewisse infame Tugend, die für die heilige Sache die Lüge nicht verschmähte, kurz Beschränktheit und Selbsttäuschung trieben den Mann bis in die Moräste der Verleumdung.“[360]) Es erklärt sich nur aus der Verblendung der Parteileidenschaft, daß man damals die Bloßstellung Börnes in diesen Briefen gar nicht bemerkte oder doch nichts darauf hindeutet, daß man es that und Heine erhielt, wenn überhaupt, doch zu spät, Kenntnis von ihnen, um noch irgend Gebrauch davon machen zu können oder zu wollen. Ich will bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß die immer wiederkehrende Beschwerde über Heines Beeinflussung und ängstliche Überwachung der Kritik teils übertrieben, teils wie seine Briefe beweisen, ganz ungerechtfertigt ist. Gewiß hat er seine Freunde dann und wann zu seiner Verteidigung gegen seine zahlreichen Gegner aufgefordert. Selbst dies hatte in Paris aber schon deshalb fast aufgehört, weil es zu umständlich war. Die systematische Betriebsamkeit, welche einige der Jungdeutschen und deren spätere Nachahmer in der Beeinflussung der Kritik und Presse entwickelt haben, kannte Heine noch nicht. Abgeschnitten von dem litterarischen Verkehr in Deutschland bekam er das meiste, was über und gegen ihn in deutschen Blättern erschien, gar nicht oder doch sehr verspätet zu sehen.[361])

Gewiß wird es niemand Gutzkow verargen, daß er, als Lebensbeschreiber Börnes an dem Heineschen Buch eine strenge Kritik übte, und das Falsche und Verwerfliche darin entschieden zurückwies und tadelte. Was man von ihm aber verlangen konnte, war, daß er, der Heine der Lüge zieh, dabei immer und überall auf dem Boden des Thatsächlichen blieb. Heine sollte hier aber erleben, was das von ihm in Bezug auf persönliche Kritik gegebene Beispiel für Früchte trug. Was er einst an Campe im Scherze geschrieben: O liebster Campe „was gäbe ich drum, wenn Sie mehr Religion hätten! Aber das Lesen meiner eignen Schriften hat Ihrem Gemüthe geschadet!“... — das hätte er jetzt im Ernste Gutzkow sagen gekonnt, für dessen Erfindung er den Göttern nun sicher kein Dankopfer mehr brachte.

Gutzkow beschuldigte Heine, gleich durch den Titel: „Heine über Börne“ verraten zu haben, daß er sich über Börne zu stellen beabsichtige, und doch war ihm sicher nicht fremd, daß dieser Titel Heine nur aufgedrängt worden war. Er beschuldigte Heine ferner, die Schrift lediglich geschrieben zu haben, um im Publikum im Voraus den Glauben an Gutzkows zu erwartende Schrift über Börne zu erschüttern, obwohl er sehr gut wußte und wissen mußte, denn er hatte es selbst in seinem Telegraphen gedruckt, daß Heine seine Schrift, wenn nicht früher, als er, so doch ganz unabhängig von der seinen geplant hatte. Er stellte Börne, als den sich in seinem naiven Vertrauen Heinen rückhaltlos hingebenden Freund dar, dessen Vertrauen von diesem auf das Schnödeste mißbraucht worden sei und hielt diese Behauptung in den späteren Auflagen des Buchs unbekümmert noch aufrecht, nachdem sie durch die von Madame Wohl veröffentlichten Börneschen Briefe auf das Bündigste widerlegt worden war. Noch in der letzten dieser Auflagen heißt es: daß als Börne in Paris Heine wieder sah, „er für die Einflüsterungen und Zuträgereien über den Charakter Heines unempfänglich“ geblieben sei (!). „Die Vergleichungen, die man zwischen ihnen beiden anstellte“, hätten ihn niemals gestört (!).[362] Er behauptet, daß, nachdem Heine Drohungen ausgestoßen, „Börne, wie immer tapfer bis zum Drolligen, sich bemüht habe, seine Furchtlosigkeit zu zeigen und sogar recht zur Schau zu stellen.“ Heine habe ihn aber immer zu vermeiden gesucht. Um Heine zu fordern, gab es indes noch hinreichende Gelegenheit. Man traf sich ja doch noch zuweilen. Von dem Börneschen Mut ist dabei aber nichts sichtbar geworden. In Heines Briefen heißt es dagegen, daß Börne in späterer Zeit eine Annäherung, jedoch vergeblich versucht habe. Trotz alledem hat Heine, ebensowenig wie früher Börne, Gutzkow je öffentlich angegriffen. Er hat Börne in seinem Buch zwar vielfach herabgesetzt und verdächtigt, seinen großen Seiten aber nichtsdestoweniger Gerechtigkeit widerfahren lassen. „Börne war Patriot vom Wirbel bis zur Zehe — liest man bei ihm — und das Vaterland war seine ganze Seele.“

„Er war ja weder ein Genie, noch ein Heros — heißt es ein andermal — Er war ein Mensch, ein Bürger der Erde, ein guter Schriftsteller und ein großer Patriot. Die rührendsten Laute von Vaterlandsliebe brechen aus seinem Herzen wie verschämte Geständnisse hervor, die man in der letzten Stunde des Lebens nicht mehr zurückhalten kann.“ Er tadelte an dem Stil der früheren Schriften Börnes die kurzen Sätze, die er daraus erklärte, daß Börne nicht in die Schule der metrischen Formen gegangen sei. Ohne die Meisterschaft in diesen fehle dem Prosaiker ein gewisser Takt, es entschlüpften ihm Wortfügungen, Ausdrücke, Cäsuren und Wendungen, die nur in gebundener Rede stattfinden dürfen; aber er verehrte die Originalität, die Wahrheitsliebe, den edlen Charakter in diesen Schriften. Höher stellt er in stilistischer Hinsicht die Pariser Briefe. „Der kleine Hundetrab verliert sich. Die entzügelte Leidenschaft strömt in vollen Rhythmen über und kolossale, gewitterschwangre Perioden rollen dahin, deren Bau schön und vollendet ist, wie durch die höchste Kunst.“ Die höchste Ausbildung aber habe Börnes Stil in der Schrift: „Menzel, der Franzosenfresser“ erreicht. Dagegen erkennt Gutzkow an Heine, den er noch jüngst so verherrlicht hatte, jetzt nichts mehr an, als den Witz, die Gabe, die verschiedenen Seiten der Dinge zugleich zu sehen. Er habe das Vermögen besessen, dem Gegenstand seiner Beobachtung eine phantastische Appretur zu geben, was von einem angebornen Sinn für das Naive, das Detail, das Unwesentliche, Spezielle, unterstützt werde. Er spricht ihm aber nicht nur alle Sittlichkeit, allen Ernst, alle Begeisterung, alle Wahrheit, allen Glauben, sondern auch alle wissenschaftliche Bildung und jede dichterische Begabung ab. Er affektiere, ein Dichter zu sein, und schreibe wie ein Gamin.

Beachtung verdient in der Heineschen Schrift das Bestreben, den Unterschied von Juden und Christen im Gegensatz zu den Hellenen ganz zu verwischen. „In dieser Beziehung möchte ich sagen — so schreibt er — alle Menschen sind entweder Juden oder Hellenen, Menschen mit ascetischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben, oder Menschen von lebensheitrem, entfaltungsstolzem und rea-

listischem Wesen.“ Hierin erblickte er auch den Gegensatz zwischen Börne und sich. — Nicht minder bemerkenswert ist, was Heine hier über den Begriff des Charakters sagt. „Charakter hat derjenige, der in den bestimmten Kreisen einer bestimmten Lebensanschauung lebt und webt und sich gleichsam mit derselben identifiziert und nie in Widerspruch geräth mit seinem Denken und Fühlen. Bei ganz ausgezeichneten über ihr Zeitalter hinausragenden Geistern kann daher die Menge nie wissen, ob sie Charakter haben oder nicht, denn die große Menge hat nicht Weitblick genug, um die Kreise zu überschauen, innerhalb derselben sich jene hohen Geister bewegen. Ja, indem die Menge nicht die Grenzen des Wollens und Dürfens jener hohen Geister kennt, kann es ihr leicht begegnen, in den Handlungen derselben weder Befugniß, noch Nothwendigkeit zu sehen und die geistig Blöden und Kurzsichtigen klagen dann über Willkür, Inconsequenz und Charakterlosigkeit.“ Obschon eine gewisse Wahrheit in dieser Erklärung liegt, ist sie doch wegen ihrer Dehnbarkeit gefährlich für den, der sich auf sie glaubt berufen zu dürfen. „Ob Börne ein Charakter ist — setzt er hinzu — während Andre nur Dichter sind — diese unfruchtbare Frage können wir nur mit dem mitleidigsten Achselzucken beantworten. Nur Dichter? Wir werden unsre Gegner nie so bitter tadeln, daß wir sie in eine Kategorie setzen mit Dante, Milton, Cervantes, Camoens, Philipp Sidney, Friedrich Schiller, Wolfgang Goethe, welche nur Dichter waren.“ Die Dichtereitelkeit Heines hat sich freilich nirgend eine so starke Blöße gegeben wie hier, wo er von den Monumenten spricht, die er in der Litteratur Europas aufgepflanzt habe, zum Ruhme des deutschen Geistes! Dies auszusprechen hätte er füglich dem Urteil der Nachwelt anheimstellen sollen.

Natürlich war Heine über den Gutzkowschen Artikel im Telegraphen, den er erst nach seiner Rückkehr von Granville kennen lernte, bestürzt und empört. Fast noch mehr jedoch über Campe, der, wie er sich nicht ausreden ließ, eine solche Mißhandlung des vorzüglichsten Autors seines Verlags gestattet habe. „Sie haben ganz Recht — erwidert er ihm — es wird Niemand glauben, daß Sie den Aufsatz

des Monsieur Gutzkow nicht lasen, ehe er gedruckt war und zwar gedruckt in einem Blatte, welches Ihr ehrlicher Name als verantwortlicher Redacteur vertreten muß." [363]) Doch tröstet er sich, daß Campe es selbst nicht mehr lange mit dem „Intriganten et Konsorten" aushalten werde, weshalb er den Leuten auch nicht den Gefallen thun wolle, mit ihm zu brechen, obgleich alles ihn dazu dränge. Seine Entrüstung aber wuchs, als er in dem Gutzkowschen Buch jenen perfiden Aufsatz auch noch als Vorrede erblickte. Ob er die Börneschen Briefe, die Madame Wohl oder ihr Gatte in der Broschüre: „Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine" nebst verschiedenen Heine beschimpfenden Zeitungsartikeln veröffentlichen ließ, jemals gelesen, geht aus seiner uns vorliegenden Korrespondenz nicht hervor, wohl aber, daß er dieselbe bei Campe bestellte. So viel ich weiß, hat Heine jeden weiteren öffentlichen Angriff in dieser Sache vermieden. Noch am 6. Januar des folgenden Jahres lehnte er gegen Kühne es ab, diesem eine Darstellung „der ganzen miserablen Geschichte" zur Veröffentlichung zu schicken. Selbst mit Campe verfährt er versöhnlich. An dem goldnen Harnisch, welchen er trage, würden, wie er sich einredet, all diese Pfeile abprallen. Er will glauben, daß Campe weder den Aufsatz im Telegraphen, noch die Vorrede im Buche gesehen. Nur der „traurige Titel" seines eignen Buchs bleibe verdächtig. Verdrießlich sei es ihm freilich, „diese Filzläuse" grade in seinem Laden aufgelesen zu haben. „Er habe ** et Konsorten nie einer Antwort gewürdigt; nur als sie sich hinter Campe's Namen versteckt hätten, um ihn der Unwahrheit zu verdächtigen, habe er sich aussprechen müssen."

Der Sturm war gegen ihn so heftig geworden, daß selbst die „Zeitung für die elegante Welt" anfangs gegen ihn mit Partei nahm. [364]) Doch brachte das Blatt etwas später eine beschwichtigende Korrespondenz aus Frankfurt a./M. [365]) Dies alles beeinträchtigte aber keineswegs den Absatz der Heineschen Werke, da schon im folgenden Jahr eine neue Auflage seines „Buchs der Lieder" erschien. Berlioz, der damals Deutschland bereiste, hat in einem seiner offenen Briefe, den er an Heine gerichtet, bestätigt, wie sehr dieser, trotz all

seiner Spöttereien, noch immer in Deutschland geschätzt war, wo man ihn zwar das verzogene Kind nenne, aber von Herzensgrund liebe.[366]) Heine litt zu dieser Zeit wieder sehr an den Augen und befand sich zur Kur in den Bädern von Cauterets in den Hautes Pyrenées, was die verschiedensten Gerüchte in deutschen Zeitungen hervorrief, die ihn bald für blind, bald für sterbenskrank ausgaben. Ja, ein vom 12. Juni 1841 datierter Brief der Mainzer Zeitung wußte sogar zu berichten, daß Heine wegen einer von Herrn Strauß, dem Gatten von Madame Wohl, auf offener Straße erlittenen Züchtigung nach den Pyrenäen geflohen sei, um einem Duell auszuweichen. Heine war wütend. Er widerlegte diese Darstellung in einem Briefe an Dr. Kolb, welchen die Augsburger Zeitung in der Beilage von Nr. 196 vom 15. Juli brachte. Die Begebenheit reduziere sich auf einige von Herrn Strauß gegen ihn hingestotterte Worte, denen er lachend ein Ende gemacht, indem er ihm seine Karte gegeben mit dem Bescheid, daß er nach beendeter Kur in den Pyrenäen, wohin er im Begriffe stehe, abzureisen, zu weiterer Besprechung bereit sei; denn da man damit bereits 12 Monate gewartet habe, so werde man sich wohl auch noch diese paar Wochen gedulden können. Es erfolgte nun eine Gegenerklärung der Herren Dr. Kolloff, Dr. Schuster und Anton Hamberg, welche die Wahrheit der von der Mainzer Zeitung gebrachten Darstellung des Vorfalls behaupteten, der freilich nach ihnen nicht, wie diese den Thatsachen vorauseilend angegeben, am 12., sondern erst am 14. Juni stattgefunden haben sollte. Auf eine an ihn von seiten des berühmten Pariser Augenarztes Dr. Sichel ergangene Anfrage, ob diese Herren auch wirklich selbst Augenzeugen des Vorgangs gewesen seien, mußte Dr. Schuster freilich gestehen, daß dies keineswegs der Fall sei, sondern sie die Sache nur aus dem Munde des Herrn Strauß kennten, dessen Versicherungen sie aber vertrauten. Nachdem Heines Ehre auf diese Weise wiederhergestellt war, kam nach langen Debatten endlich doch noch ein Duell zwischen Strauß und Heine zu stande, wobei Heine von der Kugel seines Gegners an der Hüfte gestreift wurde.

Dieser halb lächerliche, halb mißliche Handel war aber für das weitere Leben Heines nicht ohne Bedeutung geblieben, da er ihn veranlaßt hatte, sein langjähriges freies Verhältnis zu Mathilde zu einem gesetzlichen Abschluß zu bringen. Jedenfalls wurde er hierzu nur durch die Rücksicht auf das Schicksal des geliebten Wesens nach seinem Tode bestimmt. „Heute — schreibt er am 5. September 1841 an Campe — melde ich Ihnen ein Begebniß, welches ich Ihnen bereits mehrere Tage vorenthielt, nämlich meine Vermählung mit dem schönen und reinen Wesen, das bereits seit Jahren unter dem Namen Mathilde an meiner Seite weilte, und schon immer als meine Gattin geehrt und betrachtet war." „Daß ich — heißt es etwas später in einem Briefe an Lewald[367]) — einige Tage vor dem Duell in die Nothwendigkeit versetzt war, meine wilde Ehe in eine zahme zu verwandeln, werden Sie erfahren haben. Dieses eheliche Duell, welches nicht eher aufhören wird, bis Einer von uns getödtet, ist gewiß gefährlicher als der kurze Holmgang mit Salomon Strauß aus der Frankfurter Judengasse." Alexander Weill erzählt, daß Heine von mehreren seiner Freunde, wahren und falschen, damals gedrängt worden sei, seine Beziehungen zu Mathilde zu regeln. Er, der sich zu dieser Zeit in Deutschland befunden, habe ihn an die Szene nach der Brautnacht erinnert und ihm ebenfalls geraten, es wie Dumas mit Ida zu machen: „Heirathe sie, es ist das einzige Mittel, Dich zu entheirathen (de vous démarier)." Als er zurück nach Paris gekehrt sei, habe er Heinen bereits seit 14 Tagen verheiratet gefunden: „Dieses Ungeheuer von Madame Wohl hat an mir eine grausame Rache genommen — habe er ihm in Mathildens Beisein geklagt — ihr verdanke ich, daß ich verheirathet bin, aber ich werde mich rächen. Als ich aus der Kirche ging, habe ich mein Testament gemacht. Meine Frau ist Universalerbin, mit der einzigen Bedingung jedoch, daß sie sich nach meinem Tode gleich wieder verheirathet. Ich will sicher sein, daß wenigstens ein Mensch alle Tage meinen Tod bedauert. „Warum ist dieser arme Heine gestorben? Lebte er noch, so hätte ich nicht seine Frau."" Worüber Mathilde gelacht

und gesagt habe: „Du hast gut spotten, Du weißt, daß ich todt oder lebend dich niemals verlasse.“ Mathilde wußte in der That, daß alle diese Spöttereien nicht ernst waren, daß Heine sie immer noch leidenschaftlich liebte und seine Ehe ihn glücklich machte. Seine im Angesichte des Todes geschriebenen Gedichte sind Beweises genug.

Da Heine die zu seiner Heirat nötigen Papiere nicht so rasch herbeischaffen konnte, waren dieselben bereitwilligerweise durch öffentliche Urkunden ersetzt worden. Heines Geburtstag ist darin wieder auf den 31. Dezember 1799 angegeben. Mathilde Mirat wird als die älteste, am 15. März 1815 geborene, Tochter des verstorbenen Johann Mirat und der seit mehreren Jahren verschollenen Crescenzia Mirat aufgeführt. Die gerichtliche Trauung Heines fand am 31. August 1841, die kirchliche Einsegnung am nächsten Tage in der Kirche von St. Julien statt.[368]) Wie er den kirchlichen Sinn Mathildens niemals zu stören gesucht, so gab er ihr auch hierin nach, obschon die Dispens hierzu nur unter der Bedingung erlangt werden konnte, daß er sich schriftlich verpflichtete, die aus dieser Ehe entspringenden Kinder im katholischen Glauben erziehen zu lassen; was er um so leichter zugestehen konnte, als er der Kinderlosigkeit seiner Ehe versichert war.[369]) Man hat sogar zu behaupten versucht, daß Heine damals auch selbst zum Katholizismus übergetreten sei. „Ich will meinen Bekenntnissen — heißt es in diesen hierüber — die Krone aufsetzen, indem ich gestehe, daß ich damals, um die Dispens des Erzbischofs zu erlangen, nicht bloß meine Kinder, sondern sogar mich selbst der katholischen Kirche verschrieben hätte ... Aber der Ogre de Rome, der wie das Ungeheuer in dem Kindermärchen sich die künftige Geburt für seine Dienste ausbedingt, begnügte sich mit den armen Kindern, die freilich nicht geboren wurden, und so blieb ich Protestant, nach wie vor ein protestierender Protestant, und ich protestiere gegen Gerüchte, die, ohne verunglimpfend zu sein, doch zum Schaden meines guten Leumunds ausgebeutet werden können.“[370])

Was die von Heine im Jahre 1840 wieder aufgenommenen politischen Berichte in der Augsburger Allgemeinen Zeitung betrifft,

so müssen sie durch den inzwischen eingetretenen Genuß der französischen Staatspension allerdings in einem etwas zweideutigen Lichte erscheinen. Es wird gut sein, sich dabei jener Worte zu erinnern, welche er später im Vorwort der französischen Lutetia aussprach: „Ein in jeder Hinsicht politischer Schriftsteller, muß der Sache wegen, die er verficht, der rohen Nothwendigkeit manche bittere Zugeständnisse machen." Wenn man nicht alles erringen kann, so giebt man zunächst wohl einen Teil davon preis, um wenigstens das Übrige durchzusetzen. Allerdings giebt man sich hierdurch, auch zum Teil selber mit preis. Es läßt sich nicht sagen, was das Verhältnis zu Cotta, welches seit Jahren fast ganz unterbrochen war, wieder in Gang gebracht hat. Hatte Cotta[371]) sich nur im Vertrauen auf Heines gemäßigtere politische Anschauungen und die Anonymität der zu veröffentlichenden Artikel hierzu bestimmen lassen? — wenn der Anonymität eines Schriftstellers überhaupt zu vertrauen war, der sich berühmen konnte: „Ich glaube ausgezeichnet genug zu schreiben, daß ich nöthigenfalls meinen Namen vom Titelblatt weglassen dürfte."[372]) Oder hatte er die Ansicht der österreichischen oder französischen Regierung darüber erforscht und hier keine Bedenken gefunden? War Heines politische Gesinnung denn aber auch wirklich in solchem Maße verändert? Wenn man sich an die Varnhagen im Jahre 1838 darüber gemachten Erklärungen hält, so standen sie allerdings in einem entschiedenen Gegensatz zu der Gesinnung, die Gentz 1831 so scharf gegen Cotta verurteilt hatte. Dies entsprach auch dem Geiste der damaligen Regierung in Frankreich, welche den Parlamentarismus mit allen Mitteln und mit Erfolge bekämpfte. Inzwischen war das Ministerium Molé aber gefallen und Thiers der entschiedenste Verteidiger der parlamentarischen Rechte an die Spitze der Regierung gekommen. Es war ein Sieg des Parlaments, daher auch das neue Ministerium den Namen des parlamentarischen erhielt und Heine später die hier in Rede stehenden Berichte unter dem Titel: „Die parlamentarische Periode des Bürgerkönigthums" zusammengestellt hat. Er glaubte darin mit einer den Ton des Indif-

ferentismus anschlagenden Objektivität den „zwischen dem König und der Kammer ausbrechenden Zweikampf" geschildert zu haben. Aber so sehr Thiers auch noch immer der Held seines Herzens blieb, so läßt sich nicht leugnen, daß er hier doch mehr auf Seiten des Königs steht. Nur ist sein Ton noch immer zu frei, um verdächtig erscheinen zu können. Die Republikaner, denen, wie er jetzt ahnt, die Zukunft gehören werde, werden jetzt milder beurteilt, der Kommunismus, wie sehr er ihn fürchtet, wird nicht schlechthin verworfen, die Politik der Regierung, die Persönlichkeiten der Minister, ja selbst die Person des Königs bleiben bei allem Wohlwollen von seiner Kritik nicht verschont, wenn diese auch ungleich milder und besonnener geworden ist. Als Grundgedanke zieht sich durch seine Darstellung der Haß, den er gegen den Egoismus des Geldbürgertums hegt, das damals den Parlamentarismus in Frankreich vertrat, sowie die Furcht vor dem Kommunismus, dem nach seiner Meinung aber doch die Zukunft gehöre und für den er auch wider Willen eine geheime Sympathie hegte. Daß Heine für das Königtum eintrat, war keine Inkonsequenz gegen früher, wohl aber, daß er es gegen den Parlamentarismus verteidigte. Es erklärt sich zum Teil aber daraus, daß ihm der dermalige Parlamentarismus nur als ein Scheinparlamentarismus erschien und der wahre bei dem wachsenden Kommunismus mit einer furchtbaren Gefahr drohte. Er war einer der ersten, der auf diese Gefahr öffentlich hinwies; ebenso wie er einer der ersten die ganze Tragweite der orientalischen Frage erkannte. Auch hat er den Sturz Louis Philippes, den kurzen Sieg des Republikanismus, die kurze Herrschaft des Bonapartismus und eine große lange und glänzende Zukunft Deutschlands in diesen Berichten vorausgesagt. Sein Verhältnis zum Kommunismus spricht sich am besten in folgender Stelle aus: „In der That nur mit Schreck und Schauder denke ich an die Epoche, wo diese finstren Bilderstürmer zur Herrschaft gelangen werden; mit ihren schwieligen Händen werden sie erbarmungslos alle Marmorstatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen so theuer sind; sie werden all jenes phantastische Spielzeug und Flitterwerk

der Kunst zertrümmern, das der Poet so sehr geliebt; sie werden meine Lorbeerhaine fällen und dort Kartoffeln pflanzen; die Lilien, welche nicht spinnen, noch arbeiten und doch so herrlich gekleidet sind, wie König Salomon in all seiner Pracht, sie werden dann ausgerauft aus dem Boden der Gesellschaft, falls sie nicht etwa die Spindel zur Hand nehmen wollen; die Rosen, diese müßigen Bräute der Nachtigallen, wird das gleiche Loos ereilen, die Nachtigallen, diese unnützen Sänger, werden fortgejagt und ach! mein Buch der Lieder wird dem Gewürzkrämer dienen, um daraus Düten zu drehen, in die er Kaffee schütten wird, oder Schnupftabak für die alten Weiber der Zukunft. Ach! ich sehe dies Alles voraus, und mich beschleicht unsägliche Trauer, wenn ich an den Untergang denke, mit dem das siegreiche Proletariat meine Verse bedroht, die ins Grab sinken werden mit der ganzen alten romantischen Welt ... Und dennoch, ich bekenne es offen, übt dieser selbe Kommunismus, der all meinen Interessen und Neigungen so feindlich ist, einen Zauber auf meine Seele, dessen ich mich nicht erwehren kann."[373]) O, man begreift diesen Widerspruch in der Doppelseele des kühnen, rücksichtslosen, radikalen Denkers und des empfindsamen Dichters, bei dem Gemüt, Phantasie und Sinnlichkeit nicht wie bei jenem im einseitigen Dienst des Verstandes stehen, sondern dieser für sie nur zu denken hat!

Am 28. Oktober 1840 mußte Thiers wieder zurücktreten und Guizot übernahm das Ministerium des Äußern. Man kann sich denken, wie erleichtert sich Heine bei dem Sturze des Mannes fühlen mußte, der zwar seiner ganzen Natur nach der Held seines Herzens war, ihn, durch seine judenfeindliche Orientpolitik und seine deutschfeindliche Gesinnung und Haltung aber bei seinen politischen Berichten in den peinlichsten Zwiespalt versetzte, ihn, der seine einstigen Stammesgenossen niemals im Unglück verlassen konnte, und dessen ganzes Streben es war, die beiden großen Kulturvölker Deutschlands und Frankreichs einander so nahe wie möglich zu bringen. So sehr er Guizot früher angegriffen hatte, so freudig mußte er doch diesen Wechsel begrüßen, nachdem er sich bei einem Besuche versichert, daß

dieser Staatsmann teils zu edel, teils zu klug war, ihm jene Unbill nachzutragen. Er entzog ihm weder die Staatspension, noch verhinderte er seine Berichterstattung. Heine erzählt, daß Guizot ihm melancholisch versichert habe, der Mann nicht zu sein, der einem deutschen im Exil lebenden Dichter ein Stück Brot verweigere. Daß Guizot wirklich, wie Heine behauptet, von seinen Berichten an die Augsburger Zeitung gar nichts gewußt habe, halte ich nicht für wahrscheinlich. Woraus wäre wohl sonst der plötzliche Abbruch der politischen Korrespondenzen nach dem Bericht vom 6. Mai 1843[374]) zu erklären, der sich mit dem Guizotschen Bestechungssystem, dasselbe zwar halb und halb in Schutz nehmend, aber es doch immer offen einräumend, beschäftigte? Die wenigen diesem Bericht nachfolgenden Korrespondenzen haben es nicht mehr mit Politik zu thun. Einen Schlüssel zu jenem Artikel giebt Alexander Weill in seinen Souvenirs intimes,[375]) wo es heißt, daß Heine ihm eines Tags, er glaube 1846, gesagt, er müsse morgen Guizot in der Augsburger Zeitung angreifen, weil man sonst glaube, er sei bestochen. Weill irrt sich wohl nur in der Jahreszahl. Wenn Heine ihm diese Mitteilung wirklich gemacht — und es ist bei der Vertraulichkeit beider, durchaus nicht unwahrscheinlich — so fand es im Jahre 1843 und wahrscheinlich vor und in Bezug auf den vom Guizotschen Bestechungswesen handelnden Artikel statt, welcher der letzte seiner politischen Berichte in der Augsburger Zeitung vor der Februarrevolution ist. Schon im Juni 1840 war in Paris davon die Rede gewesen, daß er sich dem Ministerium für 100 000 Franken verkauft habe, wogegen er damals im Constitutionnel reklamierte.[376]) Seine politischen Gegner, sowie die Anhänger Börnes und Freunde des Straußschen Ehepaars ließen diese Gerüchte aber wahrscheinlich nicht ruhen.

Ich glaube, daß Strodtmann nicht recht hat, in jenen Berichten Heines eine gewisse geistige Ermüdung zu erkennen. Wohl aber war dieser nicht mehr von dem revolutionären Rausch seiner Jugend erfüllt. Die Illusionen waren gewichen. Eine gewisse Unentschiedenheit hatte sich seiner bei ruhiger Betrachtung der einander entgegen=

stehenden Parteien bemächtigt. Er sah nicht mehr alles Recht auf der einen, und alles Unrecht auf der anderen Seite. Der Egoismus des Geldbürgertums ließ ihm jetzt selbst den Adel nicht mehr ganz so verwerflich wie früher erscheinen. Der Ton des Indifferentismus, den er nur aus Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeitung angeschlagen zu haben behauptet, dürfte wohl öfter der natürliche Ausdruck jener Unentschiedenheit gewesen sein. Als er kurz vor seinem Tode noch eine französische Ausgabe der Lutetia veranstaltete, um die Franzosen zu überzeugen, daß die von einigen seiner Landsleute ausgesprochenen Behauptungen, er habe darin die geachtetsten Personen und Dinge in Frankreich herabgewürdigt, nur Verleumdungen seien, sprach er sich in dem Vorwort folgendermaßen über Form und Geist jener Berichte aus: „Ich übernehme die volle Verantwortlichkeit für die Wahrheit der Dinge, die ich gesagt, aber keineswegs für die Art und Weise, wie sie gesagt worden. Wer sich nur an die Worte hält, wird aus meinen Korrespondenzen leicht eine gute Anzahl von Widersprüchen, Nachlässigkeiten und selbst einen anscheinenden Mangel an ernsthafter Überzeugung herausklauben können. Aber wer den Geist meiner Worte erfaßt, wird darin überall die strengste Einheit des Gedankens und eine unverbrüchliche Anhänglichkeit an die Sache der Humanität, an die demokratischen Ideen der Revolution erkennen." [377]) Die Rücksicht auf die Zensur, und zwar auf eine doppelte Zensur, denn die Zensur, welche die Augsb. Allg. Ztg. ausübte, sei noch genauer, als die Zensur der bayerischen Behörden gewesen, habe ihn genötigt, „am Kahne seines Gedankens Wimpel aufzuziehen, deren Embleme sehr wenig dem wahren Ausdruck seiner politischen und sozialen Gedanken entsprochen hätten". Er habe nur an die gute Ladung gedacht, die er in den Hafen der öffentlichen Meinung zu führen beabsichtigte. Da die Augsburger Zeitung vor allem Thatsachen verlangt und hierin möglichste Vollständigkeit verlangt habe — so habe er immer darauf zu sinnen gehabt, alles, was er dem Leser mitteilen wollte, in die Form einer Thatsache zu kleiden, das Ereignis sowohl, wie sein Urteil darüber,

wobei er nicht angestanden habe — und das ist für die Beurteilung nicht bloß dieser Schrift, sondern seiner Schriften im allmeinen von Wichtigkeit — seine eignen Ansichten andren Personen in den Mund zu legen oder seine Ideen wohl gar zu „parabolisieren“.[378]) — In Bezug auf Reife des politischen Urteils, wie auf schriftstellerischen Wert stellt er diese Berichte, wie ich später noch zu berühren habe, weit über die vom Jahre 1831. Es ist nicht möglich hier auf das Einzelne näher einzugehen. Nur aus seiner Schilderung der damaligen französischen Tagespresse soll eine Stelle hier Platz finden, die noch heute beachtenswert ist. „Die französische Tagespresse — steht hier zu lesen — ist gewissermaßen eine Oligarchie. Es sind gewöhnlich große Kapitalisten oder sonstige Industrielle, die das Geld dazu herschießen. Sie spekulieren dabei auf den Absatz, den das Blatt finden werde, wenn es sich als Organ einer bestimmten Partei geltend zu machen verstanden oder sie haben gar den Hintergedanken, das Journal späterhin mit noch größerem Profit an die Regierung zu verkaufen. Auf diese Weise angewiesen auf die Ausbeutung der vorhandenen Parteien oder des Ministeriums, geraten die Journale in eine beschränkende Abhängigkeit und, was noch schlimmer ist, in eine Exklusivität, wogegen die Hemmnisse der deutschen Zensur nur wie heitre Rosenketten erscheinen. Der Redakteur en chef eines französischen Journals ist ein Condottiere, der durch seine Kolonnen die Interessen und Passionen der Partei, die ihn durch Absatz oder Konvention gedungen hat, verficht und verteidigt ... Hier herrscht die strengste Disziplin des Gedankens und sogar des Ausdrucks. Hat irgend ein unachtsamer Mitarbeiter das Kommando überhört, so schneidet der Redakteur en chef ins Fleisch seines Aufsatzes mit einer militärischen Unbarmherzigkeit, wie sie bei keinem deutschen Zensor zu finden wäre. Käme nun gar jemand zu ihm und brächte ihm einen Aufsatz, der zu dem gedachten Zwecke seines Journals in keiner fördernden Beziehung stände, so wird der Aufsatz streng zurückgewiesen mit den sakramentalen Worten: Cela n'entre pas dans les idées de notre journal. Ja, sobald man sich

entfernt von der Diskussion der Tagesinteressen, den sogenannten Aktualitäten, sobald man Ideen zu entwickeln hat, die den banalen Parteifragen fremd sind, sobald man etwa nur die Sache der Menschheit besprechen wollte, würden die Redakteure der hiesigen Journale einen solchen Artikel mit ironischer Höflichkeit zurückweisen, und da man hier nur durch die Journale mit dem Publikum reden kann, so ist die Charte, die jedem Franzosen die Veröffentlichung seiner Gedanken durch den Druck erlaubt, eine bittre Verhöhnung für geniale Denker und Weltbürger, und factisch existiert für diese durchaus keine Preßfreiheit — Cela n'entre pas dans les idées de notre journal!"[379])

Auch verschiedene andre journalistische Arbeiten Heines fallen in diese Zeit. Die erneute Verbindung mit Cotta rief wieder einige Kunstberichte für die Augsb. Ztg. und das Morgenblatt hervor. Es waren hauptsächlich „musikalische Berichte", wozu das vertraute Verhältnis zu Meyerbeer und zu den Brüdern Escudier, den Herausgebern der France musicale Veranlassung geben mochte. Zuerst eine Parallele zwischen Spontini und Meyerbeer, die einem politischen Briefe angehängt war und natürlich zu einer Verherrlichung des letzteren ausschlug. Sodann ein Bericht über die musikalische Saison von 1841, der eine begeisterte Würdigung Liszts enthält und Meyerbeers Verdienste um die Entwicklung der Instrumentation beleuchtet. Ein Aufsatz über den Karneval von 1842 wirft interessante Streiflichter auf das damalige Ballet und tritt den unzüchtigen Tänzen der Pariser Volkslust entgegen. Ein Vergleich des Rossinischen Stabat mater mit Mendelssohns „Paulus" wird mit sichtlicher Parteilichkeit zu Gunsten des ersteren entschieden. Heine spricht Mendelssohn hier alle Naivität ab. „Giebt es aber in der Kunst eine geniale Ursprünglichkeit ohne Naivität? fragt er dann. Bis jetzt ist der Fall noch nicht vorgekommen." Der musikalische Bericht von 1843 singt ein Klagelied über die unmäßige Ausbreitung des Pianofortespiels. Diese Plage ist also so wenig neuesten Datums, wie jene Klage. Sodann wird das musikalische Reklamewesen der Zeit beleuchtet und Paris als der Annoncenpfahl bezeichnet, an

welchem der Ruhm der Virtuosen in riesigen Buchstaben zu lesen sei. Man spreche von der Käuflichkeit der Presse, hierin irre man aber. (?) Die Presse sei gewöhnlich dupiert. Heine scheint darunter das gedankenlose Abschreiben des Lobs aus einem Blatte ins andre zu verstehen. Alle diese Artikel sind noch heute von Wert, schon weil sie eine Reihe von Persönlichkeiten, die damals mit mehr oder minderem Rechte berühmt waren, in lebendiger Schilderung vorführen; so Sivori und Dreyschock, Kalkbrenner und Pixis, Herz und Eduard Wolf. Auch 1844 sendete Heine wieder einen dieser Berichte ein. Er ist zunächst wieder Mendelssohn gewidmet. Das Urteil lautet hier günstiger. Er vergleicht ihn mit Tieck, glaubt aber, daß es ihm eher als diesem gelingen werde, etwas Bleibendes zu schaffen. „Aber — setzt er hinzu — nicht auf dem Boden, wo zunächst Wahrheit und Leidenschaft verlangt wird, nämlich auf der Bühne." Wieder wird Liszt, doch nicht ohne Humor, ja Satire gefeiert und der Begeisterungsparoxismus der Frauen gegeißelt. Schließlich muß der arme Spontini noch einmal herhalten, um für Meyerbeer neue Lorbeeren herbei zu schaffen. Immerhin ist die Art, wie Heine in diesen Berichten sich seiner Aufgabe entband, an einem Manne bewunderswert, der, wie die ihm so wohlwollende Madame Jaubert behauptet, zwar, wie er zu sagen geliebt, den großen Stil der Musik schätzte, die Italiener, das Konservatoire und die Oper aber gleichmäßig zu meiden suchte.

Bereits am 17. Oktober 1842 fragte Heine bei Cotta an,[380]) ob er wohl ein bis zur Feile fertiges kleines humoristisches Epos, Atta Troll, für sein Morgenblatt brauchen könne? Er hatte zwar 1839 an Kühne geschrieben,[381]) daß er kein Vertrauen zur Poesie mehr habe und sein Lebensalter, vielleicht die ganze Zeit den Versen nicht günstig sei, sondern Prosa verlange. Hier aber schüttete er wieder in kürzester Frist eine Fülle von Versen aus seinem poetischen Füllhorn zur Beschämung seiner litterarischen Gegner, die seine dichterische Kraft längst für erloschen hielten. Nach einem Briefe an Laube sei auch Cotta bereit gewesen, die Dichtung zum Abdruck

zu bringen. Gleichwohl bietet er sie nun diesem für die von ihm gerade wieder übernommene „Zeitung für die elegante Welt" an, der dieser Beitrag als „colossale Annonce" dienen werde, da sie das Bedeutendste sei, was er in Versen geschrieben. „Zeitbeziehung in Fülle, kecker Humor, obgleich in morgenblättlicher Mäßigung — es wird für das Publikum gewiß ein Evenement sein. Der Held ist ein Bär, der einzige der zeitgenössischen Helden, den ich des Besingens für werth hielt. Ein toller Sommernachtstraum."[382] Die hautes Pyrenées gaben die Dekoration dazu ab. Durch das Ganze zieht sich eine Parodie des Freiligrathschen „Mohrenfürsten". Wie es im Vorwort zu der 1847 bei Campe erschienenen Buchausgabe heißt, sei diese Dichtung, die er noch jetzt für unvollendet erklärt, zur Zeit der großen Emeute geschrieben worden, da die verschiedenfarbigsten Feinde sich gegen ihn zusammengerottet hatten. „Ich hätte nie geglaubt, daß Deutschland so viele faule Aepfel hervorbringt, als mir an den Kopf flogen ... Die wackern Kämpen für Licht und Wahrheit, die mich der Wankelmüthigkeit und des Knechtsinns beschuldigten, gehen unterdessen im Vaterlande sehr sicher umher, als wohlbestallte Staatsdiener oder als Würdenträger einer Gilde oder als Stammgäste eines Klubs, wo sie sich des Abends patriotisch erquicken am Rebensafte des Vaters Rhein und an meerumschlungenen holsteinschen Austern."[383] Heine verwahrt sich, daß man in seiner Parodie auf Freiligraths „Mohrenfürsten" eine Herabsetzung des Dichters selbst sehen wolle, den er seitdem hochschätzen gelernt. So wahr letzteres jedenfalls ist, so wird doch Heine vom ersteren schwerlich jemand überzeugt haben. Nur sollte die Parodie nicht bloß Freiligrath, sondern „die ganze damals üppig emporblühende politische Dichtung treffen, in welcher, nach Ruge, die Opposition ihr Leder verkaufte." „Die Musen — fährt Heine fort — bekamen die strenge Weisung, sich hinfüro nicht mehr müßig und leichtfertig umherzutreiben, sondern in vaterländische Dienste zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit oder Wäscherinnen der christlichen Nationalität." Der Vorwurf der Gegner, daß Heine im „Atta Troll" die großen Ideen der

Freiheit, Gleichheit und Menschenrechte verspotte, mag ungerecht sein, seine Satire mag wirklich nur auf den Mißbrauch gezielt haben, den man mit diesen Ideen trieb, allein sein Gedicht läßt darüber manchmal im Zweifel. Noch immer aber zeigt er sich hier in seiner vollen dichterischen Kraft und als der phantastische, aber nicht der Vergangenheit, sondern der Gegenwart und Zukunft zugewendete Romantiker, der er von Anbeginn war. In der grillenhaften Traumweise jener romantischen Schule, in der er seine angenehmsten Jugendjahre verbracht und zuletzt den Schulmeister geprügelt habe, sei es, wie er selber bekennt, von ihm als letztes Waldlied der Romantik geschrieben worden. Ja Romantiker war er und ist er geblieben, und will auch als solcher in seinem Verhältnis zu Religion, Politik und Freiheit beurteilt sein.

Immermanns Tod, der ihn aufs tiefste ergriff,[384]) war ihm eine ernste Mahnung an den Umschwung der Zeit, wie an den seines eigenen Lebens. Wie viele Freunde waren ihm ins dunkle Schattenreich schon vorausgegangen, von wie vielen war er, nicht durch den Tod, nein, durch das Leben geschieden. Kaum minder schwer wurde er etwas später durch die Nachricht von dem furchtbaren Hamburger Brande getroffen. Um diese Zeit war endlich auch Gutzkow einmal nach Paris gekommen. Nach ihm soll Heine die Versöhnung damals nachgesucht haben. Er habe zu Gutzkow geschickt und diesem ein Ehrenmahl antragen lassen, zu welchem „die ganze hervorragende französische Literatur" eingeladen werden sollte, falls Gutzkow Heinen den ersten Besuch machen wolle. Gutzkow habe es abgelehnt, weil er erkannt, daß es sich dabei nur um ein Kapitel in seinen Pariser Briefen: „Besuch bei Heine" gehandelt haben würde.[385]) So wertvoll das Zugeständnis des Heineschen Einflusses in Paris selbst noch zu dieser Zeit ist, so möchte ich diese Mitteilung doch bezweifeln, da Weill, welcher bei seiner Intimität mit Gutzkow (er war bei dem zweiten Besuche desselben im Jahre 1846 an den Vorarbeiten zu dessen Uriel Acosta, nach Gutzkows eigenem Bericht, in anerkennenswerter Weise beteiligt) sicher der Vermittler jenes Antrags gewesen



Heine's Portrait nach dem im Besitz des Herrn
Freiherrn Ludwig von Embden befindlichen Medaillon-Relief
von David d'Angers.

sein müßte und in seinen „Souvenirs“ denselben erwähnt haben würde, zumal Gutzkow selbst dazu aufforderte. Weill sagt aber nur beiläufig, daß er unter den vielen Deutschen auch Gutzkow bei Heine gesehen habe.[386]) Falls dies im Jahre 1842 und nicht erst 1846 geschah, so kann das Ergebnis kein besonders günstiges gewesen sein, da Heine kurze Zeit später darüber klagt, daß es „der feigen Lüge“ Gutzkows gelungen sei, seine politischen Überzeugungen zu verdächtigen.[387]) Auch erschien 1843 wieder ein angreifender Artikel im Telegraphen,[388]) der zwar nicht mehr von Gutzkow, aber von einem seiner Anhänger, G. Schirges, redigiert wurde.

In diesem Jahre reiste Heine zum erstenmal wieder nach Deutschland, teils um seine Verwandten, besonders seine Mutter und Schwester, zu sehen, teils um die Zukunft Mathildens einigermaßen zu sichern. Die sehnsüchtige Stimmung, welcher er folgte, spricht sich besonders in dem Gedichte „Abschied von Paris“ aus. Über seine Bemühungen für Mathildens Zukunft geben aber seine von Hamburg an diese geschriebenen Briefe näheren Aufschluß. In dem Gedicht macht sich das unterdrückte Gefühl der Heimatsliebe in ergreifender Weise Luft:

Ade, mein Weib, mein schönes Weib,
Du kannst meine Qual nicht fassen.
Ich drücke dich so fest an mein Herz
Und muß dich doch verlassen.

Die lechzende Qual, sie treibt mich fort
Von meinem süßesten Glücke —
Muß wieder athmen deutsche Luft,
Damit ich nicht erstícke.

Die Qual, die Angst, der Ungestüm,
Das steigert sich bis zum Krampfe.
Es zittert mein Fuß vor Ungeduld,
Daß er deutschen Boden stampfe.[389])

Aus den Briefen erhellt, daß Heine damals einen neuen Vertrag über die Gesamtausgabe seiner Werke mit Campe vereinbarte, nach welchem er diesem das Verlagsrecht statt für nur 10 Jahre, für alle

Zeiten übertrug, und Campe ihm dagegen vom Jahre 1848 ab eine Jahresrente von 2400 Frs. zu geben hatte, welche im Fall seines Todes auf seine Gattin überging, dann aber sofort vom Todestag an in Kraft trat, mochte nun dieser vor oder erst nach 1848 erfolgt sein.[390]) Die Briefe an Mathilde sind voller Liebe, Eifersucht und zärtlicher Fürsorge, auch für die weitere Ausbildung ihres Geistes. „Uebe fleißig Deine Handschrift — heißt es darin —. Was die Stunden im Deutschen betrifft, so denke ich, daß Du sie erst nach meiner Rückkehr nehmen wirst." Er versichert sie des freundlichsten Anteils seiner Familie und berühmt sich, mit seinem Oheim auf bestem Fuße zu stehen, nur habe er ihn leider sehr leidend getroffen.

Heine wollte damals seinen Besuch auch auf Berlin ausdehnen, und hatte schon bei Varnhagen angefragt, ob er es mit voller Sicherheit thun könne.[391]) Varnhagens Antwort muß aber nicht besonders günstig gelautet haben, da der Besuch unterblieb.[392]) Auf der Rückreise besuchte er jedoch in Hannover seinen Freund Detmold, mit dem er wegen Umgestaltung des „Telegraphen" verhandelte. Es lag ihm daran, diesen völlig dem Gutzkow'schen Einflusse zu entreißen. In Paris angekommen, beteiligte er sich zwar an den dort im Entstehen begriffenen Ruge'schen „Deutsch-französischen Jahrbüchern", ohne sich doch an die darin vertretenen Tendenzen zu binden. „Was mich betrifft — schreibt er an Campe — so gehöre ich nie zu einer Koterie als solcher, unterstütze aber Alles, was mir gut und löblich dünkt." Auch war er sofort mit der Ausgabe seiner „Neuen Gedichte" beschäftigt, über welche er mit Campe verhandelt hatte und welche im nächsten Jahre erschien.

Heine hatte von Campe in Erfahrung gebracht, daß er von seinem früheren Freund Steinmann eine Schrift gegen Rothschild gekauft habe. Er hatte Campe gebeten, den Druck zu beanstanden, bis er mit Rothschild darüber gesprochen, da er nicht zweifelte, daß dieser, die Schmähschrift an sich zu bringen, suchen würde. Heine war Rothschild in der That zu großem Danke verpflichtet, beruhte seine Pariser gesellschaftliche Stellung doch zum Teil auf der Anlehnung an dieses

Welthaus. Auch hatte er lange keine Gelegenheit verabsäumt, sich dafür dankbar zu zeigen, mehr vielleicht, als es sich mit den von ihm ausgesprochenen Ansichten und Grundsätzen und mit seinem zur Schau getragenen Haß gegen das Geldbürgertum und den Wucher der Börse vertrug. Schon in seinen „Französischen Zuständen“ nimmt er Gelegenheit, die „eigentlichen Repräsentanten des Reichthums“, die Herren von Rothschild, zu rühmen, die nicht, wie die übrige haute finance, vor der Cholera geflohen, sondern ruhig in Paris geblieben seien, hierdurch bekundend, daß sie nicht bloß in Geldgeschäften großartig und kühn sind.[393]) Ein andermal beschreibt er den Baron James, als den Mann, vor dem alle Völker sich beugen. Sein Privatkabinet sei der Ort, wo man sehe, wie klein der Mensch und wie groß Gott sei, „denn das Geld ist der Gott unserer Zeit und Rothschild ist sein Prophet.“[394]) „Das Comptoir des Herrn Rothschild — setzt er in seiner launig boshaften Weise hinzu — ist sehr weitläufig, ein Labyrinth von Salons, eine Kaserne des Reichtums. Das Zimmer, wo der Baron von Morgen bis Abend arbeitet, ist jüngst sehr verschönert worden. Auf dem Kamin steht jetzt die Büste des Kaisers Franz von Oesterreich, mit welchem das Haus Rothschild die meisten Geschäfte gemacht hat. Der Herr Baron will überhaupt aus Pietät die Büsten von allen europäischen Fürsten anfertigen lassen, die durch sein Haus ihre Anleihen gemacht und diese Sammlung wird eine Walhalla bilden, die weit großartiger sein dürfte, als die Regensburger.“ Ein andermal schildert er ihn als den mächtigen Mann, der das Geld dieser Welt in der Tasche hat und dem sogar der Papst tributpflichtig sei. In dem Buch über Börne nimmt er die Rothschilde gegen die Anklagen der Republikaner in Schutz: „Es giebt keine stärkeren Beförderer der Revolution, als eben die Rothschilde, und was noch befremdlicher klingen mag, diese Rothschilde, die Bankiers der Könige, diese fürstlichen Säckelmeister, deren Existenz durch einen Umsturz des europäischen Staatensystems in die ernsthaftesten Gefahren gerathen dürfte, sie tragen dennoch im Gemüthe das Bewußtsein ihrer revolutionären Sendung. Namentlich ist dieses der Fall

mit demjenigen Rothschild, der unter dem schmucklosen Namen Baron James bekannt ist. Dieser Nero der Finanzen, der sich in der Rue Laffitte seinen goldenen Palast erbaut hat und von dort aus als unumschränkter Imperator die Börsen beherrscht; er ist, wie weiland sein Vorgänger, der römische Nero, am Ende ein gewaltsamer Zerstörer des bevorrechteten Patriciertums und Begründer der neuen Demokratie." Worauf er nun nachweist, wie durch das Rothschild'sche Staatspapierensystem die ersten Bedingnisse für den gesellschaftlichen Fortschritt in Europa erfüllt und die alte Aristokratie vollends vernichtet worden sei, freilich um eine neue ins Leben zu rufen, die, wie er meint, aber nicht so gefährlich sein könne, weil sie auf dem unsichersten Elemente, dem Gelde, beruhe.[395]) In dem Bericht über die erste Vorstellung von Meyerbeers Hugenotten giebt Heine zugleich eine verherrlichende Beschreibung von Rothschilds neuem Palast und dem feenhaften Eröffnungsfeste, welchem auch er beigewohnt hatte. Über den Widerspruch, in welchem dergleichen Auslassungen mit seinen sonstigen Ansichten standen, scheint Heine leicht hinweggekommen zu sein. Es wäre ja langweilig, immer einerlei Meinung zu bleiben und wo ist die Regel, die ohne Ausnahme ist. Für Heine waren sein Onkel Salomon und die Rothschilde eben Ausnahmen. Wie er gelegentlich selbst an der Börse spielte und kein Bedenken trug, sich des an der Börse gewonnenen Reichtums seines Onkels Salomon zu bedienen, so feierte er auch gelegentlich die Macht und den Einfluß seines Pariser fürstlichen Gönners. In seinen späteren Schilderungen desselben[396]) mischt sich jedoch die Satire in bedenklicher Weise mit ein, was vielleicht schon auf eine Erkaltung des Verhältnisses hindeutet. Als Heine damals von Hamburg zurück nach Paris kam, scheint es sogar schon den vertraulichen Charakter völlig verloren zu haben. „Wollen Sie mir eine rechte Liebe und Freundschaft thun — schreibt er am 29. Dezember 1843 an Campe, wobei er ihm mittheilt, daß es ihm bisher noch nicht gelungen, von Rothschild empfangen zu werden und dies wohl auch nicht vor Ende Januar stattfinden dürfte — so schicken Sie mir das Manuskript (der Steinmann'schen Schmähschrift),

ich bin dann im Stande, etwas zu zeigen und entgehe jedenfalls dem Verdacht, als existierten nicht in Wirklichkeit die grellen Angriffe, wogegen ich Schutzmittel anbiete, oder als hätte ich gar dieselben selber nachträglich ins Leben gerufen."[397]) Wie kommt aber Heine wohl zu der Voraussetzung eines so schmählichen Verdachts? Sollte dies vielleicht im Zusammenhang stehen mit einem andern gegen die Rothschilde gerichteten Pamphlete, welches erst kürzlich von Alexander Weill veröffentlicht worden war? Hatte der Baron James ihm dasselbe vielleicht selbst mit zur Last gelegt? Denn befremden mußte es ihn allerdings, einen so feindseligen Angriff aus der unmittelbarsten Nähe seines langjährigen Gastfreundes hervorgehen zu sehen. Wenn Heine geglaubt hatte, sich Rothschilds Vertrauen durch die Benachrichtigung von der Gefahr, die diesem durch die Steinmann'sche Flugschrift drohte, zurückzugewinnen, so irrte er, wie es scheint. Erst Ende April gelang es ihm überhaupt mit Rothschild zu sprechen. Der Brief, der Campe dies mitteilt, verschiebt alles nähere auf das nächstfolgende Schreiben, der Zusatz „in wie weit er es verdient, geschont zu werden, mögen Sie selbst ermessen,"[398]) läßt aber deutlich genug erkennen, daß Heine von Rothschild abgewiesen worden war. Die Steinmann'sche Schrift erschien aber, so viel mir bekannt ist, doch nicht im Druck. Die Principessa von Rocca behauptet, daß Rothschild dieselbe gekauft habe und Heinen dafür sehr dankbar gewesen sei. Jenes kann nachträglich noch immer geschehen sein, letzteres ist aber jedenfalls unrichtig. Im Anfang des Jahres 1846 war Heine, wie er an Lassale schreibt, mit Rothschild immer noch sehr gespannt.[399]) Später scheint sich das Verhältnis wenigstens so weit gebessert zu haben, daß er geschäftliche Gefälligkeiten des Hauses in Anspruch nehmen konnte. Mit den ihm durch Salomon Heine verwandten Foulds stand Heine dagegen so schlecht, daß, als Weill im Jahre 1848 für den bedrängten kranken Dichter bei ihnen um Hilfe nachsuchte, sie ihm erklärten, daß „was die Canaille Heine betreffe, sie dessen Namen in ihrem Hause nicht wieder ausgesprochen hören möchten. Sollte er es sich aber selbst einfallen lassen, hierher

zu kommen, so werde er wie ein Hund vor die Thüre geworfen werden." [400]) Diese Mitteilung ist sehr glaubwürdig, da Heine Achilles Fould wiederholt in der gehässigsten Weise in seinen Berichten für die Augsburger Zeitung angegriffen und geschmäht hatte. [401])

Anfang Oktober 1844 erschienen die „Neuen Gedichte." Der Absatz war ein so ungeheurer, daß trotz der großen Auflage noch in demselben Jahre eine zweite veranstaltet werden mußte, was Heine Veranlassung gab, im Vorwort zu letzterer ironisch auf seine Gegner hinzuweisen, die seine Popularität für geschwunden erklärt hatten. Inzwischen war als poetisches Produkt seiner ersten Reise nach Deutschland ein neues satirisches Epos: „Deutschland, ein Wintermärchen" entstanden. Es ist der Ausdruck der tiefen Täuschung, welche seine heimwehsüchtige, sich in den glänzendsten Illusionen wiegende Seele in der Heimat erfahren hatte. Der cynische Naturalismus dieses Gedichts steht zu der phantastischen Romantik des Atta Troll in einem schneidenden Gegensatz, obschon beiden das satirische Element gemeinsam ist. Er hatte demselben ursprünglich noch ein gutes Teil Prosa hinzufügen wollen, was durch ein wieder mit großer Heftigkeit ausbrechendes Augenleiden aber verhindert wurde. Bereits am 20. Februar 1844 hatte er Campe es angekündigt. Ein späterer Brief schildert die Dichtung „als romantisch-politisch, die ganze Gährung der deutschen Gegenwart in keckster, persönlichster Weise aussprechend, um hoffentlich der prosaisch-bombastischen Tendenz den Todesstoß für immer zu geben." [402]) Es sollte anfangs allein oder mit dem Atta Troll erscheinen, später schlug er die Aufnahme desselben in dem die „Neuen Gedichte" enthaltenden Bande vor, „dem es die ungeheuerste Vogue geben werde." [403]) Das Epos erschien sowohl einzeln, als mit den Gedichten. Erst bei der dritten Auflage (1851) wurde es von diesen ausgeschieden und durch „Ratcliff" ersetzt, die Gedichte aber vermehrt. Auch im Herbst 1844, nachdem sein Augenleiden sich etwas gebessert hatte, reiste er wieder nach Hamburg, diesmal jedoch mit Mathilde, die aber nach kurzem Aufenthalt wieder zurückreiste. Die Principessa della Rocca erzählt, daß

nach ihrer Abreise alle frei aufatmeten.[404]) Jedenfalls war, wie Weill berichtet, das Mißfallen dann ein gegenseitiges.[405]) Auch muß man es vor Heine oder dieser müßte es vor Mathilden zu verbergen gesucht haben, da seine Briefe an sie, sie immer aufs neue der Teilnahme der Familie, besonders seiner Mutter und seines Oheims versichern. Diese Briefe selbst sind fast noch zärtlicher, leidenschaftlicher, als die des vorigen Jahres. „Seit Deiner Abreise — liest man darin — thue ich nichts, als seufzen. Ich will nicht mehr von Dir getrennt sein! Wie schrecklich! Ich fühle mehr als je die Nothwendigkeit, dich immer vor Augen zu haben . . .“ „Das Wichtigste, was ich Dir mitzutheilen habe, ist, daß ich Dich liebe bis zum Wahnsinn, meine liebe Frau!“[406]) Alfred Meißner, der überhaupt nicht ganz zuverlässig ist, berichtet, daß Heine seiner Gattin niemals seine jüdische Abstammung entdeckt, ja daß er ihr selbst die Abstammung seiner jüdischen Bekannten und Freunde verheimlicht habe.“[407]) Letzteres wird von A. Weill in so weit widerlegt, als dieser mitteilt, daß Heine ihn im Gegenteil seiner Frau als Juden vorstellte,[408]) was diese keineswegs abhielt, Weill ihr Vertrauen und ihre Freundschaft zu schenken. Andrerseits behauptet Weill wieder, daß Mathilde allen weiblichen Umgang, mit Ausnahme von Elisa Pousin, entbehrt hätte, einer Pensionsfreundin, die mit einem Schuhwarenhändler Arnaut verheiratet war, der sich durch glückliche Spekulationen zum Besitzer eines Cirkus aufgeschwungen hatte. Heines Hamburger Briefe an seine Gattin beweisen aber allein schon, daß sie außer ihr noch verschiedene andere Bekannte und Freundinnen besaß. Auch wurde sie, wie wir wissen, von Dem. Rachel mit eingeladen, und gewiß war diese die einzige nicht, die von den Bekannten Heines sie dieser Auszeichnung würdig erachtete, nachdem sie wirklich Madame Heine geworden war.

Schon in Hamburg war Heines Augenübel neu ausgebrochen, es nahm in Paris einen überaus heftigen Charakter an, wo überhaupt allerhand Ungemach auf ihn einstürmte. „Schnöde Dinge — berichtet er Campe — über die Sie sich wundern werden, plänkern

auf mich los." Sowie etwas später: „Ich muß eine Reihe Briefe über Deutschland publiciren, voll der wichtigsten Polemik."[409]) Da traf ihn plötzlich die Nachricht vom Tode des Onkels Salomon, der am 23. Dezember 1844 seinen Leiden erlegen war, und, wie ihm weiter gemeldet wurde, ihn in seinem Testamente mit nichts, als einem kleinen Legate von 8000 Mark banco bedacht hatte, während Carl Heine, der Universalerbe, den er doch einst in den Schrecken der ersten Choleraseuche in Paris mit Gefahr seines Lebens gepflegt, sich weigere, jede andere Verpflichtung anzuerkennen. Heine, der in den letzten Jahren mit seinem Oheim auf dem freundschaftlichsten Fuße gestanden, dem dieser nach seiner Verheiratung die ihm auf Lebenszeit zugesicherte bisher nur 4000 Fcs. betragende Jahrespension auf 4800 Fcs. erhöht und außerdem große Aussichten für den Fall seines Todes eröffnet hatte — wurde von dieser Nachricht wie vom Blitze getroffen. Weill, der zugegen gewesen sein will, erzählt, daß Heine wie tot zu Boden gefallen und, nachdem er von ihm und Mathilden auf sein Bett gelegt worden und wieder zu sich selber gekommen sei, einen Strom von Thränen vergossen habe.[410]) Doch auch Mathilde war im höchsten Grade bestürzt, schon wegen der Wirkung die es auf ihren ohnedies so leidenden Gatten ausübte. „Seit zwei Tagen — schreibt dieser unter dem Eindruck an Campe — sitzt meine Frau wie ein Marmorbild am Kamin und spricht kein Wort. Das Unerhörte hat sie wie versteinert."[411]) In der That hatten beide auf das Testament Salomon Heines die größte Hoffnung gesetzt. Wenn sie auch nicht, wie Weill behauptet, eine Million zu erben erwartet, so waren sie doch jedenfalls auf eine Summe gefaßt, gegen welche das für einen 30fachen Millionär gewiß ärmliche Legat von 8000 Mark banco ihnen verächtlich vorkommen mußte; ganz abgesehen noch davon, daß es sich dabei um das Leben eines Mannes handelte, der den Heineschen Namen berühmt gemacht hat und noch berühmt machen wird, wenn von all den Millionen, welche die Familie zusammengeschachert, vielleicht keine Mark banco mehr übrig sein wird.

Heine, des Augenlichts fast beraubt, hatte sich sofort an Campe als Vermittler bei Carl Heine gewendet, um diesen zur Erfüllung der von seinem Vater hinsichtlich der Pension eingegangenen Verpflichtungen zu bestimmen. Er glaubte noch nie so entschlossen gewesen zu sein und war vielleicht noch nie so schwankend und ratlos. Er fühlte sich innerlich zu den entschiedensten Schritten gedrängt und gehorchte doch seinen Freunden, die zu dem Wege der Milde und des gütlichen Ausgleichs rieten. So sehen wir ihn bald im Geiste mit Prozessen und Klagen und Racheartikeln beschäftigt — da sein Schwert seine Feder sei — nur um seiner Ehre, seinem Herzen Genüge zu leisten, gleichviel, was sonst draus entstehe — bald wieder zu Zugeständnissen bereit, bei denen es ihm gleichgültig ist, das, was er nach seiner Überzeugung mit Recht zu verlangen hatte, als eine Gabe der Großmut entgegen zu nehmen. Er verweigert auf das Entschiedenste, sich, wie man ihm angesonnen zu haben scheint, einer Familienzensur zu unterwerfen — er ist schon mit einem entsetzlichen Memoire beschäftigt[412]) und dann doch wieder zur Ausstellung eines Reverses bereit, worin er sein Ehrenwort giebt, nie etwas gegen seine Familie zu veröffentlichen.

Die Aufregungen, die diese jämmerlichen Verhandlungen mit sich brachten, mußten auf seine Gesundheit den allerschädlichsten Einfluß ausüben, so daß er am 21. Juli von Montmorency aus schreibt: „gegen die Wiederherstellung seiner Gesundheit trete jetzt alles andre zurück, selbst seine Finanznoth und die Streitigkeiten mit der Familie.“ Zu dem Augenübel hatte sich eine Lähmung des Oberleibes gesellt, die diesen wie mit eisernen Reifen umklammert hielt. Das linke Auge war seit Januar völlig geschlossen, das rechte war trüb und lahm. Eine Verdüsterung hatte sich seines Geistes bemächtigt, wie kaum wieder in der schlechtesten Zeit der späteren Stadien seiner furchtbaren Krankheit. „Ach theurer Freund — klagt er Campe am 31. Oktober — man hat sich schrecklich an mir versündigt, man hat mit unerhörter Schändlichkeit an meinem Genius gefrevelt.... Einst süßestes Leben, jetzt Verdüsterung und Todeslust.“[413]) Es ist aber doch zu viel ge-

sagt, die furchtbare Krankheit, die nun allmählich zum Ausbruch kam, nur den über Heine von seiner Familie verhängten Bedrängnissen und Aufregungen zur Last zu legen. Spuren derselben liegen viel weiter zurück. Lähmungserscheinungen werden von Heine schon früher erwähnt. Schon am 5. August 1837 schreibt er an seinen Bruder Max, daß er an einer bis an den Ellbogen hinaufreichenden Lähmung der linken Hand leide.[414]) Seine Krankheit hatte ihre Wurzeln teils in seiner individuellen Organisation, teils in dem unmäßigen Genuß der geschlechtlichen Liebe. Dies hat er selbst wiederholt anerkannt. Allein andererseits ist nicht zu verkennen, daß jene ihm durch seine Familie bereiteten Aufregungen höchst verderblich auf die Entwicklung der Krankheit eingewirkt haben. Heine hat daher auch nie aufgehört, sie dafür mit verantwortlich zu machen. Sein zurückgedrängter Groll und das Rachsüchtige seiner Natur machte sich in diesen bis in seine späteste Zeit hinabreichenden, aber meist nur geheimen Ausbrüchen in furchtbarer Weise Luft, besonders in den in seinem Nachlaß gefundenen Gesängen: „Es gab den Dolch in deine Hand“ und „Sie küßten mich mit ihren falschen Lippen.“ [415]) Doch kam ihm der Humor weit eher zurück, als er fürchtete. Sein Geist hatte noch eine ganz andere Widerstandskraft, als sein Körper. „Ich bin sehr körperkrank — schreibt er nur wenige Monate später an Varnhagen — aber die Seele hat wenig gelitten; wie eine müde Blume ist sie ein bischen gebeugt, aber keineswegs welk, und sie wurzelt noch fest in der Wahrheit und Liebe.“ [416]) Die Teilnahme und der Beistand der Freunde war ihm ein großer Trost. Vor allem erwies sich Meyerbeer dabei wahrhaft großherzig. Nachdem er ihm schon ein schriftliches Zeugnis ausgestellt hatte, daß Salomon Heine ihm die Pension durch seine Vermittlung bewilligt und auf Lebenszeit zugesichert habe, da sie ja namentlich dazu dienen sollte, Heine in seinen alten Tagen vor Nahrungssorgen zu schützen, dazwischen aber seine Geistesfreiheit zu sichern, erklärte er sich bereit, den Ausfall aus eigenen Mitteln zu decken.[417]) Auch an Beweisen von seines Oheims eigener Hand fehlte es Heine, wie er beteuert, nicht, nur helfe das nichts, so

lange der Prozeß vermieden werden solle und Karl Heine in seinem Unrecht beharre. Neben Meyerbeer war es besonders Ferdinand Lassalle, den er kürzlich zum Freunde gewonnen, der sich seiner aufs thätigste annahm, und Alexander von Humboldt, den Fürsten Pückler, Dieffenbach und Mendelssohn auch dazu aufmunterte. Ein Brief des Fürsten Pückler, den Heine, gegen Varnhagens Rat, veröffentlicht hat, erschien ihm als ein bedeutendes Denkmal für die Umwandlung der sozialen Verhältnisse. Der chevalereske Hochsinn der alten Geburtsaristokratie hob sich darin auf das Bedeutendste ab gegen den Krämergeist der neuen Geldaristokratie. Mendelssohn lehnte zunächst die Vermittlung ab, wegen der Angriffe Heines auf Felix. Heine mußte Lassalle versprechen, nichts mehr gegen diesen zu schreiben. „Er habe — bemerkt Heine dabei — auch nur Malice auf ihn, wegen seines Christelns.“ „Ich kann diesem durch Vermögensumstände unabhängigen Menschen nicht verzeihen, den Pietisten mit seinem großen, ungeheuren Talente zu dienen.[418]) Einer noch viel größeren Demütigung mußte Heine sich dadurch unterziehen, daß er, um die fortgesetzten Angriffe der Straußschen Klike zu unterdrücken, in einem an Dr. L. Wertheim gerichteten und in den Zeitungen abgedruckten Briefe der Madame Strauß, geborene Wohl, eine Ehrenerklärung gab, in welcher er die Anzüglichkeiten, deren er sich in Betreff ihrer schuldig gemacht, für „ganz irrige und grundlose Annahmen“ erklärte.[419]) Er erreichte nicht einmal seinen Zweck, da die Angriffe von dieser Seite immer noch fortgesetzt wurden, so daß Strauß sich später berühmte, mehr als 1000 Frs. für Zeitungsinserate in dieser Sache ausgegeben zu haben. Was half es ihm da, daß er brieflich einmal bekannte, zu jener Erklärung nur „wie die Köchin zum Kinde“ gekommen zu sein? [420])

Inzwischen hatte die Krankheit ungehemmt ihren Fortgang genommen. Lippen, Zunge und Schlund waren allmählich davon mit ergriffen worden, was sich später jedoch wieder legte. Wenn es auch jetzt noch bei ihm zu Ausbrüchen des Grolls, des Hasses und Mißmuts kam, so trat doch die unverwüstliche Lebenslust, so traten der

unermüdliche Thätigkeitstrieb, der Witz, die Ironie, ja selbst der Humor des Dichters doch mehr und mehr in ihr früheres Recht. Die Briefe an Lassalle beweisen, daß es ihm damals nicht völlig an freundlicheren Tagen gefehlt. Es wird da auf Spekulationen und Börsenspiel und leichtfertige Verhältnisse angespielt. Als aber gar die geistreiche, lebenslustige Schwester Lassalles, Madame Friedland aus Prag, nach Paris kam, wachten die alten Lebensgeister rasch wieder auf. „Mit Ihrer Frau Schwester — schreibt er dem neuen Freund — bin ich sehr viel zusammen und ganze Stunden lang plaudern wir von Ihnen. Mit meiner Frau kommt sie sehr gut aus. In einigen Tagen will ich ihr bei mir ein großes Diner geben, wozu ich Roger, Balzac, Gautier, Gozlan ꝛc. einlade." [421]) Und während ihn so diese Dame „trotz seines elenden Körperzustandes" in die Zerstreuungen riß, verflocht ihn ihr Gatte, vielleicht in der wohlmeinendsten Absicht, in seine Börsenspekulationen, die für Heine so unglücklich ausschlugen, daß das Legat seines Oheims fast völlig von ihnen verschlungen ward.

Daneben gab es aber auch geistige Arbeit. Der Direktor vom Theater Ihrer Majestät der Königin in London, Herr Lumley, hatte von Heine den Entwurf zu einem Ballet verlangt. Heine schlug die Faustidee dazu vor und schrieb das Tanzpoem „Doctor Faust", das zwar niemals zur Aufführung kam, weil die Balletmeister sich weigerten, das Libretto eines Dichters, eine für sie zu gefährliche Neuerung, in Szene zu setzen, ihm aber nichtsdestoweniger, von Lumley allein, 6000 Franken eintrug. Es war unstreitig die bestbezahlte Arbeit, die Heine jemals gemacht, da er sie in zwei Morgenstunden (wahrscheinlich im Februar 1846) erledigt haben will. Allein der Gegenstand, der ihn schon früher ernstlich beschäftigt hatte, veranlaßte ihn auch jetzt wieder zu neuen Studien und es reizte ihn, das Ergebnis derselben, sowie seine Gedanken darüber auszusprechen und hierbei die der Sage in seiner Faustdichtung gegebene Auffassung zu rechtfertigen. In wie weit nun der dies alles bezweckende offene „Brief an Mr. Lumley", den er vom 27. Februar 1847 datiert hat,

schon damals entstanden ist, wage ich allerdings nicht zu bestimmen. Heine hat auf sein Tanzpoem großes Gewicht gelegt und besonders die Auffassung, die er dem Satan gegeben, den er in der Gestalt eines verführerischen Weibes darin auftreten ließ, als tief in der Sage begründet, verteidigt. Jedenfalls verdienen seine Erläuterungen den Vorzug vor seinem Libretto. Beide erschienen zuerst 1851 als Buch und ein Jahr später verkürzt in französischer Bearbeitung in der Revue des deux mondes.

Im Mai 1846 nahm die Krankheit, die sich inzwischen etwas gebessert, eine so ernste Wendung, daß, als sein Zustand es endlich erlaubte, er von den Ärzten nach Barèges geschickt wurde. „Meine Sprachwerkzeuge — schreibt er noch am 1. September von Tarbes — sind so gelähmt, daß ich nicht sprechen kann; und essen kann ich nicht seit vier Monaten. Auch bin ich entsetzlich abgemagert, mein armer Bauch ist kläglich geschwunden und ich sehe aus, wie ein dürrer einäugiger Hannibal. Traurige Symptome (beständige Ohnmachten) haben mich nun bestimmt, nach Paris zurückzueilen, und gestern habe ich Barèges verlassen. Ich bin keineswegs ängstlich, sondern sehr gefaßt, und trage wie bisher mit Geduld, was sich nicht ändern läßt und ein altes Menschenschicksal ist ... Das holdselige Bewußtsein, ein schönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele selbst in dieser kummervollen Zeit.“ 422) Dieser traurige Zustand hatte eine Menge Gerüchte hervorgerufen, ja sogar den Bericht seines Todes, was, wie Heine bemerkt, seinen Vetter Karl sehr erschreckt habe.

Karl Heine hat, wie ich glaube, die Auszahlung der seinem unglücklichen Vetter von seinem Vater ausgesetzten Pension nicht aus Geiz verweigert. Karls Frau war eine geborene Furtado, ihre Mutter aber eine Schwester jenes Achilles Fould, den Heine in seinen Berichten für die Augsb. Ztg. so gehässig behandelt hatte. Wir wissen von Weill, wie groß in diesem Hause der Haß gegen ihn war. Heine spielt selbst einmal darauf an, daß hier die wahre Ursache von Karls hartem Verhalten liege. „Man will mich nur in Händen haben, daß ich gegen die Foulds, nämlich Karl Heine's

Frau und Schwiegermutter, deren Interessen ich gekreuzt, nichts unternehme."[423]) Auch mochte Karl Heine an der Thatsächlichkeit von Heines Behauptung zweifeln, daß Salomon ihm die Pension wirklich auf Lebenszeit, ja über seinen Tod hinaus, zugesichert habe und ebensowenig wie Campe den Gesundheitszustand des Dichters für so ernstlich bedroht halten, als er es wirklich war. „Daß Sie an meine Krankheit nicht glaubten — schreibt Heine einmal an Campe, der, wenn er Heine nicht brauchte, dessen Briefe, selbst die dringendsten, bisweilen unverantwortlich lang unbeantwortet ließ — erkläre ich mir daraus, daß Sie gewiß bei meiner Mutter Erkundigungen eingezogen, die wahrlich nicht beunruhigend ausfallen konnten, da ich der alten Frau immer das Gegentheil meines Zustands berichte"[424]) — eine rührende Rücksicht, die er bis zu seinem Tode beobachtet und durchgeführt hat, so daß dieser nun allerdings seine Mutter ganz unvorbereitet traf. Als aber die Nachricht von dem entsetzlichen Leiden des Dichters, ja von seinem Tod durch die Zeitungen ging, da mochte in dem Herzen Karl Heines die Erinnerung an den armen Vetter und mancher Vorwurf erwachen. Er schrieb ihm wenigstens, nachdem die Todesnachricht widerrufen worden war, wie Heine sagt, die liebreichsten Freundschaftsbriefe, in denen er ihm die Hand zur Versöhnung und zum Ausgleiche bot. Er bewilligte alles, was sein Vater Heine einst zugesichert hatte, die Feststellung einbegriffen, daß nach dem Tod ihres Gatten die Hälfte der Pension auf Mathilde zu übertragen sei.[425])

Bevor dieser Ausgleich zu stande kam, hatte Heine sein Testament schon gemacht. Es ist vom 27. September 1846 datiert und ein rührender Beweis von seiner Fürsorge für das von ihm noch immer zärtlich geliebte Weib. Nachdem er der Geringfügigkeit seiner Hinterlassenschaft gedacht, spricht er darin seine Betrübnis aus, seine arme Ehefrau, die er unsäglich geliebt, die, ebenso treu wie schön, ihm das Dasein erheitert habe, in einem vielleicht an Dürftigkeit grenzenden Zustand zurücklassen zu müssen. Er ernennt Mignet und Dr. Sichel zu Testamentsvollstreckern und betraut die Drs. Detmold

und Laube mit der Redaktion der Gesamtausgabe seiner Werke. „Was das Jahrgehalt betrifft — heißt es hier noch — das mir mein selger Oheim Salomon Heine zugesagt und das nach meinem Tode zur Hälfte auf meine Frau übergehen sollte, so bitte ich meinen Vetter Karl Heine, der rührend zarten Vorliebe zu gedenken, womit sein Vater immer meine Frau behandelt hat, und ich hoffe, er wird ihr gern die kleine Summe in einer Weise zusichern, die weder zu späteren Demüthigungen, noch zu Kümmernissen Anlaß geben kann; ich zweifle nicht, daß nach meinem Hinscheiden sein großmüthiges Herz sich wieder der Freundschaft erinnern wird, die uns einst so innig verbunden und deren Verlust mir den tödtlichsten Schmerz bereitet hat." Am Schluß, nachdem er seiner Mutter und seinen Geschwistern Lebewohl zugerufen, aber heißt es: „Leb wohl auch du, deutsche Heimath, Land der Räthsel und der Schmerzen, werde hell und glücklich! Lebt wohl ihr geistreichen, guten Franzosen, die ich so sehr geliebt habe. Ich danke euch für eure heitere Gastfreundschaft."[426])

Mitten in seinem Elend war er mit dem Plane für die „Gesamtausgabe und mit der Vorrede zu „Atta Troll" beschäftigt, welcher im nächsten Jahr erschien.

Im Jahr 1847 wurde er wieder durch den Besuch Laubes erfreut. Laube war über die Veränderung des Freundes aufs Tiefste erschüttert. Aus dem Bilde des Frohsinns und der Lebenslust war ein mageres Männchen geworden, dem das trockene graugesprenkelte Haar verwildert um die hohe Stirne hing, das Gesicht, in dem kein Stern des Auges zu finden war, von einem grauen Barte umrahmt, weil die schmerzlich erregten Nerven das Schermesser nicht mehr vertrugen. Die feine Nase war länger und spitzer geworden, der anmutige Mund war schmerzlich bewegt, das Gesicht gewaltsam in die Höhe gerichtet, damit die Pupille des Auges durch die nur noch offne kleine Spalte zwischen den Augenlidern hindurchsehen konnte. Der Geist aber war unberührt, das Naturell unverändert. Über die sentimentale Thräne seien sofort wieder die lustigen Pfeile des Witzes

dahingeflogen ... Noch immer habe er in der Schriftstellerwelt von Paris in hohem Ansehen gestanden. Selbst die Gegner unter den Deutschen hätten gefühlt, was sein Verlust zu bedeuten habe. Trotz seiner Leiden habe er noch die liebenswürdigste Fürsorge für den Freund genährt. Auch jetzt, mit diesem gebrochenen Körper sei er bemüht gewesen, ihm den Zutritt bei den Heerführern der Litteratur zu verschaffen. Noch immer habe ein Brief, eine Karte von ihm, die Thüren geöffnet. So sei er zu Sue, zu Mignet, zu Lamartine und Thiers gelangt. — Alfred Meißner, der Heine damals zum ersten Mal sah, hat ihn im Gegensatze hierzu wie weltverlassen dargestellt. Doch bekennt er an andrer Stelle, Heine erst im Herbste 1848 näher getreten zu sein. Heine benutzte die Anwesenheit Laubes zur Sichtung seiner Manuskripte. „Was kam da alles zum Vorschein!“ 427) Welch eine sonderbare Verschwendung von Geist, Spott und Zorn, von vorbauenden und sicherstellenden Hilfsmitteln, von Planen, Spekulationen, Chimären steckt in den Briefen eines Auswanderers, welcher wie Heine seit 16 Jahren einen Mittelpunkt gebildet hatte für die deutschen Wanderer politischer und poetischer Wünsche! Und das alles fraß da das Kaminfeuer in einer Stunde.“ Doch was hatten nicht vorher schon die beiden Hamburger Brände verzehrt!

Die Revolution, die Heine lange vorausgesagt hatte, brach endlich im Februar 1848 wirklich aus. Das Bürgerkönigtum sank zusammen und die Republik ward wieder für kurze Zeit die herrschende Staatsform. Das Ereignis traf ihn kränker, als je und — wie er an Alfred Meißner schrieb — innerlich teilnahmlos. „Was die Welt jetzt treibt und hofft, ist meinem Herzen völlig fremd; ich beuge mich vor dem Schicksal, weil ich zu schwach bin, ihm die Stirne zu bieten, aber ich mag den Saum seines Kleides nicht küßen.“ 428) Was hatte er in seiner traurigen Lage wohl auch von diesem Umschwung zu hoffen! Oder hätte er gar nicht bedacht, was er ihm rauben konnte? Wir werden leider noch sehen, wie verhängnisvoll er ihm werden sollte.



VI.

Leiden und Tod.



Wo wäre die erhebende Bedeutung der Tragödie, wenn sich im Leiden und Sterben des Menschen die ordnende Macht, die das Leben beherrscht, sowie die Kraft und Schönheit des menschlichen Geistes nicht in besonders bedeutsamer und ergreifender Weise enthüllte? So ist auch die lange Leidensgeschichte des Dichters, dessen Leben ich darstelle, weit minder ein klägliches, niederdrückendes, als ein erhebendes Schauspiel. Es war ein immer wieder erneuter Kampf zwischen Körper und Geist und ein immer aufs neue wieder errungener Sieg des Geistes über den Körper. Wie oft man über den Dichter, so lange er noch im Genusse des Lebens wollüstig schwelgte, den Stab auch möchte gebrochen haben, hier konnte man ihm Bewunderung doch nicht versagen. Wie oft der über alles, selbst noch das Schönste und Heiligste von ihm ausgegossene Spott, an seinem inneren Ernst, an seiner Wahrhaftigkeit Zweifel erregt hatte, hier mußte es jedem klar werden, daß diesem zwar glänzenden, aber widerspruchsvollen, zweideutigen Leben ein großes Herz, ein starkes Gemüt, ein unerschrockener Geist zu Grunde gelegen habe. An ihm selbst, der die Sinnlichkeit und den Körper dem Geist gegenüber in ihr ebenbürtiges Recht einzusetzen gestrebt, sollte es einleuchtend werden, wie hoch der Geist sich über beide erhebt.

Die Leiden Heines hatten frühzeitig begonnen. Obschon sein Leben lange nur im berauschenden Genuß zu verlaufen schien, ist es in Wahrheit schon von Jugend an zugleich eine Schule des Leidens gewesen, was aber seine Lebenslust, seinen Drang nach Genuß nicht zu unterdrücken vermochte, sondern wohl eher gesteigert hat. Daher

man ihm auch nie oder selten glaubte, so oft er darüber geklagt hat. Wenn ihn aber bisher seine Leiden weder an der Ausübung seines schriftstellerischen Berufs, noch am geselligen Umgang völlig behindert hatten, nahmen sie jetzt einen Charakter an, der ihn fast ganz von der Welt abzuschneiden und zur Unthätigkeit zu verurteilen drohte.

Es war in den ersten Tagen des Januars des Jahres 1848, als Heine seinen letzten Besuch bei Madame Jaubert unternahm. Er hatte sich aus dem Wagen zu ihr hinauftragen lassen. Die Anstrengung war aber doch noch so groß gewesen, daß er hier, kaum auf ein Sopha gelegt, von einem jener furchtbaren Rückenmarkkrämpfe befallen wurde, von denen er schon seit einiger Zeit und nun noch acht lange Jahre bis zu dem ihn erlösenden Tode gequält ward. Als er durch den Genuß von Morphium wieder etwas zur Ruhe gekommen war, ergoß er sich in Anklagen, den Frieden seiner Freundin gestört zu haben; er sei indes nur gekommen, ihr das Versprechen abzunehmen, ihn in der Einsamkeit, zu der er nun verurteilt sein werde, nicht ganz zu verlassen; worauf er alsbald wieder zu seinem früheren scherzhaften, spöttischen Ton, mit bald heitrer, bald bittrer Selbstironie überging.[429]) Bald darauf war er genötigt gewesen, der größeren Stille und besseren Luft wegen, eine Heilanstalt der Rue de l'ourcine zu beziehen, aus der er am 23. Februar noch einen Ausflug nach seiner Wohnung unternahm, um hier mit seinem Arzte und Mathilde zu speisen. Das Mahl wurde jedoch durch den ausbrechenden Kampf dieses Tages gestört. Der Wagen, den man zu seiner Rückkehr herbeigeholt hatte, wurde zum Barrikadenbau verwendet, und nur mit Gefahr und Mühe gelang es, den Kranken zurück nach seiner Anstalt zu bringen. Von hier schrieb er am 3. März noch einen kurzen Bericht, den letzten, über die Revolution an die Augsburger Zeitung, um gleich darauf einem neuen Anfall der furchtbaren Krankheit fast zu erliegen. Drei Wochen später schreibt er an Campe:[430]) „Ich bin seit einigen Wochen kränker als je, und ohne die größte Anstrengung kann ich keine Zeile aufs Papier bringen.

Auch diktieren kann ich nicht; denn seit 20 Tagen sind meine Kinnladen gelähmt, kann ohne Krämpfe nur halb hörbar wenig sprechen und dadurch, daß ich nichts Konsistentes mehr kauen kann, bin in diesem Augenblick sehr schwach." Nichtsdestoweniger sehen wir ihn mit Vorschlägen für die Gesamtausgabe und den neuen Ausgaben des 1. Teils der Reisebilder und des Salons beschäftigt. Daneben spricht sich die rührendste Sorge aus, daß sein elender Zustand sowohl seiner Mutter, als seiner Schwester verheimlicht bleibe.

Nicht lange darauf erschien in der Revue retrospective, einem Flugblatte, das von dem Associé seines Freundes Dubochet herausgegeben und von Thiers patronisiert wurde, unter anderen Publikationen aus den Archiven der vorigen Regierung, ein Verzeichnis der von dieser verteilten geheimen Pensionen, worin sich auch Heine mit 400 Fcs. monatlich befand. Das Blatt hatte damit ohne Zweifel keine feindliche Absicht gegen Heine verbunden, allein ein Korrespondent der Augsburger Zeitung, nach Heine: ein Italiener aus der Kanzlei der österreichischen Gesandtschaft, hatte in diese Zeitung (Beilage zu Nr. 119 vom 28. April 1848) einen um so gehässigeren Bericht einzuschmuggeln gewußt, worin geradezu behauptet wurde, daß Heine für dieses Jahrgeld seine Feder an die Regierung verkauft habe. Die Redaktion der Augsburger Zeitung hatte diesen Bericht zwar mit einer Note versehen, die aber immer noch zweideutig genug klang, worin sie die Meinung aussprach, Heine möchte wohl nicht für das, was er schrieb, sondern nur für das, was er nicht schrieb, bezahlt worden sein. Heine erfuhr von diesem neuen Angriff auf seinen Ruf erst gegen Mitte des Mai und erließ sofort eine in würdigem Ton gehaltene Erklärung, welche die Augsburger Zeitung am 23. Mai 1848 veröffentlichte,[431]) worin er seine Entrüstung über die zweideutige Haltung des Blattes in dieser Angelegenheit durchblicken läßt, dessen Redaktion seit zwanzig Jahren nicht sowohl durch das, was sie von ihm gedruckt, als vielmehr durch das, was sie nicht von ihm zu drucken gewagt, gemerkt haben sollte, daß er nicht der servile Schriftsteller sei, der sich sein Schweigen be-

zahlen läßt. Doch sei seine Ehre auch nicht in der Hand des ersten besten Zeitungskorrespondenten; nicht das erste beste Tagesblatt sei ihr Tribunal, nur vor den Assisen der Literaturgeschichte sei er zu richten. Er leugnet nicht, die Hilfsgelder in Anspruch genommen zu haben, welche das französische Volk an so viele Tausende von Fremden gespendet, die sich durch Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte gefunden hätten. Er leugnet jedoch, mit dieser Unterstützung irgend eine Verpflichtung übernommen zu haben, die ihm auch niemals angesonnen worden sei. — Was ihn bei dieser Sache besonders verdächtig machen sollte, war die Heimlichkeit, mit der ihm diese Unterstützung und zwar aus den geheimen Fonds des Auswärtigen Amtes ausgezahlt worden war. Er selbst hat übrigens gegen einige seiner nächsten Freunde daraus kein Geheimnis gemacht. K. M. Kertbeny erzählt, daß Heine im Frühjahr 1847 die ihm durch die Regierung gewährte Unterstützung als Beweis angeführt habe, wie sehr man in Frankreich selbst noch den fremden Schriftsteller ehre. Weill berichtet uns freilich, daß Heine, der ihn 1846 oder schon früher darüber ins Vertrauen gezogen, eine gewisse Gegenverpflichtung zugestanden habe. Man darf aber Heine wohl glauben, wenn er beteuert, in der Annahme der Staatspension nie etwas gesehen zu haben, was ihn verpflichte, je eine Zeile wider seine Überzeugung zu schreiben, nur überredet er uns schwerlich, daß er hierdurch nicht doch etwas anders geschrieben hat, als es sonst der Fall gewesen sein würde — und selbst, wenn dies nicht wäre, so hat er sich doch jedenfalls hierdurch in diesen Verdacht gebracht. Ich selbst halte Heine nicht im eigentlichen Sinn für bestochen. Die Haltung seiner Artikel ist entscheidend dafür. Sie sind noch immer weit freisinniger geschrieben, als viele liberal gesinnte Männer, die keine Pension bezogen, damals zu schreiben wagten. Was die Mitteilungen von A. Weill betrifft,[432]) so steht dieser selbst im Verdachte, vieles in seinem Buche nicht ganz richtig, sondern in einem gehässigen Lichte dargestellt zu haben. Wenn er

behauptet, daß Heine sich nur unter dem Druck dieser Enthüllung nach der Heilanstalt in der Rue de l'ourcine zurückgezogen und lange nicht gewagt habe, sich öffentlich oder in Gesellschaft zu zeigen, so ist dies jedenfalls unwahr und eine verleumderische Absicht dabei nicht ganz ausgeschlossen, da Weill die wahren Verhältnisse kennen mußte und ein kleinlicher, rachsüchtiger Zug durch sein ganzes Buch geht. Als Heine von dem Artikel der Revue retrospective hörte, war er schon lange in jener Heilanstalt, ja es ist sogar fraglich, ob er damals noch darin war, da er Campe am 25. April geschrieben hatte, nur bis zum 7. Mai hier bleiben zu wollen, sein die Revue betreffender Brief aber vom 14. Mai ist. Den sorgfältigen Bemühungen des Dr. Gruby[433]) gelang es, ihn damals noch einmal auf die Füße zu bringen. Heine scheute die Öffentlichkeit so wenig, daß er gegen Mitte Mai, also grade zur Zeit, wo jene Enthüllungen am lebhaftesten erörtert wurden, einen Spaziergang, den letzten, über die Boulevards unternahm. Ermüdet flüchtete er vor dem tosenden Gewühl, halbgelähmt am Stocke sich fortschleppend, in die unteren Säle des Louvre. Hier vor der Venus von Milo, deren Schönheit er so oft mit schwelgendem Auge betrachtet, setzte er sich nieder. Sein Herz wurde weich und entlud sich in einem Strome von Thränen. „Die schönen Lippen der Göttin — setzt Meißner, der es berichtet, hinzu — lächelten wie immer und vor ihr weinte ihr unseliges Opfer.“[434]) Noch im Mai zog Heine nach Passy, in die große Straße des Orts. Die Krankheit brach hier wieder mit Heftigkeit aus. Er lag in einem Zimmer des Erdgeschosses und genoß durch die offene Thür die schmeichelnden Düfte der Blumen eines kleinen Gartens, die diese dem Dichter, der sie so oft besungen, dankbar zufächelten. Dazwischen saß er wohl noch auf dem Lehnstuhl. Seine Beine waren so weich wie Baumwolle. Er mußte wie ein Kind getragen werden. Die rechte Hand drohte damals auch abzusterben. Er konnte nur weniges schreiben und das Diktieren peinigte ihn, wegen der gelähmten Kinnladen. Der Geist aber war ungebrochen. Der zweite Testamentsentwurf vom 10. Juni 1848 gehört dieser Zeit an.[435]) Auch

wurde er nicht müde, die Gesamtausgabe bei Campe zu betreiben, der den ungeduldig Harrenden wieder monatelang vergeblich auf Antwort warten ließ. Es war zu begreifen, daß Campe in der politisch erregten Zeit mit der Herausgabe zögerte, nicht aber zu entschuldigen, daß er den armen kranken Freund, dem er so viel verdankte, so wenig schonte und nicht einmal der Genugthuung eines freundlichen Zuspruchs würdigte. Heine ließ sich Romane, Reisebeschreibungen, Zeitungen vorlesen, die er von Hamburg und Köln aus geschickt erhielt. Er träumte in seinen Morphiumschläfen Gedichte und ließ sie am andern Morgen sich aufschreiben oder versuchte sie selbst auf das Papier hin zu kritzeln. Mad. Jaubert, die er durch ein Billet herbeigerufen, vermittelte ihm, wie es scheint, gerade damals die Bekanntschaft der schönen Nichte des Grafen Nesselrode, der Gräfin Kalergis. Die aristokratische Neugier der geistvollen vornehmen Dame aber verletzte ihn fast. Er schrieb das Gedicht „Der weiße Elephant“ auf sie, das in seinem Romancero erschien, den er ihr überschickte.

Anfang Oktober kehrte er wieder zur Stadt zurück. Seine Teilnahme an der Politik war gesunken. „Das ist Universalanarchie — hatte er schon in Passy geschrieben — Weltkuddelmuddel, sichtbar gewordener Gotteswahnsinn! Der Alte muß eingesperrt werden, wenn das so fortgeht! Das haben die Atheisten verschuldet.“[436]) Der blasphemistische Spott stand also damals noch immer in Kraft. Besonders schwächte sich das Interesse für die französischen Zustände ab. „Die Republik — sagte er etwas später zu Meißner — ist nichts weiter, als ein Namenswechsel, ein revolutionärer Titel. Wie könnte sich diese corrupte, weibische Gesellschaft so schnell verwandeln? Wo hätten diese Menschen ihren Vorrath von bürgerlichen Tugenden bisher so sorgfältig versteckt? Paris, glauben Sie mir, ist gut napoleonisch, ich meine, hier herrscht der Napoleond'or.“[437]) Meißner meint nicht mit Unrecht, daß das Bestehende Heine überhaupt nie befriedigen konnte. „Der Kampf war seine Natur, das Mißvergnügen mit dem Status quo und die Negation sein Wesen.“ Es war aber

doch nur die eine Seite davon, die andre hat Heine selbst mit den Worten bezeichnet: „Wie ich geboren bin, das Schlechte und Verlebte, Absurde, Falsche und Lächerliche einem ewigen Spotte preiszugeben, so ist es auch nur ein Zug meiner Natur, das Erhabene zu fühlen, das Großartige zu bewundern, das Lebendige zu feiern.“[438]) Der Gang der Ereignisse in Deutschland verstimmte ihn tief. Das Laubesche Buch über das Frankfurter Parlament interessierte ihn zwar wegen der lebendigen Porträtierungen; der politische Gesinnungswechsel des Freundes aber verdroß ihn und er machte daraus kein Hehl. Lewin Schücking, der ihn damals wieder besuchte, war betroffen über die wunderbare Veränderung im Aussehen des Dichters. „Die frühere gesunde Röthe war von seinem Antlitz gewichen und hatte einer feinen Wachsbleiche Platz gemacht, fein waren alle Züge geworden. Sie waren verklärt, vergeistigt, es war ein Kopf von unendlicher Schönheit, ein wahrer Christuskopf, der sich mir zuwandte.“ Er fand es einsamer am Lager des Kranken, wozu die Zeitereignisse beitrugen. Heine hatte damals eine Wohnung in der, unweit des Kirchhofs von Montmartre, gelegenen Rue d'Amsterdam bezogen. Was für fröhliche, übermütige Stunden hatte er in dem nahen Café Montmartre verlebt! Wer dachte da an den Kirchhof, mit dem es den Namen teilte, jetzt war dieser Kirchhof der stille Gedanke, der sich immer wieder bei ihm zwischen alle anderen drängte. Heine ist vielleicht in keiner seiner Pariser Wohnungen so lange als in dieser geblieben, in der er fünf Jahre aushielt. Soll er doch in Paris die Wohnung an dreißig Mal verändert haben, was eine der vielen Abzugsquellen gewesen ist, die trotz seiner nicht unbedeutenden Einnahmen einen Wohlstand nicht bei ihm aufkommen ließen. Sie war jetzt zwar ebenso wie die der kostspieligen Reisen, der Gastlichkeit und Geselligkeit und der galanten Abenteuer so gut wie geschlossen, dafür waren aber andere Ausgaben an die Stelle getreten und die Einnahmen hatten sich merklich verringert, obschon es zweifelhaft ist, ob Heine die unselige Staatspension noch weiter bezog oder nicht. Denn sicher wurde alles gethan, das Leben des Kranken so erträglich wie

möglich zu machen. Neben Paulinen wurde lange noch eine, dann sogar zwei Wärterinnen zu seiner Pflege, und zu seiner geistigen Unterstützung bald ein, bald auch zwei Sekretäre und Vorleser in Dienst genommen. Und was verschlangen die Apotheker und Ärzte! Auch fehlte es selbst jetzt nicht bei Heine völlig an Gastlichkeit. Es wurden noch immer kleine Diners veranstaltet, bei denen der frühere Überfluß herrschte, und denen Heine vom Bett aus beiwohnte und meist auch die Kosten der Unterhaltung noch trug. Dabei verstand Mathilde so wenig wie Heine zu wirtschaften und ihre Herzensgüte wurde noch mehr, als die seine mißbraucht. Sie teilte seinen Hang zur Freigebigkeit und zum Wohlthun. Noch am Tage vor ihrem Tode hat Julia sie wie häufig beschäftigt gefunden, kleine Packete zu machen, in denen sich je 5—10 kleine Münzen befanden, die sie dann an Arme verteilte — [439]) ein Zug, der in rührender Weise an Heines Vater erinnert und wahrscheinlich von diesem durch Heine auf sie übertragen ward. Was sie dem Kranken immer noch, ja jetzt vielleicht mehr als je war, geht aus einer Briefstelle vom April 1849 hervor, in welcher es heißt: „Nie haben die Götter oder vielmehr der liebe Gott (wie ich jetzt zu sagen pflege), einen Menschen ärger heimgesucht. Nur zwei Tröstungen sind mir geblieben und sitzen kosend an meinem Bette: meine französische Hausfrau und die deutsche Muse. Ich knittele sehr viel' Verse, und es sind manche darunter, die wie Zauberweisen meine Schmerzen kirren, wenn ich sie für mich hinsumme. Ein Poet ist und bleibt doch ein Narr!“ [440]) Wohl wachte die Liebe zum Vaterlande, die Sehnsucht nach seiner Familie oft lebhaft in seiner Seele auf. Noch im Jahre 1848 hatte er sich gegen den Gedanken gesträubt, Paris zu verlassen, um seine Genesung im Süden zu suchen. „Man soll einen Goldfisch nicht aus dem schlechten Wasser seines Behälters nehmen, ebensowenig mich aus der Pariser Luft.“ Schon im Januar 1849 aber klagt er: „Sie glauben kaum, wie sehr ich mich sehne, das Vaterland wieder zu sehen“ und als im Sommer die treugebliebenen Freunde Paris meist verließen, da wurde es ihm unheimlich in der volkreichen Stadt.

„Wäre ich transportabel — so schrieb er — so käme ich nach Hamburg.“ Doch nicht nur sein Zustand war für solche Übersiedlung ein Hindernis, sondern auch seine französische Ehe und die Liebe, die er für seine Gattin im Herzen trug. Madame Jaubert sagt wiederholt, daß die Sorge für ihre Zukunft ihn während seiner Krankheit nie verlassen, daß sie das Glück derselben gebildet habe. Er ertrug ihr zu Gefallen den ihm lästigen Umgang des rohen Emporkömmlings Arnaut, und trotz seiner Eifersucht drängte er sie wieder und wieder, Unterhaltung und Zerstreuung im Theater und in Konzerten zu suchen. Im Spätherbst 1849 suchte der junge Karl Hillebrand die Stelle eines Sekretärs bei ihm nach. Er fand den Dichter auf seinem Matratzenlager, das Gehör geschwächt, die Augen geschlossen, deren müde Lider er nur mühsam mit den abgemagerten Fingern hinaufschieben konnte, die Beine gelähmt, den Körper zusammengeschrumpft. So sei er alle Morgen von Weiberhand auf den Lehnstuhl getragen worden, während das Bett gemacht wurde. Durch den Genuß von Morphium habe er sich nur wenige Stunden Schlafs zu verschaffen vermocht. „In seinen schlaflosen Nächten — fährt Hillebrand fort zu erzählen — dichtete er dann wohl seine wunderbarsten Lieder. Den ganzen Romancero hat er mir dictirt. Das Gedicht war jedesmal fertig am Morgen. Dann aber ging's an ein Feilen, das Stundenlang währte.“ Er wurde nicht müde lesen zu hören, besonders theologische Werke und kirchenhistorische. Den ganzen Spittler und Tholuck, auch Spalding, die Bibel — dann Goethe und Spittler — dies alles las ihm Hillebrand vor, der ihn im Sommer 1850 wieder verlassen mußte. Er rühmt Heines Herzensgüte und die Sorge, die er für seine (Hillebrands) Ausbildung trug und bekennt, seinen Ratschlägen viel zu verdanken.[441])

Im Frühjahr 1849 war Heine von den durch die deutschen Zeitungen laufenden Berichten über die Bedrängnisse, denen er durch die Schuld seiner Familie unterliege, zu einer öffentlichen Rechtfertigung bestimmt worden, in welcher er erklärte, daß die ihm von seinem Oheim ausgesetzte Pension ihm ununterbrochen ausgezahlt, ja seit

sein Krankheitszustand sich bedeutend verschlimmert, „durch außerordentliche trimesterielle Zuschüsse fast verdoppelt" worden sei. Was er aber dabei verschwiegen hat, war, daß er dagegen versprach, nie wieder etwas über die Familie zu veröffentlichen, obschon er hierdurch gezwungen wurde, sein großes, fast fertiges Memoirenwerk, durch das er ein so großes Honorar zu erlangen hoffte, entweder ganz unbenützt liegen zu lassen, oder ganz neu zu bearbeiten. Doch auch die Veränderungen, welche seine religiösen Ansichten unter dem Einfluß der Krankheit erfahren hatten oder erfahren haben sollten, waren Gegenstand der lebhaftesten Erörterung. Ein Brief an den Vater Lassalles, vom 30. April 1850, giebt darüber die erste bestimmtere Auskunft: Er möchte — heißt es darin — seines Sohnes Gesicht sehen, wenn ihm zu Ohren kommt, daß er (Heine) aller atheistischen Philosophie satt, zu dem demüthigen Gottesglauben zurückgekehrt sei. „Es ist in der That wahr, was das Gerücht, obgleich mit Uebertreibung, von mir verbreitet hat."[442]) — „Ich bin kein Frömmler geworden — schreibt er etwas später an Campe — aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren und Alles, was aus der früheren blasphematorischen Periode noch vorhanden war, die schönsten Giftblumen hab' ich mit entschlossener Hand ausgerissen .... Wenn das in den Flammen knisterte, ward mir, ich gestehe es, gar wunderlich zu Muthe — — und neben mir hörte ich die ironisch tröstende Stimme irgend eines Mephistopheles, welche mir zuflüsterte: Der liebe Gott wird Dir das Alles weit besser honorieren, als Campe. Ach, liebster Campe — fügt er hinzu — ich wünsche manchmal, Sie glaubten an Gott; es würde Ihnen dann auf's Gewissen fallen, mit welchem Undank Sie mich behandeln zu einer Zeit, wo ein so grauenhaftes und unerhörtes Unglück auf mir lastet."[443]) Von dem, was er schon veröffentlicht hatte, wollte er dagegen nichts wieder zurücknehmen, weil der abgeschossene Pfeil ja doch nicht mehr dem Schützen gehöre. Er widerrief es jedoch im allgemeinen. Überhaupt fehlte es bei den wechselnden Stimmungen,

von denen seine Seele ergriffen wurde, auch jetzt nicht an Schwankungen. Die Verzweiflung, welcher er besonders in den furchtbaren Nächten zur Beute fiel, stachelte, wie einzelne seiner letzten Gedichte und sein Romancero beweisen, noch immer zuweilen die alte blasphematorische Lust wieder auf. Doch hat Heine auch manches nur im Widerspruch gegen diejenigen ausgesprochen, die ihn des Kleinmuts, der Furcht vor dem Jenseits beschuldigten. Dies gilt besonders von seinen „Geständnissen". Er glaubte es dann nicht genug betonen zu können, daß er seine Ansichten über die verschiedenen Kulte und Kirchen nicht im geringsten geändert habe. Am unzweideutigsten hat er seine religiösen Ansichten wohl in seinem Testamente von 1851 niedergelegt,[444]) dem einzigen, welches wirklich vollzogen und rechtskräftig geworden und, frei von jeder Einmischung seiner Ironie und seines Spottes, im Tone eines einfachen, aber feierlichen Ernstes gehalten ist. Hier aber erklärt er, obschon im Glauben an einen einzigen Gott, den ewigen Schöpfer der Welt zu sterben, dessen Erbarmen für seine unsterbliche Seele er anflehe, und durch den Taufakt der lutherischen Konfession anzugehören, er doch auf alle Amtshandlungen eines Geistlichen dieser Kirche oder einer anderen Priesterschaft verzichte. Er bedauert in seinen Schriften oft nicht mit der schuldigen Ehrfurcht gesprochen zu haben. Er bittet um Verzeihung, wenn er die Moral und guten Sitten, welche das wahre Wesen jeder monotheistischen Glaubenslehre seien, beleidigt habe. Er verbietet, daß irgend eine Rede an seinem Grabe gehalten und seine Asche transloziert werde.

Alexander Weill berühmt sich, Heine nicht nur zu Gott zurückgeführt, sondern auch zu dem von den Wundern des Pentateuch gereinigten Mosaismus bekehrt zu haben, infolge des von ihm gelieferten Nachweises, daß erst Esra, wofür er sich auf die Bücher Esras und Nehemias beruft, die supranaturalistisch-theokratische Religion des zweiten Tempels in den Mosaismus eingeführt habe.[445]) Wohl habe Heine früher gesagt: „Ich will lieber ein Sohn Jupiters sein, weil ich das Leben vor dem Tode nicht dem Leben nach dem Tode opfern

mag. Man giebt mir wohl einen Wechsel auf die Unsterblichkeit. Hat ihn Rothschild endossiert? Und wenn er protestiert wird?" Zuletzt aber sei er vollkommen mit Moses ausgesöhnt gewesen und als Mosaist und einer der größten Söhne Israels gestorben.[446]) Ich wage hierüber kein Urteil auszusprechen. Obschon diese Behauptung aber weder in einem entschiedenen Widerspruch mit dem Testamente von 1851, noch mit den „Geständnissen" von 1854 steht, so scheint es mir doch, als ob Heine auch noch jetzt einen andern Standpunkt eingenommen hätte. Ich glaube, daß er im konfessionellen Sinne weder Jude noch Christ, oder doch das eine so sehr wie das andere gewesen ist. Was ihm vom Mosaismus annehmbar erschien, war im Grunde dasselbe, was er auch im Christentume wieder annehmbar fand. Sprach er es in seinen „Geständnissen" doch geradezu aus, daß Juden und Christen, die beiden Völker der Sittlichkeit, abgesehen von ihren Kulten, sich aufs tiefste verwandt wären. Die Natur hatte ihn zum Juden gemacht, die Bildung zum Christen und er hat immer daran gearbeitet, diesen Widerspruch innerlich zu versöhnen.

Das Jahr 1850 hatte ihm wieder manchen lieben Besuch aus der Heimat gebracht. Moritz Hartmann, Fanny Lewald und Stahr waren unter andern gekommen. Letzterer hat uns eine lebendige Schilderung von dem damaligen Zustand und Leben des Dichters hinterlassen. Wir hören, wie dieser sein Leiden mit der Geduld eines Heiligen trug, welch zarte Rücksicht, welche lebendige Dankbarkeit er für alle hatte, die ihn besuchten, wie er das Gespräch immer wieder, von seinem eigenen Zustand ab, zu Gegenständen lenkte, welche den Besuchenden interessierten, wie er jedem seiner ernsten Gedanken zuletzt eine satirische oder scherzende Wendung gab. Die Lebhaftigkeit seines Geistes, seine Teilnahme, seine Einbildungskraft, sein Gedächtnis, die Schärfe seines Urteils zeigten noch immer die alte staunenerregende Kraft, seine Laune sei noch immer unversieglich gewesen; was sich ja alles auch noch in seinen spätesten Briefen und Schriften erkennen läßt, die noch immer den früheren Reiz der Form, wenn auch oft einen so traurigen Inhalt haben.

Auch Campe hatte endlich sein Stillschweigen gebrochen. Er war selbst nach Paris gekommen. Der Anblick des Dichters hatte ihn aufs tiefste erschüttert, die ungeschwächte Kraft seines Geistes ihn aufs neue zur Bewunderung hingerissen. Fast ohne den Inhalt zu kennen, erwarb er für eine verhältnismäßig bedeutende Summe die Sammlung von Gedichten und Liedern von ihm, welche Heine sämtlich unter dem Drucke der furchtbaren Krankheit gedichtet hatte. Die nächsten Korrespondenzen handeln fast einzig von diesem Werk, für welches nach Heines eigenen Worten Campe mehr, als er selbst, den Titel „Romancero“ erfunden hat.[447]) Heine urteilt keineswegs hoch darüber. „Sie haben — schreibt er einmal von ihnen — weder die künstlerische Vollendung, noch die innere Geistigkeit, noch die schwellende Kraft meiner früheren Gedichte, aber die Stoffe sind anziehender, kolorierter und vielleicht auch die Behandlung macht sie der großen Menge zugänglicher“. Anfangs hatte Heine ihnen das Faustbuch noch einzuverleiben gedacht; Campe schied es mit richtigem Blick aber aus und ließ es neben dem Romancero gegen Ende 1851 gesondert erscheinen.

Der „Romancero“ war mit dem Bilde des leidenden Dichters geschmückt[448]) und erlebte innerhalb der ersten zwei Monate vier Auflagen, jede von 5—6000 Exemplaren, ein Erfolg, der alle früheren weit überstieg. Auch der Romancero hat große, zum Teil wohl auch berechtigte Anfechtungen erfahren. Der Dichter nahm nur geringen Anteil daran und verteidigte bloß mit Hartnäckigkeit die Sittlichkeit seines Buchs. Man wird den qualvollen Zustand, aus welchem die von Fieberträumen geängstete Phantasie des Dichters, dem der Schatten des Todes immer zur Seite stand, diese Gedichte schuf, bei ihrer Beurteilung nicht aus dem Auge verlieren dürfen. Dann aber wird man nicht nur die gestaltende Kraft und den immer noch quellenden Reichtum seiner Phantasie, nicht nur die Gewalt des Geistes über die körperlichen Leiden, die sich darin auf das siegreichste darlegt, sondern ganz besonders die Zartheit, Weichheit, Lieblichkeit der Empfindungen, Gedanken, Gestalten und des Ausdrucks bewundern, deren

seine verdüsterte Seele immer noch fähig war. Ein größerer biographischer, von dem Bilde des Dichters begleiteter Artikel, den St. René Taillandier auf Wunsch des Redakteurs Buloz über Heine am 1. April 1852 in der Revue des deux mondes veröffentlichte, regte in Paris das Interesse für diesen neu auf und machte, wie Heine an Campe berichtet, sehr großes Aufsehen.

Um diese Zeit hatte Heine die Bekanntschaft Henri Julias gemacht, der bei den Wahlen des Jahres 1851 eine politische Rolle gespielt. Heines Aufmerksamkeit war auf ihn durch eine Reihe Artikel hingelenkt worden, welche von Julia unter dem Titel „Die Freunde Voltaires" erschienen waren. Heine hatte mit anerkennenden Worten sich seinen Besuch erbeten, um sich über Voltaire mit ihm unterhalten zu können, den er um seiner Freiheitsliebe willen sehr liebe. Julia fand Heine auf einem Lehnstuhl sitzend in Hemdärmeln, den unteren Teil des Körpers in einen blauen, rotgefütterten Schlafrock gehüllt. Er sei mit Schreiben beschäftigt gewesen und habe in der rechten Hand den Bleistift, mit der linken das Papier samt der Unterlage gehalten. Beide Hände seien wie aus Elfenbein geschnitzt, die Schrift aber leserlich und ziemlich fest gewesen, die Augenlider gelähmt, ebenso die eine Hälfte des Körpers, die andre habe abzusterben begonnen. Das linke Bein war zusammengezogen, das Gesicht mit der prachtvollen Stirne noch voll jugendlichen Ausdrucks, die Nase allein habe den Juden verraten.

Julia wurde ein Freund des Hauses. Er genoß sowohl Heines Vertrauen, als das von Mathilden. Wir haben ihm manche sehr schätzenswerte Auskunft über das Leben des unglücklichen Dichters zu danken.[449]) Damals war Richard Reinhardt der Sekretär dieses letzteren und dessen Verkehr mit dem Schriftsteller Engländer ebenfalls ein sehr reger. Neben der Gesamtausgabe war Heine damals damit beschäftigt, seine politischen Berichte für die Augsburger Zeitung aus den Jahren 1840—43 zu sammeln und zu vervollständigen, da sie zum Teil große Verstümmelungen erlitten hatten. Mit Brief vom 12. August 1852 bot er sie Campe als zweibändiges Werk unter

dem Titel: „Unter der Regierung Louis Philipps von Orleans" zum Verlag an. Die Verhandlungen zogen sich hin und wurden wegen der beleidigenden Einmischung seines Bruders Gustav von Campe zeitweilig ganz abgebrochen. Gustav war mit seiner Frau in Paris gewesen. Auch Maximilian war etwas später zu einem letzten Besuche gekommen. Heine mochte über den geringen Preis, für welchen er Campe die Gesamtausgabe verkauft, sich gegen Gustav beklagt haben. Wenn es aber auch im Einverständnis mit ihm geschah, daß Gustav wegen der Gesamtausgabe aufs Neue mit Campe verhandelte, so war Heine doch keineswegs mit der Art einverstanden, in der es geschah. Hatte Gustav Campen doch geradezu mit Umgehung des Kontraktes gedroht.[450]) Heine hat seinen Bruder in den Briefen an Campe ganz desavouiert. Gleichwohl bezweifle ich, daß die harten Urteile, die er, um Campe zu besänftigen, hier aussprach, überall wörtlich zu nehmen sind. Heine hat seinen Bruder Maximilian jedenfalls ungleich höher als Gustav geschätzt, er ist aber auch diesem bis ans Ende freundlich und brüderlich gesinnt geblieben. Daß es von Heine andrerseits ernstlich gemeint war, Campe in seinen Verlagsrechten gegen alle etwaigen Umtriebe seiner Familie zu schützen, geht aus einer Stelle eines späteren Testamententwurfs hervor, welche folgende Bestimmung enthält: „Da mein Freund Julius Campe in Hamburg sich bei mir beklagt, daß Personen meiner nächsten Anverwandtschaft sich dahin geäußert hätten, als könnten sie nach meinem Absterben meinen Kontrakt mit seiner Buchhandlung rechtmäßig umstoßen, so erkläre ich ausdrücklich, daß diesem Kontrakt im buchstäblichen Sinne seine Rechtsgültigkeit verbleiben soll."[451])

Der in der Revue des deux mondes vom 1. April 1853 von Heine veröffentlichte Aufsatz: „Die Götter im Exil", von welchem sofort eine unbefugte Übersetzung bei Gustav Hempel in Berlin erschienen war, hatte in Campe aber doch wieder die Lust geweckt, mit dem kranken Dichter im Interesse seines Verlages zu unterhandeln. In der That zeigt dieser Aufsatz, der, wie Heine sagt, nur Fragment eines beabsichtigten größeren Buches war,

das er für Campe vor dem hereinbrechenden Zerwürfnisse zu schreiben im Sinne gehabt, den Verfasser noch immer in der alten Frische.

Wenn in den „Elementargeistern und Dämonen“ dargestellt werden sollte, wie tief der altgermanische Pantheismus im Volksgeiste eingewurzelt war, so daß er in dem Volksglauben der späteren Zeit immer noch fortlebte und die Kirche sich desselben zu bemächtigen, die alten Mythen und Sagen umzubilden, die alten Nationalgötter in höllische Dämonen, die pantheistische Weltanschauung in eine pandämonische zu verwandeln suchte — so gilt es ihm hier zu veranschaulichen, wie daneben auch noch die religiösen Vorstellungen des griechisch-römischen Altertums ihr Dasein in der Phantasie der zum Christentum bekehrten Völker behaupteten. Es soll sich hierdurch, nach ihm, ein Kampf der hellenischen Heiterkeit, Schönheitsliebe und Lebenslust mit der trübsinnigen christlichen Ascetik entwickelt haben.

Heine hatte das Campe'sche Entgegenkommen begierig ergriffen und bot ihm diesmal zunächst zwei starke Bände an, die er unter dem Titel: „Vermischte Schriften“ herausgeben wollte. Für den ersten Teil schlug er als Inhalt die „Geständnisse“, eine Reihe von in einem ganz neuen Tone gehaltenen Gedichten, „Die Götter im Exil“ mit dem „Die Göttin Diana“ betitelten Anhang und einen Aufsatz über „Die jüngste politische Umwälzung und das Empire“ vor. Der zweite Teil sollte die früher angebotenen Berichte aus den Jahren 1840—43 enthalten. Dieser zweite Teil dehnte sich aber sehr bald auf zwei Bände aus, welche dann unter dem Titel „Lutetia“ erschienen. Der erste Teil aber erhielt statt des politischen Aufsatzes die kleine biographische, Ludwig Markus gewidmete Denkschrift.

Die „Geständnisse“ werden von Heine selbst als Vorläufer der „Memoiren“ charakterisiert, welche er seit kurzem einer neuen Bearbeitung unterzogen hatte und die, wie er bemerkt, „in einem noch viel pittoreskeren Stile“, als jene, geschrieben seien, und wie er ganz gewiß hoffe, die Krone all seiner Schriften bilden würden. In den „Ge-

ständnissen“, „welche Aufschluß über seine religiösen Umwandlungen erteilen sollten“, glaubte er „eine höchst wichtige Lebensurkunde zu geben, die in der Welt viel Aufsehen machen werde“. Sie stellt sich als eine Entwicklungsgeschichte seines religiösen Bewußtseins dar. Das Verhältnis, das er dabei zur Philosophie und zu den verschiedenen religiösen Kulten gewonnen, wird freimütig dargelegt. Es mag wahr sein, daß er jetzt alles, was er über Philosophie geschrieben, vernichtet zu sehen wünschte. Er behauptet aber zu viel, wenn er beteuert, nie wissentlich ein Dogma oder die Kirche bekämpft zu haben. — Heine beschreibt im Eingang von seinen „Geständnissen“ seine Ankunft in Frankreich und in Paris mit dem alten übermütig heitren spöttischen Geist seiner früheren Jahre. Niemand wird darin den von jahrelangen Martern gequälten Dulder erkennen. Desto ergreifender tritt dieser am Schlusse der Darstellung aus ihr hervor. Hier, wo er sich mit dem Volksliedersänger der Limburger Chronik vergleicht, dessen liebliche Weisen einst von Jung und Alt, zumal von den Frauen, gesungen worden und der doch selbst mit dem Gebrechen der Misselsucht behaftet, ein Lebendig-Toter, vom Haupt bis zu den Füßen vermummt, die Lazarusklapper in Händen, seine Wege gegangen sei, von allen geflohn und gemieden! „Manchmal in meinen trüben Nachtgesichten — setzt er hinzu — glaube ich den armen Klerikus der Limburger Chronik, meinen Bruder in Apoll, vor mir zu sehen, und seine leidenden Augen lugen so sonderbar stier hervor aus seiner Kapuze; aber im selben Augenblick huscht er von dannen, und verhallend hör' ich die knarrenden Töne der Lazarusklapper.“ [452])

Schon in einem Briefe an Lumley (vom 3. Mai 1847) wies Heine auf eines seiner Gedichte Namens „Diana“, als auf einen geeigneten Balletstoff hin. Im Vorwort zu der darnach gearbeiteten Pantomime behauptet er nun, daß Lumley ihn dazu aufgefordert habe. Ob aber auch letztere wirklich schon damals entstanden ist, oder nicht, jedenfalls gehört die Idee dazu einer früheren Zeit an. Früher noch war die kleine, Ludwig Markus gewidmete Denkschrift entstanden,

welche schon 1844 am 22. April teilweise in der Augsburger Zeitung erschien. Heine legt noch jetzt auf den Stil derselben das größte Gewicht. „Wenn Sie diese Denkrede lesen — schreibt er an Campe — so lassen Sie sich vorher von Ihrer Frau ein Kissen geben und lesen Sie das Werk knieend, denn Sie werden nicht alle Tage Gelegenheit finden, einen so guten Stil anzubeten.“ [453]) Kaum minder hoch dachte er in stilistischer Hinsicht von den Aufsätzen, welche die „Lutetia“ bildeten.

Im Jahr 1854 hatte Heine die Freude, seine Freunde Lewald und Alfred Meißner wiederzusehen. Heine hatte damals mit Weill schon gebrochen. Wenn man der Darstellung Weills hier völlig vertrauen dürfte, so würde eine unberechtigte Anklage Mathildens, daß Weill ihrer Tugend zu nahe getreten sei, dazu die Veranlassung gegeben haben. Es sei still geworden um Heine — sagt Meißner von dieser Zeit. Das war auch schon früher gesagt worden, die Zeiten wechselten hierin. Auch konnte Meißner nur wenig wissen davon, da er, wie Heine schreibt, der Cholera halber sehr rasch wieder abgereist sei. [454]) Allerdings hatte Mathilde die in Paris lebenden Deutschen allmählich zum großen Teile verscheucht, [455]) weniger aus eigener Abneigung, als weil sie die Erfahrung gemacht, daß ihrem armen Gatten aus diesem Umgange meist nur Verdruß, Ärger und Aufregung erwachsen war, wie dieser ihr hiezu ja auch selber das Beispiel gegeben hatte. Doch fehlte es gerade dieses Jahr keineswegs an Besuch und Leben bei Heine. Auch Laube gehörte dazu und Madame Embden-Heine, spätere Principessa della Rocca. Sie hat ein sehr absprechendes Urteil über Mathilde gefällt, in welches Alfred Meißner (in der „Geschichte meines Lebens“) später mit einstimmte, so freundlich und anerkennend er sich früher (in seinem Buch über „H. Heine“) über Mathilde geäußert hatte. Sie beschuldigt Mathilde geradezu der Lieblosigkeit. „Mathilde überließ die Pflege ihres Gatten fremden Händen und blieb, allerdings auf den Wunsch des Kranken, sie möge sich amüsiren, oft den ganzen Tag aus dem Hause.“ [456]) Die Principessa glaubt Wunder etwas gethan zu haben, daß sie am Bett

ihres Oheims ein paar Stunden lang aushielt. Mathilde hat es durch acht Jahre gethan, und wer nur weiß, was es sagen will, ein einziges Jahr an einem solchen Siechbette zu stehen, der wird die unermüdliche Ausdauer, welche eine so lebenslustige Natur wie Mathilde hierdurch bewährt hat, verdientermaßen anerkennen. Eine Erholung war einer solchen Frau nicht nur zuweilen zu gönnen, sondern sogar dringend nötig. Es war das zarte und feine Gefühl Heines, derjenigen, welche er auf das Zärtlichste liebte, seine Leiden so erträglich wie möglich zu machen. Wie er sie oft zu Vergnügungen drängte, so lehnte er die gröberen Hilfleistungen von ihr ab, auch richtete er seine Lektüre zum Teil nach ihrem Geschmack ein, so daß sie ihm z. B. alle Romane des älteren Dumas und gewiß noch viele andere vorgelesen hat. Es war natürlich, daß der deutsche Besuch sie wenig um Heine sah, weil sie, der Sprache nicht mächtig, sich dann fast immer zurückzog. Gegen die Hamburger Verwandten, besonders die Frauen, hatte sie noch überdies eine Abneigung. Die vertrauteren Freunde des Dichters aber haben ihr alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, auch Meißner ursprünglich. Und was Heine selber betrifft, so war es ihm schon genug, sie mit ihrer sonnigen Heiterkeit an seiner Matratzengruft stehen oder sitzen zu sehen, ihre Hand zu fühlen oder auch nur den silbernen Klang ihrer Stimme zu hören, der, wie Madame Jaubert versichert, bis zuletzt eine magische Gewalt über ihn ausgeübt hat.[457])

Auch sonst war das Jahr nicht ohne einzelne Lichtblicke. Der erste Band der „Vermischten Schriften“ machte in Deutschland großes Aufsehen, eine zwar verstümmelte Übersetzung der „Geständnisse“ in der Revue des deux mondes in Paris aber geradezu Sensation, ein Erfolg, der durch die Übersetzung einiger der in jenem ersten Bande enthaltenen „Gedichte“ (aus den „Lazarusliedern“ und aus „Neuer Frühling“) mit einer trefflichen Einleitung von Taillandier noch bedeutend gesteigert wurde. „Ich befinde mich hundeschlecht — schrieb er damals an Campe — und der große Succeß durch die Revue des deux mondes, welcher mir täglich enthusiastische Visiten und Alles, was der Eitelkeit des Menschen nur schmeicheln kann, zuzieht, erheitert

mich nur wenig und verdoppelt sogar manchmal meinen Trübsinn, wenn ich bedenke, wie das Alles zu spät kommt." [458]) Der Dichter hatte damals seine Wohnung verändert. Der Aufenthalt in der Rue d'Amsterdam war ihm allmählich unleidlich geworden. Die Lebensgefahr, in der er vor kurzem bei einem Brande des Nachbarhauses geschwebt, hatte den Entschluß zur Reife gebracht. Am 1. September bezog er sein neues Quartier in der Grande Rue aux Batignolles. Es war eine Parterrewohnung, die er jedoch der Feuchtigkeit wegen bald wieder aufgeben und sich noch einmal der Pein und dem Wagnis eines Umzugs unterwerfen mußte. Anfang November siedelte er jedoch glücklich in die von Mathilde gewählte Wohnung der Avenue Matignon in den Champs Elysées über. „Meine neue Wohnung ist wunderschön — schreibt er kurze Zeit später an Campe — lebe ich nur noch ein einziges Jährchen, so entschädigt sie mich reichlich für die Opfer, die ich gebracht durch das zweimalige Umziehen." [459]) Welche Lebenslust in diesem verfallenen Körper, der bis auf das Haupt fast nur noch ein zusammengeschrumpftes Skelett war! Aber in diesem Haupt, wenn es nicht von der Migräne zerwühlt wurde oder nicht betäubt war von den Wirkungen des Morphiums, waren noch alle Lebensgeister so wach, so mächtig, so drängend, begehrend und ungestüm, wie in seinen früheren Tagen, ohne daß die Natur ihnen doch je mehr Befriedigung gewähren konnte. Die ohnmächtige Wut, die wohl dann in ihm aufbäumte, wenn seine Seele sich nicht in bitterer Entsagung ihrem Schicksal ergab, spricht ergreifend aus manchem seiner Gedichte. Dann fühlte er sich wohl schon von den Schauern des Todes ergriffen und ward irr an sich selbst und zweifelte, ob er noch lebe oder vielleicht schon ein Toter sei.

Vielleicht bin ich gestorben längst;
Es sind vielleicht nur Spukgestalten,
Die Phantasien, die des Nachts
Im Hirn den bunten Umzug halten.

Es mögen wohl Gespenster sein
Altheidnisch göttlichen Gelichters;

Sie wählen gern zum Tummelplatz
Den Schädel eines todten Dichters.

Die schaurig süßen Orgia,
Das nächtlich tolle Geistertreiben
Sucht des Poeten Leichenhand
Manchmal am Morgen aufzuschreiben.

Das waren die Stimmungen, aus denen der größere Teil seiner letzten, oft zwischen wilden Fieberträumen und Wachen entstandenen Gedichte hervorgegangen sind. Als Meißner, dem er bei seinem letzten Besuche einzelne davon zu lesen gegeben, ausrief: „Welche Gedichte! welche Klänge! Nie noch haben Sie dergleichen geschrieben und ich habe nie dergleichen gehört" — antwortete Heine, indem er mit dem Zeigefinger seiner blassen, blutleeren Hand das Lid seines Auges ein wenig emporschob: „Nicht wahr? Ja, ich weiß es wohl, das ist schön! entsetzlich schön! Es ist eine Klage, wie aus einem Grabe, da schreit ein Lebendigbegrabener durch die Nacht, oder gar eine Leiche, oder gar das Grab selbst. Ja, ja, solche Töne hat die deutsche Lyrik noch nie vernommen und hat sie auch nie vernehmen können, weil noch kein Dichter in solcher Lage war." 460) Heine hat Recht. Er hat einen neuen, unerhörten, furchtbaren Ton in diesen Gedichten angeschlagen. Der spöttische Sänger der Liebe war zu einem Sänger des Todes und der ihm vorausgehenden Schauer und Schrecken geworden, denen er sich entsetzt zu entwinden suchte. Wohl haben viele Dichter vor ihm schon diese dunkle Nachtseite des Lebens in ergreifender Weise geschildert, aber sie hatten sich nur in die furchtbaren Zustände, die sie schilderten, zu versetzen, sie hatten sie nach der bloßen Anschauung zu schildern gesucht. Hier aber schildert sie uns ein Dichter unmittelbar aus diesem unheimlich qualvollen Zustand heraus, hier waren diese Qualen, diese Schrecken gleichsam selbst zu Gedichten geworden. Keins derselben führt uns vielleicht unmittelbarer in die unheimliche Werkstätte seines letzten poetischen Schaffens hinein, als das Gedicht von der Schenke zu Godesberg, in dem sich ein wilder, wüster Fiebertraum unmittelbar selbst zum Gedichte gestaltet:

Mir lodert und wogt im Hirn eine Fluth
Von Wäldern, Bergen und Fluren;
Aus dem tollen Wust tritt endlich hervor
Ein Bild mit festen Kontouren.

Und diesen in Schrecken und Qualen erzeugten Wahngebilden stand der Geist des Dichters dann doch wieder klar und kühl wie einem fremden Gegenstand gegenüber und bildete so lange mit der alten kritischen Schärfe, der alten peinlichen Gewissenhaftigkeit an ihnen aus, bis sie seinen künstlerischen Ansprüchen völlig genügten. Er hatte einige dieser Lieder und Gedichte, wie den höhnischen Aufschrei des empörten Gemüts: „Laß die heiligen Parabolen ...“ religiös genannt. Meißner wollte sie lieber atheistisch genannt wissen. „Nein, nein, religiös, blasphemisch-religiös!“ hatte Heine erwidert. Allein die Gedichte haben durchaus nicht alle diesen Charakter. Neben dem Aufschrei der Qual, der Wut, der Empörung und Rache, der ihn besonders bei dem Gedanken an diejenigen erfaßte, die ihn nach seiner Meinung in diese entsetzliche Lage gebracht, schlägt die gequälte Seele auch die Töne der Ergebung und Entsagung, der wehmütigen Erinnerung, der dunklen Selbstanklage an, selbst der alte Spott, die alte Ironie mischt sich ein. Ja neben diesen dunklen Gedichten brachte der wunderbare Geist des Dichters bis in die letzte Zeit auch andere hervor, welche noch ganz den früheren spöttischen Übermut, die alte scherzhafte Laune, die tändelnde Anmut, den frechen Cynismus, die Kraft und die Pracht seines früheren dichterischen Schaffens zeigen, wofür ich auf Gedichte wie „Guter Rath“, „Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen“, „Das Hohelied“, „Das Lied der Marketenderin“, „Kobes I.“, „Das Sclavenschiff“, „Bimini“ hinweisen will. In einem so schneidenden Kontrast diese letzten Gedichte aber auch in vieler Beziehung zu den Gedichten seiner Jugend stehen, so fehlt es beiden doch nicht an auffälligen gemeinsamen Zügen. Waren doch, besonders die allerersten Gedichte, mit denen er auftrat, gleichfalls von einem meist düsteren und unheimlichen Kolorit, Todeslieder und Traumbilder. Wenn aber dort das überschüssige, unbefriedigte Lebensgefühl und eine selbst-

quälerische Phantasie mit dem Todesgedanken nur spielte, war jetzt seine Seele, war seine geschäftige Phantasie selber die Beute von wilden Fieberträumen und Schauern des ihn umschleichenden Todes geworden. Wenn es je zweifelhaft gewesen wäre, daß Heine eine wirkliche Dichternatur war, so mußte es in dieser langen Leidenszeit klar werden, in der sein Geist, sobald er sich nur selbst überlassen war, im Wachen und Träumen, fort und fort dichtete und dichten mußte, mit einer spielenden Fülle der Gestaltungskraft, die unversieglich, mit einer Mannigfaltigkeit des Tons und des Ausdrucks, die nahezu unbegrenzt schien. Welches künstlerische Maß, welches Schönheitsgefühl, welch quellenden Reichtum der Phantasie, welch sinnlichen Reiz, welche eigentümliche Kraft des Ausdrucks und der Bildlichkeit zeigt — mit Ausnahme des abstoßenden Schlusses — nicht noch das seiner letzten Zeit angehörende Gedicht „An die Mouche". Der letzten Zeit gehört wohl auch das elegische an seine Gattin gerichtete Abschieds- und Entsagungsgedicht „Die Wahlverlobten", dem letzten Tage wahrscheinlich, an dem die Mouche ihn vergeblich warten ließ, das wilde Gedicht an: „Laß mich mit glühnden Zangen kneipen".

Lebhafter noch als 1854 sollte das nächste Jahr sich für Heine gestalten. Die französische Ausgabe „De l'Allemagne", noch mehr die der „Lutèce" hatten in Paris wieder einen kaum zu erwartenden Erfolg. „Die Lutetia — schreibt er an Campe — hat das außerordentlichste erreicht. Während vier Wochen sprach ganz Paris von diesem Buch. Aber welche Arbeit hatte ich! Todkrank, trotz meiner Krämpfe, arbeitete ich zwei Monate täglich 5—6 Stunden und war doch im Stande, ihr die stilistische Rundung zu geben."[461]) Er hatte im Vorwort „De l'Allemagne" seinem einstigen Freund, Prosper Enfantin, welcher ihn gröblich vernachlässigt hatte, vollständig abgesagt, verschiedenen verdienten Autoren: Kleist, Immermann, Grabbe und Hebbel, sowie Chamisso, Rückert, Anastasius Grün und Freiligrath, ja selbst seinem Freund Alfred Meißner dagegen Denksteine der Anerkennung gesetzt und hiermit zum Teil eine alte Ehrenschuld abgetragen. Das Vorwort zur „Lutèce" war von ihm aber benützt worden,

sich gegen „die Verleumdungen einiger seiner Landsleute“ zu verwahren, welche ihn angeklagt hatten, die Franzosen und Frankreich in diesem Buche herabgesetzt zu haben.

Die in dieses Jahr fallende große Weltausstellung hatte auch viele Deutsche nach Paris gezogen. Es war ihm nicht möglich, alle diejenigen zu empfangen, die sich bei dieser Gelegenheit ihm aus Teilnahme oder Neugier zu nähern suchten. Unter den willkommen Geheißenen waren Stahr, Fanny Lewald und Laube. Am wertvollsten für ihn aber war das endliche Wiedersehen seiner geliebten Schwester Charlotte, die in Begleitung von Bruder Gustav ihn noch einmal zu sehen und zu sprechen gekommen war. Wenn die Principessa della Rocca erzählt, daß ihre Mutter damals bei Heine alle litterarischen und artistischen Größen der französischen Hauptstadt kennen gelernt, so ist dies natürlich eine Großsprecherei, beweist aber doch, daß Heine selbst zu dieser Zeit nicht in dem Maße vernachlässigt wurde, als andere glauben zu machen versucht haben. Béranger, Berlioz, St. René Taillandier, Buloz, St. Marc, Julia, der Graf Alton Shee, die Fürstin Belgiojoso, die Gräfin Nesselrode, Georges Sand, Madame Jaubert hielten treu bei ihm aus.

Damals spielte bereits die junge Dame, Camilla Selden, bekannt unter dem ihr von Heine nach der Devise ihres Petschafts gegebenen Namen der „Mouche“, die letzte Liebe des Dichters, eine eigenthümliche Rolle im Heine'schen Hause. Die Principessa della Rocca, welche sie sehr in Affektion genommen hat, behauptet dies auch noch von ihrer Mutter, was die wechselseitige Abneigung zwischen Mathilde und dieser noch steigern mußte. Mathilde, welche Camilla zu begegnen vermied, wird sich infolge hiervon auch von Charlotte so viel wie möglich zurückgezogen haben. Wer Camilla nur aus den Briefen und Gedichten Heines und aus ihrem eigenen Buch über Heine kennt, wird in ihr eine überaus feine, poetische Erscheinung erblicken, die mit ihrer Anmut und ihrem Geist dem Dichter wohl wie ein seine Leiden verklärender Engel erschienen und in seinem Herzen und Kopf noch einmal eine tiefe, zärtliche Neigung, ja, wie

aus einigen Stellen seiner Briefe und Gedichte erhellt, eine mächtige Glut heimlicher, doch ohnmächtiger Leidenschaft entzünden konnte. Wer aber den pikanten Hintergrund im Auge behält, den Alfred Meißner ihrer Gestalt gegeben, der wird in ihr keineswegs mehr den nur von dem Genius des Dichters angezogenen, tröstenden Engel des Mitleids, sondern ein zwar geistvolles, aber abenteuerliches Wesen erkennen, das noch in den letzten Lebenstagen des hinsterbenden Dichters, sich zwischen ihn und seine von ihm doch so zärtlich geliebte Gattin gedrängt und dieser den letzten Tribut seines Herzens entwendet hat. Außer Meißner hat noch die Principessa della Rocca nähere Auskunft über Camilla Selden gegeben, doch auch bei Henri Julia, der sie kennen zu lernen und zu beobachten Gelegenheit hatte, findet man über sie einige Mitteilungen. Sie alle widersprechen aber einander. Jeder von ihnen läßt z. B. Camilla auf eine andere Art Zutritt zu dem Heine'schen Hause gewinnen und Camilla selbst widerspricht hierin nicht nur ebenfalls ihnen, sondern auch noch sich selbst. Nach der Principessa ist sie auf ein Zeitungsgesuch in das Heine'sche Haus gekommen, um sich als Vorleserin zu empfehlen. Ihre Stimme habe ihn angesprochen, sie sei seine Vorleserin, sein Sekretär, seine Vertraute geworden.[462]) Nach Henri Julia ist sie dagegen zu Heine gekommen, um dessen Rat und Vermittlung für ihre schriftstellerischen Versuche in Anspruch zu nehmen,[463]) wofür in der That eine Stelle des letzten von Heine an sie gerichteten Briefs einigen Anhalt bietet. Nach Meißner habe Camilla, die sich ihm gegenüber damals noch Margot nannte, ihm unmittelbar nach Heines Tode geschrieben, daß sie vor etwa acht Monaten, in den ersten Tagen ihrer Rückkehr von England, Heine kennen gelernt. Der Anlaß sei ein Zufall gewesen.[464]) Sie selbst erzählt dagegen, daß sie, von Wien kommend, im Auftrage eines seiner Verehrer, ihm ein Notenheft zu überbringen gehabt, was dann die Bekanntschaft vermittelt habe.[465]) Meißners Darstellung läßt die damals nicht mehr ganz junge Dame in einem sehr zweideutigen Lichte erscheinen. In seinem Buch „H. Heine“ nennt er ihren Namen noch nicht. Nachdem er sie neun Jahre aus

den Augen verloren, trifft er hier nach Heines Tode nur durch Zufall wieder mit ihr zusammen, wobei sie ihm ihr Verhältnis zu Heine entdeckt und die Erlaubnis erteilt, einige der ihr von diesem gewidmeten Gedichte und Briefe öffentlich mitzuteilen. Als Meißner jedoch 28 Jahre später die „Geschichte meines Lebens“ schrieb und Camilla inzwischen selbst schon den Schleier von ihrem Namen und ihrem Verhältnis zu Heine gehoben hatte, scheint sie auch ihn der weiteren Verschweigung seines eigenen Verhältnisses zu ihr entbunden zu haben. Wenigstens teilt er jetzt mit, daß er Camilla 1847 auf einer Reise von Havre nach Paris im Eisenbahnwagen kennen gelernt. Man war allein im Koupee und das Verhältnis war rasch ein so vertrautes geworden, daß Camilla ihrem Reisegefährten beim Scheiden ein Ringlein zum Andenken gab, jedoch beharrlich die Nennung ihres Namens und ihrer Wohnung verweigerte. „Nennen Sie mich „Margot,“ habe sie endlich gesagt. Meißner mußte Paris damals rasch wieder verlassen. Als er jedoch 1849 dahin zurückgekehrt war, ließ eines Tages eine Dame sich bei ihm anmelden, die ihm gleich darauf lachend an den Hals flog. Es war Margot. Auch jetzt weigerte sie sich, ihm Namen und Wohnung zu nennen, verbrachte aber alle Tage mit ihm im traulichsten Zusammensein. „Was führte sie überhaupt zu mir? — fragte Meißner sich selbst. — Verließ sie eine ehrbare Familie, Vater und Mutter, einen Geliebten, vielleicht einen Gatten? War es wirklich Neigung, war es der Wunsch, manchmal das Leben einer Studentin, einer Grisette des Quartier Latin mitzumachen?“ Im folgenden Jahre war Meißner in London. Als er hier durch Regentstreet schlenderte, stieß er plötzlich mit einer jungen Dame zusammen, welche mit einer älteren Begleiterin aus einer eleganten Equipage gestiegen war, um in einen Juwelierladen einzutreten. Es war ebenfalls wieder Margot. Er hatte sie schon das letztemal in Paris viel besser gekleidet gefunden, als bei der ersten Begegnung in Havre, jetzt sah er sie in der kostbarsten Toilette. „Ist's möglich — rief er sie an — Sie hier in London!“ „Sie irren, Monsieur — erwiderte die vermeintliche Margot — Ich habe

nicht das Vergnügen." Sechs Jahre später — nicht neun, wie es in dem früheren Bericht hieß — empfing Meißner nach Heines Tod ihren Brief, der ihn sofort nach Paris entbot. Am 13. April traf er hier mit der seltsamen Dame wieder zusammen, die für ihn immer noch Margot war, sich ihm aber nun, zwar nicht als Camilla Selden, unter welchem Namen sie im Heine'schen Hause aufgetreten zu sein scheint, sondern als Elise de K.... vorstellte, ihn auch mit ihrer Mutter bekannt machte, die, nach ihm aber nicht, wie Henri Julia angiebt, in der Rue Pigalle, sondern in der Rue Navarin, wohnte.

Die Mitteilungen der Principessa della Rocca ergänzen zum Teil diese Erzählung, widersprechen ihr aber auch andererseits wieder. Nach ihr soll Camilla in ihrem 18. Jahre einen Franzosen geheiratet haben. (Julia hielt sie zur Zeit, da er sie kennen lernte, noch immer für unverheiratet und nach Meißner müßte sie damals bereits 29 Jahre alt gewesen sein.) Ihr Mann sei ihrer jedoch bald überdrüssig geworden. Er habe sie mit sich nach London gelockt und hier in einer Irrenanstalt untergebracht. Als sie ihre Lage erkannt habe, sei sie vom Schrecken gelähmt worden, so daß sie längere Zeit nicht zu sprechen im stande war. Ein junger Arzt aber habe das an ihr verübte Verbrechen durchschaut und ihr beigestanden, gegen ihren Mann gerichtliche Schritte zu thun. Die Scheidung sei von ihr durchgesetzt worden. Ihre Absicht sei zwar gewesen, nie nach Paris wieder zurückzukehren, die Erkrankung ihrer Mutter habe sie jedoch an das Sterbebett (!) derselben gerufen.

Aus all diesen Widersprüchen geht nur das Eine mit einiger Sicherheit hervor, daß Camilla Selden nicht nur eine abenteuerlustige, sondern auch sehr erfindungsreiche und welterfahrene junge Dame war, der es, bei der allseitig zugestandenen Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit ihres Geistes, unmöglich schwer fallen konnte, den kranken, aber immer noch von romantischer Lebenslust erfüllten Dichter ganz für sich einzunehmen. Ist sie ihm nun, wie er hoffte, die gute Fee, die ihn in den Stunden der Trübsal besuchte oder die böse gewesen? Heine wirft selbst diese Frage auf.[466]) Er hat sie, wie seine

ihr gewidmeten Gedichte beweisen, im für sie günstigsten Sinne beantwortet:

Du warst die Blume, du geliebtes Kind,
An deinen Küssen mußt' ich dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
So feurig keine Blumenthränen brennen!

Geschlossen war mein Aug, doch angeblickt
Hat meine Seel' beständig dein Gesichte,
Du sahst mich an, beseligt und verzückt
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was du verschwiegen dachtest im Gemüthe —
Das ausgesprochene Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüthe. 467)

Und doch mochte er andererseits fühlen, daß das, was seine Sinnlichkeit noch einmal so mächtig erregte, daß er ein andermal an sie, „seine tolle Geliebte", schrieb: „Ich bin ein Todter, den es dürstet nach den glühendsten Genüssen, die das Leben gewährt. Es ist entsetzlich!" — weder seinem körperlichen Wohle, noch seiner seelischen Ruhe förderlich sein konnte. Ich lese aus seinen Briefen das Gefühl des Unrechtes heraus, welches ihn antrieb, das sich zwischen ihn und sein Weib drängende Mädchen immer nur zu Stunden zu sich zu bestellen, wo er sicher sein konnte, daß Mathilde nicht da war. Julia sagt, daß diese die Mouche nur ein einzigesmal gesehen habe, ihr nur einmal im Vorzimmer begegnet sei, ohne sie anzusprechen, oder sie auch nur zu grüßen. Mathilde war eifersüchtig, aber sie legte dem Besuch von Frauen, die ihr Achtung einflößten, nichts in den Weg. War sie es doch, welche Madame Jaubert den Namen La petite fée gegeben hatte. Konnte es ihr aber wohl gleichgültig sein, sich das Herz ihres Gatten noch am Rande des Grabes entwenden zu sehen? Julia behauptet zwar, daß Heines Liebe zur „Mouche" die Liebe zu Mathilde nicht beeinträchtigt habe. Ich glaube das aber nicht.

Alfred Meißner, der Mathilde einst so liebenswert fand, will

in seinem späteren Buch nur noch eine flache, lieblose, materielle Person in ihr sehen, die der Liebe Heines nicht wert war und ihn auch niemals beglückt habe. Er sucht diesen Widerspruch daraus zu erklären, daß er inzwischen Gelegenheit gefunden, sein Urteil der Wahrheit gemäß zu berichtigen. Er bleibt uns aber die Mitteilung dieser neuen Erfahrungen schuldig. Was er von Mathilden später Nachteiliges zu berichten weiß, lag vielmehr alles schon in dem Bereich seiner früheren Erfahrung. Ja mehr noch als das. Es ergiebt sich sogar aus seiner späteren Darstellung, daß, falls dieselbe nur wahr wäre, er über Mathilden schon damals ganz so nachteilig geurteilt hätte, wie jetzt. Ich will dafür nur eine einzige Stelle daraus anführen. Sie gehört jenem Gespräch mit der Mouche im April 1856 an, welches bereits in seinem Buch über „Heinrich Heine" erwähnt wird, in dem er ja schon einige der ihm bei dieser Gelegenheit von ihr zur Benutzung anvertrauten Briefe und Gedichte mitgeteilt hat. Sie bezieht sich auf diese und lautet: „Ich sah die Blätter an, dann wieder die vor mir Sitzende, mir ward eigen zu Muthe. ‚Welch ein Schluchzen und Jammern — rief ich — welches qualvolle Werben um ein bischen Liebe, ein bischen Herz. Der Ärmste, der Erbarmungswürdige! Er bettelt mit erhobenen Händen um etwas Mitgefühl. Der arme Unverstandene! Der hat wenig Glück an der Seite seiner Frau gehabt!' — ‚Du kennst sie — sagte Margot — über die habe ich Dir nichts zu sagen . . .' ‚Ja wohl, kenne ich sie. War sie nicht eifersüchtig auf Dich?' ‚Mein Gott, weghaben wollte sie mich allerdings. Sie versuchte Heine einzureden, daß ich eine preußische Spionin sein müsse . . .'" [468])

Dies wußte Meißner also schon damals und so dachte er über Mathilde schon damals, als er in seinem Buch über Heine fast nur Lobendes von ihr sagt, als er dessen Ehe eine „eigentümliche und poetische" nennt, als er behauptet, daß Mathilde ihn „durch ihr harmloses Geplauder, ihre immer heitere Laune und ihr treffliches Herz doch zu fesseln verstanden habe", und er „ihre Ausdauer am Krankenbett" rühmt. „Wenn ich alles überblicke, alles erwäge —

sagt er am Schluß des ihr hier gewidmeten Abschnitts — möchte ich glauben, daß der Poet seine Mathilde mehr geliebt, als jedes andre Wesen auf Erden. Auf seinem Krankenlager, unter den ärgsten Schmerzen, waren seine Gedanken fortwährend darauf gerichtet, ihre Ehre vor der Welt zu wahren und sie für den Rest ihrer Tage sicher zu stellen ... Er schickte sie spazieren, schickte sie in Theater und Concerte, lächelte, so oft sie ihm entgegen kam und hatte für sie nur Bonmots und kosende Worte."[469]) War Meißner, als er dies schrieb, wirklich der Schönfärber und Heuchler, der er gewesen sein müßte, wenn das, was er in jener oben ausgehobenen Stelle seines späteren Buchs über Mathilde sagt, der Wahrheit entspräche? Und wenn er es nicht war, welchen Wert könnten seine veränderten Urteile über sie in diesem späteren Buch wohl beanspruchen? Wie? alle die Zärtlichkeit, die Heine vor andren auf Mathilde gehäuft, die Eifersucht, die er auf ihren Besitz hatte, das Lob, das er ihr in seinen Briefen und Gesprächen spendete, die Sorge, die er für sie in ihnen und seinen Testamentsentwürfen an den Tag legte und durch rastlose Arbeit bethätigte, die Leidenschaft, welche aus seinen an sie gerichteten Briefen spricht, die doch für sie nur geschrieben waren, die Gedichte, die er ihr weihte und die sie vielleicht niemals gekannt hat, und aus denen bis zuletzt die größte Zärtlichkeit, Liebe, Fürsorge, Leidenschaft spricht — dies alles sollte Komödie, sollte erheuchelt, sollte nur Lüge gewesen sein, um der Welt etwas vorzuspiegeln? Gedichte wie: „Mich locken nicht die Himmelsauen", wie: „Babylonische Sorgen", „Ich seh' im Stundenglase schon", „Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt" und vor allem das ergreifende Lied „An die Engel":

Das ist der böse Thanatos,
Er kommt auf einem fahlen Roß;
Ich hör' den Hufschlag, hör' den Trab,
Der dunkle Reiter holt' mich ab —
Er reißt mich fort, Mathilden soll ich lassen,
O den Gedanken kann mein Herz nicht fassen.

Sie war mir Weib und Kind zugleich,
Und geh' ich in das Schattenreich,



Grabmal auf dem Montmartre.

Wird Wittwe sie und Waise sein!
Ich laß' in dieser Welt allein
Das Weib, das Kind, das, trauend meinem Muthe,
Sorglos und treu an meinem Herzen ruhte.

Ihr Engel in den Himmelshöhn,
Vernehmt mein Schluchzen und mein Flehn;
Beschützt, wenn ich im öden Grab,
Das Weib, das ich geliebet hab';
Seid Schild und Vögte eurem Ebenbilde,
Beschützt, beschirmt, mein armes Kind, Mathilde.

Bei allen Thränen, die ihr je
Geweint um unser Menschenweh,
Beim Wort, das nur der Priester kennt,
Und niemals ohne Schauder nennt,
Bei eurer eignen Schönheit, Huld und Milde,
Beschwör' ich euch, ihr Engel, schützt Mathilde.

Nein, Heine hat Mathilde wirklich geliebt. Sie hat ihn wirklich glücklich gemacht und seine Liebe und dieses Glück, sie sind mit den Jahren gewachsen. Es war eine Zeit, wo ihn die Verbindung mit ihr zuweilen als Fessel gedrückt hat und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß sich der Schluß des Gedichtes „Unterwelt“ auf sein Verhältnis zu Mathilde bezieht:

Zuweilen dünkt es mich, als trübe
Geheime Sehnsucht deinen Blick.
Ich kenn' es wohl das Mißgeschick:
Verfehltes Leben, verfehlte Liebe!
Du nickst so traurig. Wiedergeben
Kann ich dir nicht die Jugendzeit.
Unheilbar ist dein Herzeleid,
Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!

Doch abgesehen, daß er hier nicht nur seine Liebe für sein verfehltes Leben, sondern noch weit mehr sein verfehltes Leben für die verfehlte Liebe verantwortlich macht, so verstummen diese Klagen nach dem bald darauf geschlossenen Ehebund völlig. Alle, welche das Verhältnis Heines und Mathildens länger und näher gekannt,

waren fest von der Liebe und dem Glücke Heines überzeugt, seinen Bruder Maximilian eingeschlossen. Graf Alton Shee, der Bruder von Madame Jaubert, schrieb noch nach dem Tode des Dichters: „Er hat nur ein einziges Weib leidenschaftlich geliebt (er kannte Heines Liebe zu Molly nicht), eine junge pariser Arbeiterin, er hat sie geheirathet und alle (?) seine zärtlichen Neigungen auf sie beschränkt. Wer nicht Zeuge davon gewesen ist, kann sich die Innigkeit und Zärtlichkeit dieses Gemüths nicht denken.“ Weill behauptet geradezu — und es wird von Madame Jaubert bestätigt — daß sich alles bei Heine zuletzt um Mathilde gedreht und der Dichter ihretwegen sogar manchen seiner besten Freunde geopfert habe. So führte eine Beleidigung Mathildens den Bruch des langjährigen Freundschaftsverhältnisses mit Weill, ja sogar den mit Meyerbeer herbei, dem er doch zu so großem Danke verpflichtet war.

Schon im Jahre 1848 scheint das Verhältnis Heines zu Meyerbeer ein etwas gespanntes gewesen zu sein, doch zeigte sich dieser, als Weill, wie er erzählt, gerade damals, dessen Hilfe für Heine in Anspruch nahm, sofort zu einem Darlehen von tausend Franken bereit. Wie erstaunte Weill daher, nur ein Jahr später dem frechen Ausfalle zu begegnen, den sich Heine gegen Meyerbeer in dem als „Festgedicht“ bezeichneten Gesange „Beeren-Meyer — Meyer-Beer“ erlaubt hatte und welcher gelegentlich der Hamburger Aufführung des „Propheten“ am 8. Juni 1849 im dortigen „Freischütz“ erschienen war. Heine gab Weill auf dessen Vorwürfe ruhig zur Antwort: „Warum hat mir Meyerbeer zur ersten Vorstellung des Propheten für Mathilde Billete verweigert.“ Das Verhältnis wurde später noch feindlicher, nachdem Heines Faustballet, das Laube für ihn beim Berliner Hoftheater zur Aufführung eingereicht hatte, zurückgewiesen worden war und 1854 daselbst doch das Ballet Satanella erschien, in dem man sich offenbar seiner Erfindung teilweise bemächtigt hatte. Heine erhob Ansprüche auf die Tantième, wurde damit abgewiesen, und legte dies Meyerbeer zur Last, der, wie er glaubte, bei seinem mächtigen Einfluß diese Forderung wohl hätte durchsetzen

können. Die Briefe, die Heine in dieser Sache an Michael Schloß in Köln schrieb, lassen die Gereiztheit erkennen, zu welcher das Verhältnis der beiden alten Freunde gediehen war. Meyerbeer lehnte schroff jede Vermittlung ab und verwies auf den Rechtsweg, obschon Heine mit Repressalien gedroht hatte, der sich überhaupt nur ungern dazu verstehen wollte, seine Angriffe auf Meyerbeer einzustellen, da er ihn seinerseits wieder der Undankbarkeit zieh.[470]) „Es ist das höchste Bedürfnis für mich — schrieb er am 4. Mai 1854 — meine Meyerbeeriana der Welt nicht vorzuenthalten und nicht wie ein Hund mit einem Maulkorbe zu krepieren." Die Krankheit hatte den rachsüchtigen Zug in Heines Natur keineswegs zu unterdrücken vermocht. Er trat gerade in letzter Zeit, wie der seinen früheren Freund Venedey preisgebende Brief an Alexander Dumas[471]) und das Gedicht „Kobes I." beweist, in recht abstoßender Weise hervor. Camilla Selden erzählt, daß Heine, der damals mit fieberhafter Hast an der Überarbeitung seiner Memoiren gearbeitet, die er in den ersten Monaten 1854 begonnen hatte, eines Tages in ein helles grausames Lachen ausgebrochen sei: „Ich habe sie — habe er ausgerufen — todt oder lebendig, sie entkommen mir nicht. Hüte sich diese Zeilen zu lesen, wer je mich beleidigt hat. Heine stirbt nicht wie der erste Beste, und die Klauen des Tigers werden den Tiger selbst überleben."[472]) Was würde Heine mit Meißner gemacht haben, wenn er die Verunglimpfungen seines Weibes gelesen hätte, die in so schreiendem Widerspruch mit Meißners eigenen früheren Aussagen und auch gewiß mit der Wahrheit standen!

Es ist schmerzlich, das Bild des großen Dulders und Märtyrers, der, wie alle seine Freunde nicht genug rühmen können, ihnen und seiner Umgebung stets die rührendste, zarteste Rücksicht zeigte, durch diese harten Züge verunstalten zu müssen, es würde demselben ohne sie aber an Wahrheit gefehlt haben. Waren in seiner Natur doch so widersprechende Gegensätze gehäuft, wie sie sich sonst im Leben nur auf verschiedene Individuen verteilt finden! Auch glaubte Heine zu den Ausbrüchen seines satirischen Geistes ein in der Natur des-

selben begründetes Recht zu haben. Wie könne ein Satiriker wohl anders, als satirisch sein? Daher er oft ganz verwundert war, wenn seine Freunde davon verschont bleiben wollten, da er sich doch selbst nicht verschonte. Als Madame Jaubert ihm eines Tags ihr Staunen ausdrückte, daß er die Gefälligkeit derer in Anspruch nehme, die er durch seine Satire gekränkt und beleidigt habe, erwiderte er ganz naiv: „Wie hätte man dieses wohl übel nehmen gekonnt? Sind wir nicht Freunde?“ — „Aber eben deshalb“ — warf Madame Jaubert ihm ein. — „Bah, kennt man mich nicht? das Malerische, die Einbildung und der Witz reißen mich fort, das ist meine Natur.[473])

Inzwischen war die schwarze Frau, von der er so ergreifend gesungen, ihm unvermerkt wieder ganz nahe getreten. Seine Seele war ernster geworden: „Es ist eine ernste Sache zu sterben — sagte er vier Tage vor seinem Tode zu Madame Jaubert — der Scherz steht dann nicht zu Gesicht, aber die Standhaftigkeit.“[474]) Am folgenden Tage hatte ihm Dr. Gruby auf sein entschiedenes Verlangen die Rettungslosigkeit seines Zustands bekannt. Zwei Tage später besuchte ihn Camilla Selden. „Endlich!“ rief ihr Heine mit einem Tone entgegen, der durch seine Heftigkeit und Strenge von der sonstigen Milde, die er selbst in der Ungeduld gegen sie zeigte, auffällig abstach. Es wurde wenig gesprochen. Beim Abschied aber legte er wie segnend seine Hand auf ihr Haupt. Als sie bereits in der Thüre war, rief er mit dringendem, zitterndem Tone: „Auf Morgen, hörst Du, vergiß nicht!“ Sie aber konnte nicht kommen. Am Morgen des nächsten Tags, es war der 17. Februar 1856, wurde sie durch eine seltsame Erscheinung aus dem Schlafe geschreckt. Rasch stand sie auf und eilte nach Heines Wohnung. Sie fand nur noch die Leiche des Dichters. Man führte sie in sein Zimmer. Wie eine Marmorstatue auf einem Grabmal lag er da. Der Tod hatte seinem Gesicht eine erhabene Ruhe gegeben und die Kälte einer überlegenen Gleichgültigkeit.[475]) Der Spott seiner Lippen war nun verstummt, wie die anmutigen Lieder — das Lächeln verschwunden. Sein Herz hatte ausgelitten und ausgerungen.

Katharine Bourlois, die letzte Wärterin Heines, hat an Charlotte Embden einen Bericht über den Zustand der letzten Tage des Dichters geschickt, den die Principessa della Rocca soweit mitgeteilt hat, als es ihr für ihre übrige Darstellung geeignet schien. Heine war seit mehreren Tagen von häufigen Ohnmachten, Krämpfen und starkem Erbrechen heimgesucht worden. Am 13. Februar hatte er noch 6 volle Stunden gearbeitet, was er seit einer Woche nicht mehr gethan. Auf die Vorstellungen, sich zu schonen, die Katharine ihm machte, erwiderte er: „Ich habe nur noch vier Tage Arbeit, dann ist mein Werk vollendet." Ohne Zweifel handelte es sich um die Memoiren. Später habe er geklagt, seiner Mutter nicht noch schreiben zu können und seiner Freude Ausdruck darüber gegeben, seine Schwester noch einmal gesehen zu haben. Am 16. nachmittags habe er plötzlich „Papier und Bleistift" verlangt. Es seien seine letzten Worte gewesen. Der Bleistift sei seiner Hand entfallen. Krämpfe stellten sich ein. Qualvolle Pein drückte sich auf seinem Gesichte aus, bis der Todeskampf endlich zu Ende ging. Am Morgen des 17. Februar 1856 3/45 Uhr sei er gestorben.[476]) Im Widerspruche mit dieser Darstellung, die ihr doch damals gewiß schon bekannt war, berichtet die Principessa della Rocca in ihren etwas früher geschriebenen „Erinnerungen", daß Heine noch früh 4 Uhr ruhig mit seiner Wärterin gesprochen habe und um 5 Uhr sanft entschlafen sei. Mathilde, die er so sehr geliebt (die aber andererseits so gar nicht fähig gewesen sein soll, ihm zu genügen und ihn zu beglücken), habe ihm nicht die Augen zugedrückt und sei auch nicht an seiner Seite gewesen. „Ohne den Trost — heißt es weiter — ein Mitglied seiner Familie bei sich zu haben, rang er allein den Todeskampf (während er doch nur eben sanft entschlummert sein sollte). Mathilde hatte sich ruhig und sorglos schlafen gelegt und sah ihren Gatten nur als Leiche wieder."[477]) In ihrer ruhmredigen Weise berichtet die Principessa sodann, daß an dem Begräbnis, welches am 20. Januar, zwar nach dem Wunsche des Verstorbenen, ohne Pomp und Pracht in aller Frühe stattgefunden habe, doch alle berühmten und bedeutenden in Paris le=

benden Deutschen und alle französischen Schriftsteller sich beteiligt hätten. In Wahrheit wurde Heinrich Heine aber an jenem Tage vormittags 11 Uhr ganz wie er es vorausgesagt und auch gewollt hatte, auf dem Kirchhofe Montmartre begraben:

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Nur etwa hundert Personen umstanden die Gruft des Mannes, welcher Deutschland eine Fülle der schönsten Lieder gegeben, und auf seine geistige Entwicklung einen viel größeren Einfluß ausgeübt hat, als man jetzt zugeben möchte. Henri Julia und der Hauptredakteur des „Pays“, Joseph Cohen, ein Verwandter Heines, führten den Zug. Von französischen Schriftstellern waren Alexandre Dumas, Théophile Gautier, Mignet, Paul de St. Victor, Alexander Weill erschienen.

Die Principessa della Rocca erzählt, daß Gustav Heine bereit gewesen sei, seinem Bruder ein kostbares Denkmal zu setzen, was weder dem in seinem Testamente ausgesprochenen Willen, noch dem einfachen Geiste des Dichters entsprochen haben würde. Mathilde habe aber in schroffster Weise das Recht für sich in Anspruch genommen und auf dem Grabe desselben nichts als „einen einfachen Stein“ setzen lassen, nur mit dem Namen des Dichters auf einer kahlen Marmorplatte. Auf dem Grabstein stehe nur Heinrich Heine, nicht einmal „Ruhe in Frieden“.[478] Die Prinzipessa mochte, wenn auch nicht die Ungerechtigkeit, so doch die Geschmacklosigkeit dieser Ungerechtigkeit eingesehen haben. Sie hat dies in ihren späteren „Skizzen über Heinrich Heine“, allerdings auch nicht sehr geschmackvoll, folgendermaßen zum Ausdruck gebracht: „Heines Grab macht in seiner Einfachheit vielleicht mehr Effekt, als ein stolzes Monument.“[479] Wie äußerlich und leichtlebig man sich Mathildens Wesen auch denken mag, jedenfalls waren die Thränen, die sie Heine nachweinte, neben denen seiner Mutter und Schwester, die aufrichtigsten. „Noch immer

— wie Maximilian Heine sagt — eine hübsche Frau," würde sie, durch nichts gebunden, bei der Lage, die ihr ihr fürsorglicher Gatte geschaffen, leicht eine neue eheliche Verbindung gefunden haben. Sie aber löste ihr freiwillig gegebenes Wort ein und blieb dem Manne ihres Herzens treu, wie sie ihm auch treu geblieben sein würde, wenn er sie nicht zu seiner Gattin erhoben hätte.

In Heinrich Heine hatte Deutschland einen großen Dichter, einen seiner bedeutendsten Humoristen und Satiriker, und einen der kühnsten und treusten Streiter für geistige Freiheit verloren. Obschon er das Gebiet der deutschen Lyrik beträchtlich erweitert und der deutschen Prosa eine glänzende Entwicklung gegeben und hier und dort vieles im einzelnen Mustergültiges geschaffen hat, kann er doch weder den klassischen Dichtern, noch den großen reformatorischen Geistern der Menschheit zugezählt werden. Die negativen Elemente in seiner Natur überwogen dazu viel zu sehr die positiven. Er war der geistige Repräsentant einer skeptischen, in Gärung begriffenen Zeit. In den Widersprüchen seiner Natur spiegelten sich die Widersprüche der letzteren ab. Die Wirkungen, welche er ausübte, konnten daher ebenfalls keine andere als sehr widersprechende und den Widerspruch herausfordernde sein. Seine Sendung war eine revolutionäre. Er hat sie auch selber so aufgefaßt.

Allein ein Dichter ist er gewesen, ein Dichter im vollen Sinne, in der ganzen Bedeutung des Worts. Wenn seine eruptive Natur auch viel Schlacken und Unedles ausgeworfen hat, so hat sie doch auch viel des Edelsten, Zartesten, Süßesten, was noch tief im deutschen Volksgemüt schlummerte, zu wunderbarster Offenbarung gebracht.

Der Dichter war tot, aber sein Geist lebt in seinen Werken noch fort. Der Tiger hatte verendet, wo aber blieben die Klauen, mit denen Heine nach seinem Tode gedroht? Das Memoirenfragment gehört zu dem Harmlosesten, was er geschrieben. Kein Haar wird einem Menschen darin gekrümmt. Es war auch schwer, dazu die

Veranlassung hier zu finden, da es nur die Kindheitsgeschichte des Dichters umfaßt. Doch hat man es darin ja auch nicht mit den vollständigen Memoiren zu thun.

Im Jahre 1840 lagen nach Heines Brief an Campe vom 14. September 1840 bereits 4 Bände Lebensbeschreibung fertig vor. Da er jedoch Karl Heine gewissermaßen vertragsmäßig versprochen hatte, so lange dieser die ihm ausgesetzte Pension zahle, die nach seinem Tode zur Hälfte auf seine Frau übergehen sollte, nichts gegen die Familie zu schreiben, so mußte Heine auf die Veröffentlichung der Memoiren, von denen er doch ein so hohes Erträgnis erwartet hatte, verzichten, oder sie in einer Form überarbeiten, die jenem Versprechen entsprach. Später trat dafür noch ein andrer Grund mit hinzu: Die Umwandlung seiner religiösen Anschauungen, gegen die er durch keine neue Veröffentlichung verstoßen wollte. Es sind vorzugsweise die dem widersprechenden Stellen, von denen es in einem Briefe vom 1. Juni 1850 an Campe heißt, daß er sie den Flammen übergeben habe. Am 31. März 1852 aber schreibt er, daß er aus Rücksichten auf Überlebende den größten Teil — nach einer Stelle des Memoirenfragments — „schier die Hälfte", teils aus leidigen Familienrücksichten, teils auch wegen religiöser Skrupel vernichtet habe. Daß Heine die betreffenden Memoirenstücke nicht alle verbrannt, sondern zum Teil, wie er sich im Gegensatz hierzu ausdrückt, nur vernichtet hat, geht aus einem Testamentsentwurf vom Jahre 1854 hervor, wo das Wort „verbrennen" ausgestrichen und durch „vernichten" von ihm ersetzt worden ist. Am 7. März 1854 macht er Campe die erste Mitteilung von seiner Neubearbeitung der Memoiren. „Herr Trittau wird Ihnen gewiß mitgetheilt haben — schreibt er — daß ich mich mit Heroismus einer ganz neuen Abfassung meiner Memoiren unterziehe und ich hoffe, daß dieses die Krone meiner Schriften sein wird. Aber Heroismus war es, statt zu flicken, gleich wieder Neues zu weben, und ich hoffe, wenn ich ohne Störung bleibe, schon in diesem Jahre eine große Portion fertig zu machen und unverzüglich zu publicieren. Da ich jetzt weiß, was ich sagen darf, so schreibe ich

mit großer Sicherheit und nichts hindert mich mehr, das Geschriebene schon bei Lebzeiten vom Stapel laufen zu lassen."[480]) Indessen muß auch die neue Bearbeitung in Heine wieder Bedenken erregt haben, da er sowohl in der Einleitung zu derselben, wie auch in dem erwähnten Testamentsentwurf die Befürchtung ausdrückt, daß dieselben vielleicht doch nicht an die Öffentlichkeit treten würden, und seine Witwe auch dieser Ressource verlustig gehen werde. Alfred Meißner, welcher Heine im Herbst 1854 daran arbeiten sah, schätzte den Umfang schon damals auf drei Bände, was nicht ganz unmöglich ist, da ja von dem früheren 4 Bände starken Werk über zwei Bände erhalten bleiben sollten. Wir wissen, daß Heine an seinen Memoiren, besonders im Jahre 1855, angestrengt arbeitete und der Bericht der Katharine Bourlois erlaubt kaum einen Zweifel, daß er noch vier Tage vor seinem Tode daran beschäftigt gewesen ist und, falls dies zutrifft, sein Werk für nahezu abgeschlossen erklärt hat. E. Engel behauptet zwar, daß Heine die zweite Hälfte der ersten Memoiren auch noch verbrannt habe, und beruft sich dabei auf eine Aussage Julias.[481]) Ich lese es aus dieser aber gar nicht heraus. Auch ist mir Herr Julia in betreff der Memoiren, nachdem er mit dem Memoirenfragment so gefeilscht hat, kein ganz zuverlässiger Zeuge. Es mußte ihm daran liegen, die Sache so darzustellen, als ob Heine wirklich von den Memoiren nichts weiter hinterlassen habe, als das von ihm so teuer verkaufte Memoirenfragment.

Als Heine tot war, wurde Alfred Meißner von Campe beauftragt, sofort nach Paris zu gehen, um Erkundigungen wegen des litterarischen Nachlasses Heines, insbesondere der Memoiren, anzustellen. Der von Heine der Witwe noch selbst empfohlene Rechtsfreund Henri Julia bewilligte Meißner auch anstandslos den Einblick in die hinterlassenen Schriften Heines bis auf die Memoiren. Hinsichtlich dieser letzteren giebt Alfred Meißner, der zuverlässigste Zeuge Herrn Engels, zwei verschiedene Versionen an, nach der ersten, rein sachlichen, im Magazin für Litteratur des Auslands 1880 Nr. 1 heißt es, daß, nachdem er bei Julia mehrere Vormittage mit der Sichtung

der Papiere beschäftigt gewesen, dieser mit ihm nach Asnières zu der Witwe Heines gefahren sei, ihn hier in ein Parterrezimmer geführt und einen Wandschrank geöffnet habe, wo er auf einen gewaltigen Stoß Papiere, wohl an 600 Bogen, gewiesen, indem er gesagt: „Hier liegen die Memoiren!“ In der romanhaft ausgeschmückten und mit allerlei Perfidien gegen Mathilde und Julia gewürzten Darstellung seiner „Geschichte meines Lebens“ dagegen liest man, daß er letzteren mehrmals vergeblich nach den Memoiren gefragt. „Ich begriff sofort, daß man die „Memoiren“ vor mir geheim halte.“ Erst im Momente der Abreise habe er gehört, daß Mathilde ihn mit Herrn Julia zu Tische erwarte. Er sei also mit diesem nach Asnières gefahren. Hier habe Mathilde plötzlich gesagt: „Nun muß ich Ihnen doch noch zeigen, was wir noch von Henri haben.“ Sie habe den Wandschrank geöffnet und er habe einen hohen Stoß Papiere erblickt, die er gleich wieder erkannt. „Sind das die Memoiren?“ — fragte ich. „Es sind die Memoiren.“ Man ließ ihm jedoch in beiden Fällen nicht Zeit, mehr als die obersten Bogen anzusehen[482]) — ein Umstand, den man später benützt hat, um glauben zu machen, daß der große Stoß Papiere nicht bloß die Memoiren, sondern noch andere Schriften enthalten habe.

Nach dem Testamente Heines würden seine sämtlichen hinterlassenen Papiere an den Neffen Heines, Herrn Julius von Embden, auszuliefern gewesen sein. Allein es scheint, daß der Rechtsbeistand Mathildens die Auslieferung auf Grund der daran geknüpften Klausel verweigerte, weil er die materiellen Interessen derselben für hierdurch gefährdet hielt, was hinsichtlich der Memoiren und der hinterlassenen Briefe Heines wohl nicht ohne Grund war. Sie wurden in der That selbst noch dann zurückgehalten, als der noch vorhandene Rest des litterarischen Nachlasses 1869 an Herrn Ludwig von Embden ausgeliefert worden ist, der ihn nun an Campe verkaufte und überhaupt, wie es scheint, mit Mathilde immer in freundlichen Verhältnissen blieb, dieselbe 1867 sogar in ihrem Streit mit dem Buchhändler Michel Levy in Paris unterstützte. Doch hatte er keines-

wegs sämtliche Nachlaßpapiere erhalten, vielmehr ergiebt sich aus einem Schreiben des französischen Gesandten, Herrn von Grammont in Wien, an das französische Gouvernement, daß der uns bekannte Ritter von Friedland in Prag, der Schwager Lassalles, dem französischen Gouvernement verschiedene Schriften Heines, darunter die Brouillons von dessen Briefen an Thiers, Guizot,[483]) Michelet, 67 gegen Friedrich Wilhelm IV. gerichtete Gedichte und ein Manuskript „Napoleon III.", zum Kauf angeboten habe, die er der von ihm persönlich gekannten Witwe Heines abgeschwatzt haben mochte, der er sie auch niemals wiedergegeben hat. E. Engel vermutet, daß diese Papiere sich jetzt im Besitze Gustavs von Heine-Geldern befinden.

Die Campesche Buchhandlung würde, außer den Memoiren und Briefen, wohl schon früher den ganzen litterarischen Nachlaß haben erwerben können, da sie einen Teil davon sogar schon in Händen gehabt hat. Sie wollte sich aber ebenso wenig zur Zahlung des geforderten Honorars, wie zur Rückgabe der Manuskripte verstehen, so daß es zu einem Prozeß zwischen ihr und der Witwe Heines kam, der zu Gunsten der letzteren entschieden wurde. Hier liegt nun, wie ich glaube, der wahre Grund der auffälligen Verschiedenheit, welche die Beurteilung und Charakterisierung Mathildens in Alfred Meißners Buch über „H. Heine" und in seiner „Geschichte meines Lebens" erfahren hat, wozu noch das öffentliche Auftreten Camilla Seldens kam, die sich als die letzte Liebe Heines enthüllte.

Was die Memoiren betrifft, so erklärt Herr Julia, sie eine Zeit lang in seinem Besitz gehabt, später jedoch der Witwe Heines wieder ausgehändigt zu haben. Kohn-Abrest[484]) giebt 1859 als den Zeitpunkt der Rückgabe an, da Julia, der sich verheiratete, damals Paris verlassen und sich in die Provinz zurückgezogen habe. Später habe Mathilde Herrn Julia aber entdeckt, daß eines Tages ihr Schwager Maximilian Heine gekommen sei, die Memoiren zu sehen und zu lesen verlangt, und, nachdem sie ihm dieselben hierzu ausgehändigt, fast unter ihren Augen von den 147 resp. 160 Blättern, die, nach Julia, die Memoiren überhaupt nur umfaßt haben sollen, 26 verbrannt

habe. Ich vertraue dieser Darstellung nicht. Was die Existenz von nur 160 Blättern anbelangt, die nur die Kindheitsgeschichte umfassen, so wird sie durch verschiedene Zeugnisse widerlegt, die in dieser Sache wertvoller sind, als das Herrn Julias. Zuerst Alfred Meißners Zeugnis, einen weit, weit größeren Stoß von Papieren im Besitz von Mathilde Heine gesehen zu haben, die, in einem besondren Schranke verwahrt, ihm als die Memoiren Heines bezeichnet wurden. Sodann das Zeugnis Camilla Seldens, daß Heine bis in die letzte Zeit an seinen Memoiren gearbeitet und dieser Teil der Bearbeitung einen wesentlich andren Charakter gehabt hat, als das veröffentlichte Fragment, sodann das Zeugnis der Katharine Bourlois, welches sich kaum auf etwas andres als die Memoiren beziehen kann und dann beweisen würde, daß dieselben ziemlich abgeschlossen waren, ferner das Zeugnis Maximilian Heines, welcher in seinen Erinnerungen, d. h. nach der Zeit, zu welcher er die Memoiren verbrannt haben soll, von den „noch im Manuskript vorhandenen Memoiren (die mit der Zeit erscheinen werden)" spricht und endlich ein mir vorliegender Bericht des Herrn Ludwig von Embden, in welchem es heißt: „Max von Heine, welcher 1867 gelegentlich der Ausstellung Paris besuchte, ließ sich von Frau Mathilde die Memoiren zur Durchsicht in ihrer Wohnung geben, und vernichtete den größten Teil derselben, Anfang und Ende, da viele Persönlichkeiten, die heute noch leben, darin aufs Grausamste verletzt wurden. Frau Mathilde war darüber sehr erzürnt und nur die wenigen Blätter, welche sie den Händen Heines Bruder entreißen konnte, sind später veröffentlicht worden." Aus diesen verschiedenen Zeugnissen ergiebt sich mit voller Bestimmtheit, daß die Memoiren einen weit größeren Umfang als 160 Blätter hatten, ja wahrscheinlich ziemlich vollständig waren, keineswegs aber, daß Maximilian Heine sie wirklich verbrannt, noch weniger, daß er ohne Erlaubnis der Witwe sich derselben in irgend einer Weise bemächtigt hat. Ein solcher gewaltsamer Eingriff in das wertvolle Eigentum einer Frau, welche bereits zwei Prozesse wegen des litterarischen Nachlasses ihres Gatten angestrengt hatte, war, zumal in

einem fremden Lande, doch zu gefährlich. Ich bin vielmehr überzeugt, daß Maximilian Heine sich des größeren Memoirenteils nur **mit** Zustimmung der Witwe gegen irgend eine Entschädigung bemächtigt hat, sei es nun, daß er ihn wirklich vernichtete oder denselben nur in seinen Besitz und seine Verwahrung nahm. Für letzteres spricht die oben ausgehobene Stelle in den „Erinnerungen" Maximilian Heines. Vielleicht hing die Auslieferung der Memoiren mit einer testamentarischen Bestimmung des 1865 verstorbenen Karl Heine zusammen, welche die Pension Mathildens verdoppelte. Daß Maximilian Heine ihr einen kleinen Teil zur Veröffentlichung überließ, läßt sich daraus erklären, daß in diesem Teil die herabsetzende Schilderung, welche Strodtmann in seiner Biographie Heinrich Heines von dessen Vater gegeben, in glänzender Weise widerlegt wird. Mathilde veröffentlichte diesen Teil aber nicht selbst, weil sie sich früher gegen Karl Heine verpflichtet hatte, die Memoiren überhaupt nicht zu veröffentlichen, so lange ihr die Pension richtig ausgezahlt werde. Zur Herausgabe derselben scheint sie damals mit Recht nicht zu bewegen gewesen zu sein.

Erst nach ihrem im Februar 1883 erfolgten Tode wurden die in den Besitz Julias übergegangenen Memoiren, nachdem für dieselben mit Hilfe des Herrn Cohn-Abrest, welcher in dieser Affaire die Rolle des dupierten litterarischen Glücksritters spielt, eine große Reklame in Szene gesetzt worden war, ohne den Käufern auch nur einen genügenden Einblick in sie zu verstatten, an den neuen Besitzer der Gartenlaube, Herrn Kröner, in Gemeinschaft mit der Campeschen Buchhandlung für 16000 Fr. verkauft.[485])

Schon 1861 hatte Herr Gustav Heine erklärt, im Besitze der Heineschen Memoiren zu sein, die er jedoch nie veröffentlichen werde. Diese Erklärung wurde zu verschiedenen Malen, so auch jetzt wiederholt, erlitt aber große Anfechtungen. Natürlich könnten dies nur die ersten ursprünglichen Memoiren sein, da die zweiten ja in Mathildens Besitz waren und diese ausdrücklich erklärt hat, Herrn Gustav Heine niemals das geringste vom litterarischen Nachlaß ihres Gatten ausgeliefert zu haben. Ich beabsichtige nun keineswegs zu behaupten,

daß diese Memoiren wirklich im Besitz von Herrn Gustav Heine sind oder waren, wohl aber dies, daß, wie ich schon früher (S. 361) andeutete, die von Herrn E. Engel dagegen aufgebrachten Gründe mir nicht ganz zwingend erscheinen, zumal eine Stelle des von ihm gleichzeitig mitgeteilten Testamententwurfbruchstücks, es gar nicht so unwahrscheinlich macht, daß Heine im allgemeinen um die Schritte gewußt, die Gustav Heine in seinem Interesse bei Campe zu unternehmen gedachte, wenn er auch mit der Art der Ausführung keineswegs einverstanden war. „Dazu kommt — heißt es hier nämlich — daß ich schon im Jahre 1846 mein bisheriges litterarisches Vermögen, die Eigenthumsrechte auf meine deutschen Schriften, für ein äußerst geringfügiges Honorar aliniert hatte zu Gunsten meines Hamburger Buchhändlers."[486]) Ich werde hierdurch in der Ansicht, daß die über seinen Bruder Gustav damals gegen Campe ausgesprochenen Urteile hauptsächlich darauf berechnet waren, diesen zu besänftigen, nur noch bestärkt. Wenn man aber auch das Recht hätte, sie in voller Strenge als Heines damalige aufrichtige Ansicht von diesem Bruder anzusehen, so wechselten dessen Urteile, wie schon allein seine verschiedenen Testamentsentwürfe beweisen, über dieselben Personen doch zu häufig, als daß Gustav Heine bei seinem letzten mit seiner Schwester Charlotte im Jahre 1855 gemachten Besuch, sich sein Vertrauen nicht doch wieder erworben haben könnte. Auch konnte ihn dieser, wenn schon nicht für die geeignete Person zu irgend einer Einmischung in den litterarischen Nachlaß oder in die Vertragsverhältnisse mit Campe, so doch für völlig geeignet halten, um in einem bestimmten Fall, dem Fall, daß Karl Heine oder dessen Rechtsnachfolger die in Betreff seiner Frau eingegangenen Verpflichtungen nicht innehielten, diese mit dem gehörigen Nachdruck mit der Veröffentlichung der ersten Memoiren zu bedrohen, da die zweiten Memoiren von ihm hierauf ja gar nicht berechnet waren. Allerdings würde dann Heine jene ersten Memoiren nicht thatsächlich vernichtet haben, wohl aber noch immer die Vernichtung derselben nach Mathildens Tod durch seinen Bruder Gustav angeordnet haben können.

Wichtiger als die Frage, ob Herr Gustav Heine im Besitz von Memoiren war oder ist, die selbst im Bejahungsfall dieser Frage wohl nie an die Öffentlichkeit kommen würden, erscheint mir die Thatsache, daß sich Herr Julia noch im Besitz, wenn nicht aller, so doch einer großen Menge von hinterlassenen Briefen des Dichters befindet. Cohn=Abrest, welcher in diese Briefe Einblick erlangt hat, schätzt ihre Zahl auf 1150. Er behauptet — natürlich mit großer Übertreibung — daß in ihnen die wahren Memoiren des Dichters zu finden seien, und ihr Erscheinen einen unglaublichen Skandal erregen würde. Herr E. Engel, der diese Briefe auch gesehen zu haben erklärt, macht diese Aussage lächerlich. Er schätzt die Briefe zwar auch auf etwa 1000, wovon aber mehr als 900 „von Krethi und Plethi“ an Heine geschrieben, gänzlich wertlos sein sollen. Jeder Unbefangene wird aber einsehen, daß diese Behauptung noch weniger Glauben verdient, als die von Cohn=Abrest, bei dem es sich diesmal um keine Reklame handeln kann, weil er inzwischen mit Herrn Julia gänzlich zerfallen ist und ihn in seinem Buche nicht gerade sänftiglich angreift. Wie? Heine, der seine Papiere wiederholt sorgfältig gesichtet und alles Unbrauchbare vernichtet hat, wofür wir an Laube einen Zeugen besitzen, sollte über 900 Briefe von Krethi und Plethi aufbewahrt und von den vielen wertvollen Briefen, die er doch zweifellos besaß, noch nicht ganz 100 behalten haben?

Obschon Herr Julius von Embden in dem mir vorliegenden Berichte erklärt, daß außer den Memoiren von allen hinterlassenen Schriften Heines nur „ein Teil der Heineschen Korrespondenz in Paris bei Frau Mathilde“ geblieben sei, sah Herr Cohn=Abrest darunter doch noch sehr viele Familienbriefe. Ganz abgesehen von diesen, würden aber doch schon die Briefe Campes an Heine durch 25 Jahre sicher allein weit mehr als hundert betragen, wozu dann noch die Briefe kommen, welche Varnhagen, Rahel, Merckel, Schiff, Cotta, Kolb, Detmold, Laube, Kühne, Lassalle, Meißner, Lewald und viele französische Schriftsteller und Gelehrte in den letzten 25 Jahren an Heine geschrieben haben, die, soweit es sich nur über=

sehen läßt, mindestens ein paar Hundert betragen müssen. Es unterliegt also gar keinem Zweifel, daß die von Cohn-Abrest gesehene Korrespondenz für die Lebensgeschichte des Dichters sehr wertvoll ist und deren Veröffentlichung ganz neue Lichter auf dieselbe werfen kann.

Das Gesamtbild, welches bis jetzt aus dieser Geschichte hervortritt, ist, wie interessant und bedeutend auch immer, doch keineswegs ein harmonisches und vollkommen befriedigendes. Wenn man aber das Leben andrer berühmter Männer, sowie das Heines, bis in die letzten Falten und Fältchen untersuchen wollte, so würden viele, die jetzt reiner und glänzender dastehen, vielleicht keinen so befriedigenden Eindruck machen, als er, der sich in Schriften und Leben mit allen Blößen und Schwächen rückhaltloser gegeben hat, als die meisten.



Anmerkungen.

1. Brief an Immermann vom 10. Juni 1823. Bd. 19, S. 83.
2. E. Engel, H. Heines Memoiren &c. giebt im Vorwort vollständigen Aufschluß hierüber.
3. Geburts- und Beschneidungsschein fehlen. In einem Protokoll des akademischen Gerichts zu Bonn vom 26. November 1819 ist das Alter Heines mit 19 Jahren verzeichnet. In einem Brief vom 20. Oktober 1821 giebt Heine sein Alter mit 24 Jahren an, was möglicherweise ein Schreibfehler ist, von welchem dann nicht nur Steinmann, sondern auch seine ältesten Mitschüler Neunzig und Prag irregeführt worden sein können. Ein solcher findet sich nachweislich in dem an Professor Hugo gerichteten Schreiben Heines vom 16. April 1825 vor, in welchem er um sein Promotionsexamen nachsucht. Hier ist als Geburtsjahr 1779 angegeben. Im Kirchenbuche der Gemeinde zu St. Martini in Heiligenstadt, wo Heine die Taufe empfing, findet sich die Angabe, daß Heine am 13. Dezember 1799 geboren sei. Diese Angabe wird durch einen Brief Heines an St. René Taillandier vom 3. November 1851 bestätigt, in welchem Heine sagt, daß die Ungenauigkeiten in betreff seines Geburtstages daher rührten, daß man denselben während der preußischen Invasion fälschlich angegeben, um ihn dem Dienste des Königs von Preußen zu entziehen. Dies würde keine Rückdatierung, sondern eine Vordatierung bedingt haben und könnte sich möglicherweise darauf beziehen, daß sein Geburtstag bisweilen auf den ersten Tag des Jahres 1800 verlegt wurde, so von ihm selbst in den „Reisebildern“ und in einer 1835 an Philarète Charles gesandten biographischen Skizze. Weitere Bestätigung erhält die Angabe des 13. Dezember 1799 durch eine Notiz vom 29. Juni 1838 in der „Zeitung für die elegante Welt“, sodann durch die Angabe seines Bruders Maximilian und seiner Nichte, der Prinzessin della Rocca (Embden-Heine), welche sie von Heines Mutter erhalten

haben will, sich selbst aber für das Jahr 1800 ausspricht, indem sie behauptet, daß man den Geburtstag zurückdatiert habe, damit Heine in eine höhere Klasse des Gymnasiums einrücken konnte, was an ein bestimmtes Alter gebunden war. Das wichtigste Dokument scheint ein vom 16. Juli 1853 datierter Brief Heines an seine Schwester Charlotte zu sein, welcher jetzt im Besitz des Herrn Ludwig v. Embden ist, worin Heine den 13. Dezember 1799 ausdrücklich als seinen Geburtstag angiebt, sich aber freilich immer nur wieder auf seinen Taufschein bezieht. Wogegen er in der Urkunde vom 23. August 1841, welche der gerichtlichen Vollziehung seiner Ehe mit Mathilde zu Grunde gelegen hat, wieder den 31. Dezember 1799 als seinen Geburtstag bezeichnete. Aus den Jugendbriefen der Mutter, die von Strodtmann veröffentlicht worden sind, geht nur hervor, daß sie die Erwerbung des Niederlassungsrechts ihres Verlobten, Samson Heine, energisch betrieb und sie am 8. November 1796 trotz der dagegen erhobenen Einwände so gut wie sicher gestellt hatte. Der Schluß Strodtmanns, daß die Verheiratung daher spätestens Anfang 1797 stattgefunden haben müsse, in Widerspruch mit seiner eigenen frühern Angabe, die sie am 1. Februar 1799 stattfinden läßt, ist keineswegs bindend. Wenn es die Geburt Heines im Jahr 1797 auch möglich erscheinen läßt, so liegt doch darin um so weniger ein Beweis vor, als die geschäftliche Etablierung Samson Heines der Heirat gewiß noch vorausging. Maximilian Heine und nach ihm die Principessa della Rocca geben den 6. Januar 1798 als der Eltern Trauungstag an.

4. Seit 31. Januar 1867 ist an dem neugebauten Hause eine Erinnerungstafel angebracht worden, welche die Inschrift trägt: Geburtshaus von H. Heine.
5. Heymann Heine hatte sechs Söhne: Isaak, Samson, Salomon, Meyer, Samuel und Hertz, genannt Henry, und zwei Töchter, von denen die jüngere sehr schön war, aber, gleich der älteren, schon frühzeitig starb.
6. So die Briefe vom März und 1. April 1829 an Friederike Robert. (Aus dem Nachlasse Varnhagens S. 187 u. 189.) Auch Max. Heine bestätigt es in seinen Erinnerungen S. 4. Der Brief an Immermann ist vom 17. November 1829. (Werke, Bd. 19, S. 361.)
7. A. Stahr, Zwei Monate in Paris. II. S. 361.
8. E. Engel, H. Heines Memoiren 2c.
9. In seinem an Prof. Hugo gesandten Lebenslauf: „Mein Vater Siegmund Heine, früher Soldat, dann Kaufmann . . .“
10. In den von Strodtmann veröffentlichten Jugendbriefen der Mutter Heines (Deutsche Rundschau Bd. XII. Juli. S. 86) nennt sie sich Peira.

11. Karpeles giebt 1800 als das Geburtsjahr an und verlegt den Geburtstag in den Oktober. Letzteres ist nicht sehr wahrscheinlich, wenn Heines Geburtstag wirklich auf den 13. Dezember 1799 fällt. Es entspricht auch nicht der Angabe Charlottens, daß ihr Geburtstag 11 Monate später als der ihres Bruders war; denn dann müßte entweder ihr oder sein Geburtstag in den Monat November fallen.
12. In den von E. Engel edierten H. Heines Memoiren. S. 99.
13. Siehe über alles dies das von E. Engel edierte Memoirenfragment.
14. Werke, Bd. 14, S. 112.
15. A. Stahr, Zwei Monate in Paris. II. 356.
16. Auch die äußere Ähnlichkeit trat später in überraschender Weise hervor. Siehe Max. Heines Erinnerungen ꝛc. S. 160. Hier schreibt Heine (Brief vom 5. August 1837) an seinen Bruder: „Wenn ich mich manchmal im Spiegel betrachte, erschrecke ich; ich sehe jetzt ganz aus wie mein seliger Vater aussah, nämlich zur Zeit, als er aufhörte, hübsch zu sein."
17. Werke, Bd. 7, S. 219.
18. Werke, Bd. 14, S. 316.
19. Werke, Bd. 14, S. 321.
20. Werke, Bd. 13, S. 151.
21. u. 21a. Werke, Bd. 5, S. 200.
22. H. Hüffer, Aus dem Leben H. Heines. S. 5.
23. H. Hüffer, ebendaselbst. S. 11.
24. Werke, Bd. 5, S. 243.
25. Werke, Bd. 3, S. 140.
26. E. Engel, H. Heines Memoiren ꝛc. S. 94.
27. H. Hüffer, Aus dem Leben H. Heines. S. 7.
28. Brief an St. René Taillandier vom 3. November 1851. Werke, Bd. 21, S. 209.
29. Werke, Bd. 14, S. 235.
30. Vom 10. April 1823. Werke, Bd. 19, S. 60.
31. Max. Heine, Erinnerungen ꝛc. S. 29.
32. Max. Heine, Erinnerungen ꝛc. S. 30.
33. F. Steinmann, H. Heine. S. 25.
34. E. Engel, H. Heines Memoiren ꝛc. S. 94 u. f.
35. Brief an M. Moser vom 28. November 1823. Werke, Bd. 19, S. 131.
36. Autobiographische Skizze (1835). Werke, Bd. 13, S. 8.
37. Werke, Bd. 15, S. 22.
38. Max. Heine, Erinnerungen ꝛc. S. 26.
39. H. Hüffer, Aus dem Leben H. Heines. S. 11. Die Stelle lautet: „Freu Dich, in 4 Wochen sehe ich Molly. Mit ihr kehrt auch meine Muse zurück."

40. Werke, Bd. 20, S. 164.
41. Werke, Bd. 1, S. 261. Noch auf seinem Krankenlager gedenkt Heine gegen Madame Jaubert der kleinen Veronika, die ihm einst einen Stengel Reseda geschenkt hatte. (Siehe Madame Jaubert, Souvenirs, Paris 1881, S. 317, sowie das Gedicht: „Wir wollen jetzt Frieden machen", dessen Schlußverse lauten: „Nur mit der schlimmen Reseda, Laß ich mich nicht mehr ein." Bd. 22, S. 9.)
42. H. Hüffer, Aus dem Leben H. Heines S. 18 und Max. Heines Erinnerungen 2c. S. 21.
43. E. Engel, H. Heines Memoiren. S. 168 u. f.
44. Werke, Bd. 19, S. 87.
45. Werke, Bd. 4, S. 95 und 106.
46. Nachlaß von Varnhagen von Ense. S. 175.
47. Salomon Heine, geb. 1767 zu Hannover, gest. 23. Dezember 1844 zu Hamburg, hatte eine schöne Hamburgerin, Betty Goldschmidt, geb. 25. September 1777, gest. 15. Januar 1837, zur Frau. Aus dieser Ehe gingen zwei Söhne und 4 Töchter hervor. Der älteste Sohn, Hermann, starb 1830, der jüngere, Karl, 1865. Von den Töchtern starben Fanny und Friederike in jugendlichem Alter. Letztere war an Christian M. Oppenheimer verheiratet. Die dritte Tochter, Therese, war die Gattin des Dr. jur. Adolf Halle. Beide Schwiegersöhne scheinen Heinrich Heine das Leben schwer gemacht zu haben. Schwerer aber noch die vierte Tochter, Amalie, von welcher im Text noch die Rede sein wird.
48. In dem Gedicht Jenny, welches in Nr. 4 der Mitternachts-Zeitung vom Jahre 1836 erschien, wird das Jahr 1817 als dasjenige bezeichnet, in welchem er sie zuletzt gesehen habe, freilich auch fälschlich als das, in welchem er zur Universität gegangen sei, was erst 1819 geschah. Hier wird auch ausdrücklich behauptet, daß Amalie sich ihm versprochen habe.
49. Brief vom 11. Juli 1823. Werke, Bd. 19, S. 100.
50. Brief vom 15. September 1828. Bd. 19, S. 332.
51. Gubitz, F. W., Erlebnisse. II. S. 285 u. f. Die Widmung des Buchs Le Grand an Evelina gab jedenfalls die Veranlassung, der in Heines Liedern gefeierten Schönen diesen Namen zu geben.
52. Maximilian Heine, Erinnerungen. S. 71.
53. Steinmann, H. Heine. S. 189.
54. Vom 20. Dezember 1836. Werke, Bd. 20, S. 98.
55. E. Engel, H. Heines Memoiren. S. 133.
56. E. Engel, H. Heines Memoiren. S. 96.
57. Brief an Wohlwill vom 7. April 1823. Werke, Bd. 19, S. 45.
58. H. Hüffer, Aus dem Leben H. Heines. S. 102.
59. E. Engel, H. Heines Memoiren. S. 97.
60. Werke, Bd. 13, S. 79.

61. Gutzkow, Gesammelte Werke. (Jena, Costenoble.) Bd. 12, S. 217.
62. Werke, Bd. 1, S. 132.
63. Brief an Merckel vom 6. Oktober 1826. Werke, Bd. 19, S. 289.
64. In den Begleitworten des Schlegel gewidmeten Sonettenkranzes.
65. Es lautet: Deinen Ernst kann ich nicht loben,
Schimpf gelingt dem Spötter nur;
Deine Begeistrung ist verschroben,
Deine Tücken sind Natur.
66. Werke, Bd. 6, S. 125 u. 126.
67. Werke, Bd. 6, S. 116.
68. Werke, Bd. 6, S. 106.
69. L. Wihl im „Telegraphen für Deutschland", Jahrg. 1838, Nr. 122.
70. In dessen „Kunststudien". S. 242.
71. Werke, Bd. 14, S. 266 u. 268.
72. Aus dem Nachlaß Varnhagens. S. 220.
73. Steinmann, H. Heine. S. 104.
74. Vom 30. Dezember 1830. Werke, Bd. 19, S. 253.
75. Werke, Bd. 20, S. 358. Heine irrt sich wohl hier, da Steinmann noch Stellen aus einem Briefe vom Juli 1830 mitteilt, den ihm Heine geschrieben. (Steinmann, a. a. O. S. 214.)
76. Werke, Bd. 13, S. 9.
77. Steinmann, H. Heine. S. 51.
78. Das Protokoll findet sich bei H. Hüffer, a. a. O. S. 74.
79. K. Goedeke, Grundriß z. Geschichte d. deutsch. Dicht. III. S. 439.
80. E. Engel, H. Heines Memoiren. S. 311.
81. Vom 25. Oktober 1825. Werke, Bd. 19, S. 186 u. f.
82. Vom 1. Juli 1825. Werke, Bd. 19, S. 216.
83. Als Goethe die Frage an ihn gerichtet — erzählt Max. Heine (Erinner. S. 122) — „Womit beschäftigen Sie sich jetzt?" habe Heine erwidert: „Mit einem Faust." Goethe habe gestutzt und in spitzem Tone gefragt: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?" Heine jedoch schnell erwidert: „Mit meinem Fuße über die Schwelle Ew. Excellenz sind alle meine Geschäfte in Weimar beendet" und sich ihm empfohlen.
84. Werke, Bd. 6, S. 99 u. f.
85. Werke, Bd. 1, S. 142.
86. Aus dem Nachlaß Varnhagens. S. 176 und 178.
87. Werke, Bd. 13, S. 284 u. f.
88. Werke, Bd. 2, S. 115.
89. Werke, Bd. 5, S. 228—232.
90. Werke, Bd. 19, S. 110.
91. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 136 u. f.
92. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 159.
93. Rahel, ein Buch des Andenkens. III. S. 377.

94. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 187.
95. Steinmann, H. Heine. S. 218.
96. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 161.
97. Werke, Bd. 1, S. 173.
98. Werke, Bd. 2, S. 189.
99. Brief vom 25. Juni 1844. Werke, Bd. 19, S. 172.
100. Werke, Bd. 19, S. 28, 52, 71 u. 292.
101. Werke, Bd. 19, S. 133.
102. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 237.
103. Brief an Wohlwill. Werke, Bd. 19, S. 47.
104. Werke, Bd. 14, S. 280 u. f.
105. Werke, Bd. 12, S. 134 u. 135.
106. Werke, Bd. 19, S. 99.
107. Brief vom 1. April 1823. Werke, Bd. 19, S. 42 u. f.
108. Brief vom 23. August 1823. Werke, Bd. 19, S. 104 und Bd. 2, S. 392.
109. Werke, Bd. 12, S. 73 und Bd. 5, S. 41 u. f.
110. Werke, Bd. 2, S. 347 u. f.
111. Werke, Bd. 2, S. 393.
112. Werke, Bd. 2, S. 395.
113. Werke, Bd. 5, S. 139.
114. Werke, Bd. 6, S. 234.
115. Werke, Bd. 5, S. 34—36.
116. Werke, Bd. 6, S. 147.
117. Werke, Bd. 13, S. 274.
118. Werke, Bd. 14, S. 317.
119. Werke, Bd. 6, Vorrede.
120. Werke, Bd. 5, S. X.
121. Werke, Bd. 2, S. 380.
122. Werke, Bd. 19, S. 117.
123. Werke, Bd. 19, S. 95.
124. Brief vom 27. Juni 1831. Werke, Bd. 19, S. 410.
125. Gubitz, Erlebnisse. II. S. 260 u. f.
126. Maria Embden-Heine, Erinnerungen. S. 25 u. f.
127. Werke, Bd. 13, S. 204—240.
128. Werke, Bd. 19, S. 58.
129. Werke, Bd. 19, S. 119.
130. Köchy erhielt wenigstens von Heine den Auftrag, die Aufführung von Immermanns Petrarca auf der Braunschweigischen Bühne zu vermitteln.
131. Strodtmann, H. Heines Leben und Werke. I. S. 273. Nach einer Mitteilung des Braunschw. Theaterdirektors Eduard Schütz.
132. Im „Gesellschafter“ vom 5. Mai 1822.
133. Dr. August Kuhn im „Freimüthigen“.

134. Werke, Bd. 6, S. 190 u. 192.
135. Im Jahre 1835 giebt Heine Campen die Adresse des Grafen in Paris auf, für die während seiner Abwesenheit von hier an ihn zu richtenden Briefe.
136. Werke, Bd. 19, S. 56 und 66.
137. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 129.
138. Werke, Bd. 9, S. 160 u. 249.
139. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 129.
140. Werke, Bd. 19, S. 108.
141. Werke, Bd. 19, S. 115.
142. Werke, Bd. 19, S. 109.
143. Aus dem Nachlaß Varnhagens. S. 159.
144. Werke, Bd. 19, S. 102.
145. Werke, Bd. 19, S. 133.
146. Werke, Bd. 19, S. 137.
147. Benedikt Waldeck, der spätere Staats- und Parlamentsmann, wurde damals von Heine für ein poetisches Genie gehalten. Auch Wimmer, H. Straube und A. Meyer gehörten zu seinem näheren Umgang. Von den Professoren verkehrte er damals nur mit Sartorius. Ed. Wedekind giebt in seinem Tagebuch einigen Aufschluß über die Heinesche Faustidee. Mephistopheles sollte das handelnde Prinzip der Tragödie werden. Er geht mit den Engeln, welche auf den Sternen Theegesellschaften geben, eine Wette über Faust ein.
148. Werke, Bd. 19, S. 155.
149. Werke, Bd. 19, S. 261.
150. Werke, Bd. 19, S. 28.
151. Werke, Bd. 20, S. 282.
152. Werke, Bd. 19, S. 299.
153. Werke, Bd. 19, S. 167.
154. Werke, Bd. 19, S. 148.
155. Werke, Bd. 19, S. 178.
156. Werke, Bd. 19, S. 182, 184.
157. Werke, Bd. 14, S. 118.
158. Diese Thesen waren: 1) Der Ehemann ist Herr der Mitgift. 2) Der Gläubiger muß eine Quittung ausstellen. 3) Alle Rechtsverhandlungen sind öffentlich zu führen. 4) Aus dem Eid erwächst keine Verpflichtung. 5) Die Confarratio war bei den Römern die älteste Art einer rechtlichen Eheverbindung.
159. Werke, Bd. 19, S. 209.
160. Werke, Bd. 19, S. 225.
161. Werke, Bd. 13, S. 7.
162. Werke, Bd. 19, S. 230.
163. Werke, Bd. 19, S. 241.

164. Dort hieß es nämlich: „Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Besten und die Besten müssen Schurken werden. Ich verstehe sehr gut die Worte des Psalmisten: „Herr Gott, gieb mir mein täglich Brod, daß ich Deinen Namen nicht lästere.'"
165. Werke, Bd. 19, S. 246.
166. Werke, Bd. 19, S. 257.
167. Werke, Bd. 13, S. 10.
168. Werke, Bd. 12, S. 55 u. f. und Bd. 1, S. 147.
169. Werke, Bd. 19, S. 243 und 246.
170. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 141.
171. Stahr, Zwei Monate in Paris. II. S. 359.
172. Werke, Bd. 19, S. 250 u. f.
173. Werke, Bd. 19, S. 290.
174. Werke, Bd. 19, S. 272.
175. Werke, Bd. 19, S. 286.
176. Werke, Bd. 19, S. 274 u. f.
177. Werke, Bd. 19, S. 65.
178. H. Hüffer, Aus dem Leben H. Heines. S. 123.
179. Werke, Bd. 19, S. 168.
180. Werke, Bd. 19, S. 214.
181. Werke, Bd. 19, S. 260.
182. Werke, Bd. 19, S. 279.
183. Werke, Bd. 20, S. 2. Es war jedenfalls der Reiseroman, von welchem noch später die Rede ist.
184. Werke, Bd. 19, S. 301.
185. Werke, Bd. 19, S. 285 und 287.
186. Werke, Bd. 19, S. 292. Er hatte die Nordseebilder an seinen damals in Berlin studierenden Bruder Maximilian mit dem Auftrage geschickt, dieselben im Veitschen Hause vorzulesen und dann zu Gubitz zu bringen. Maximilian scheint das letztere unterlassen zu haben. Die Gedichte wurden später Merckel gewidmet.
187. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 164.
188. Werke, Bd. 19, S. 301.
189. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 169.
190. Werke, Bd. 19, S. 306.
191. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 169.
192. Werke, Bd. 19, S. 309.
193. Maximilian Heine, Erinnerungen &c. S. 88.
194. Maximilian Heine, Erinnerungen &c. S. 57 u f.
195. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 170.
196. Werke, Bd. 2, S. 129.
197. Werke, Bd. 1, S. 266.
198. Werke, Bd. 19, S. 132.

199. Werke, Bd. 19, S. 282.
200. Werke, Bd. 8, S. 123. Heine hatte am 16. August 1826 von Norderney aus an Merckel geschrieben: Ein russischer Fürst, Koßlowsky, erzählt mir hier viel Interessantes. Nous sommes inséparables. Er weckt in mir die Lust nach „high life“. Strodtmann hat die letzte Bemerkung so gedeutet, als ob der Fürst ihm den Gedanken einer Reise nach London schon hier in die Seele gespielt habe. Ich glaube aber kaum, daß diese Auslegung richtig ist.
201. Werke, Bd. 3, S. 15 u. f.
202. Werke, Bd. 4, S. 243.
203. A. Lewalds gesammelte Schriften. In einer Auswahl. Leipzig 1844. Bd. 6, S. 38.
204. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 173.
205. Werke, Bd. 19, S. 316.
206. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 176.
207. Ludwig Emil Grimm war Maler und Kupferstecher. Er wurde 1832 Professor an der Kasseler Malerakademie. Von seiner Radierung des Dichterporträts hat Ernst Fröhlich später eine Tuschzeichnung angefertigt, welche von J. Albert photographisch vervielfältigt worden ist.
208. Der Umgang mit den jungen Malern gab Veranlassung zu dem Porträt (Ölbild), welches damals der Maler Ludwig Gassen von Heinrich Heine anfertigte. Es ging später in den Besitz Strodtmanns und nach dessen Tode in den E. Engels über. Die Gartenlaube brachte (in Nr. 6, 1884) davon einen guten Holzschnitt. Auch der Porträtmaler Reichmann in München hatte damals ein Ölbild von Heine gemalt, das aber dem Hamburger Brande zum Opfer fiel. Etwas später, 1829, entstand bei einem Besuche in Hamburg die Porträtzeichnung des Dichters von dem Maler J. H. W. Tischbein, welche durch Kuntzmann & Komp. in Berlin photographisch vervielfältigt worden ist. In München wurde Heine damals auch mit Schumann bekannt, der ehe er 1828 die Leipziger Universität bezog, hierher im Frühling eine Vergnügungsreise unternommen hatte. Diese Begegnung hatte jedoch keine weitere Folge. Schumann war noch zu jung, um einen Eindruck auf Heine ausüben zu können. Aber auch Schumann ahnte wohl nicht, was beide einander geistig noch werden sollten.
209. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 182.
210. Werke, Bd. 19, S. 330.
211. Werke, Bd. 19, S. 344 u. f.
212. Werke, Bd. 19, S. 348 u. f.
213. Diese „Östliche Dichter“ betitelten Xenien lauten:

Groß mérite ist es jetzo, nach Saadi's Art zu girren,
Doch mir scheint's egal gepudelt, ob wir östlich, westlich irren.

Sonsten sang beim Mondenscheine Nachtigall, seu Philomele,
Wenn jetzt Bülbül flötet, scheint es mir denn doch dieselbe Kehle.

Alter Dichter, Du gemahnst mich als wie Hamelns Rattenfänger,
Pfeifst nach Morgen, und es folgen all die lieben, kleinen Sänger.

Aus Bequemlichkeit verehren sie die Kühe frommer Inden,
Daß sie den Olympos mögen nicht in jedem Kuhstall finden.

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel die Armen, und vomieren dann Ghaselen.

Die gegen Heine in Platens „Romantischem Oedipus“ gerichtete Hauptstelle heißt:

Nimmermann:

Dieß sing' ich Dir, mein Heine, Same Abrahams.

Chor:

Er stirbt, und wimmernd fleht er schon Freund Hein herbei.

Publikum:

Du irrst, er ruft Freund Hein ja nicht, den herrlichen
Petrark des Lauberhüttenfests beschwört er blos.

Chor:

Du bist der ersten Dichter einer, sagst Du selbst.

Publikum:

Wahr ist's, in einem Liedelein behauptet er's,
Doch keiner glaubt's, wie's immer bei Propheten geht.

Nimmermann:

Welch einen Anlauf nimmst Du, Synagogenstolz!

Publikum:

Gewiß, er ist Dein Busenfreund, des sterblichen
Geschlechts der Menschen allerunverschämtester.

Nimmermann:

Sein Freund, ich bin's; doch möcht' ich nicht sein Liebchen sein,
Denn seine Küsse sondern ab Knoblauchsgeruch.

214. Werke, Bd. 19, S. 363.
215. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 192.
216. Werke, Bd. 19, S. 362.
217. Werke, Bd. 19, S. 323.
218. Werke, Bd. 19, S. 359.
219. Werke, Bd. 19, S. 363.
220. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 195.
221. Werke, Bd. 2, S. 145.

222. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 195.
223. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 192.
224. Werke, Bd. 19, S. 354.
225. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 200.
226. Werke, Bd. 19, S. 380 u. f.
227. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 197.
228. Werke, Bd. 4, S. 218.
229. Werke, Bd. 19, S. 377.
230. Werke, Bd. 19, S. 378.
231. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 208.
232. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 206.
233. Werke, Bd. 12, S. 63.
234. Werke, Bd. 12, S. 83.
235. Werke, Bd. 12, S. 88.
236. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 219.
237. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 221.
238. Werke, Bd. 2, S. 394.
239. Aus Varnhagens Nachlaß. S. 230.
240. Hier wurde er damals vom Professor Moritz Oppenheim gemalt. Das als sehr ähnlich geltende Ölbild, welches sich jetzt im Besitze von Herrn Julius Campe befindet, ist von Oppenheim für Professor Theodor Benfey in Göttingen in verkleinertem Maßstab kopiert worden. Von den davon existierenden verschiedenen Vervielfältigungen ist der J. Fleischmannsche Kupferstich jedenfalls die beste. — Etwas früher hatte Franz Kugler, den Heine 1829 in Berlin kennen lernte, eine Federzeichnung von ihm entworfen, die zu den ähnlichsten Jugendbildern des Dichters zählte. „Nur die Backenknochen — sagt Strodtmann — drücken etwas zu stark auf das Auge und die Arme sind verhältnismäßig zu lang."
241. Aus dem Nachlaß Varnhagens. S. 232.
242. Aus dem Nachlaß Varnhagens. S. 238.
243. Werke, Bd. 14, S. 241 u. f. Möglicherweise ist dieser Teil der Bekenntnisse früher geschrieben und noch den ersten Memoiren entnommen.
244. Werke, Bd. 12, S. 106.
245. Werke, Bd. 4, S. 266.
246. In dem Aufsatz „Heinrich Heine", den er 1836 in seine „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur" (I. S. 81) aufnahm. Hier heißt es: „aber diese von Dragomanen vermittelte Unterhandlung mißlang."
247. Werke, Bd. 8, S. 15.
248. Werke, Bd. 9, S. 9.
249. Strodtmann, H. Heines Leben und Werke. Bd. II. S. 13.
250. Werke, Bd. 4, S. 262. Dies ist nicht ganz korrekt. Die Winter-

saison ging vielmehr in kurzem zu Ende. Wie gewöhnlich zerstreute sich die Gesellschaft während des Sommers. Er wollte hier wohl nur sagen, daß er das Salonleben bald nach seiner Ankunft kennen gelernt habe.

251. A. Lewald, Ges. Schriften in einer Auswahl. S. 54.
252. Werke, Bd. 21, S. 440.
253. Werke, Bd. 8, S. 274 u. f.
254. Hiller spielt in seinem „Besuche im Jenseits" darauf an, daß er es gewesen sei, der Heine damals zu Börne geführt. Weder Heine noch Börne gedenken dessen.
255. Werke, Bd. 12, S. 111.
256. Alles dies, wie auch die nächstfolgenden Zitate sind der Flugschrift: „Ludwig Börne's Urtheil über Heine" entnommen, welche Briefe Börnes an Madame Wohl enthält.
257. Werke, Bd. 8, S. 168. Lewald erzählt (a. a. O. 6. Bd.), daß ihm Heine gesagt: er betrachte es als eine heilige Pflicht, seinem Oheim diesen Sohn zu erhalten. „Und er hielt getreulich aus bei dem Kranken." Nichtsdestoweniger übergeht Heine diese edle Handlung gegen Varnhagen mit Stillschweigen, gegen den er sein Bleiben in seiner spöttischen Weise ganz anders auslegt.
258. Werke, Bd. 8, S. 372.
259. Werke, Bd. 8, S. 277.
260. Werke, Bd. 11, S. 30.
261. Werke, Bd. 11, S. 74.
262. Werke, Bd. 8, S. 242.
263. Werke, Bd. 11, S. 91.
264. Werke, Bd. 11, S. 41.
265. Werke, Bd. 8, S. 67.
266. Werke, Bd. 8, S. 68.
267. Werke, Bd. 8, S. 200.
268. Werke, Bd. 20, S. 46.
269. Selbst in Heines Briefen, soweit sie uns vorliegen, findet sich, soviel ich weiß, nur noch ein einziger heftiger Ausfall. „Schufte, wie Börne und Consorten — schreibt er am 16. Juli 1833 an Varnhagen — habe ich dadurch (durch die Vorrede zu den „Französischen Zuständen") unschädlich gemacht, für mich wenigstens."
270. Schon das in der vorigen Bemerkung Gesagte weist darauf hin; obschon Heine es durch folgenden Satz wieder zu verdunkeln sucht: „Mein Buchhändler in Hamburg hatte die Vorrede besonders gedruckt und zwar mit fremden Zwischensätzen. Obgleich ich ihm verbot, sie auszugeben, hatte er doch einige Exemplare an Polen mitgetheilt und mit solch einem Exemplar und der französischen Ausgabe hat ein hiesiger Deutscher die Vorrede ergänzt und auf eigne Hand herausgegeben." Allein zu

der französischen Übersetzung der Vorrede, die zugestandenermaßen im Einverständnis mit Heine erschien, hatte man doch auch schon ein Exemplar der Vorrede nötig gehabt! Hiermit stimmt ein Brief Heines an Laube vom 10. Juli 1833 überein, wo es heißt: „Vielleicht ist mein nächster Brief aus London datiert. Ich bedeute Ihnen das alles, um Sie zur Vorsicht und Mäßigung zu bewegen. Halten Sie sich in diesem Augenblick so ruhig als möglich. Dissimulieren Sie. Fürchten Sie nicht, verkannt zu werden. Auch ich habe Dies nicht gefürchtet. Die Herausgabe der Vorrede eben jetzt in der allgemeinen Angst, wird wohl das Publikum belehren, daß es künftig mir vertraut, wenn ich auch etwas zu gelinde flöte."

271. Börne hatte in seinen „Pariser Briefen" (vom 13. November 1832) dieses Gutzkow'sche Werk etwas marktschreierisch angekündigt: „Ein herrliches deutsches Buch, schicken Sie gleich, es holen zu lassen."
272. In dem Aufsatz: „Herr Heine und sein Schwabenspiegel" im „Telegraph" vom Mai 1839.
273. „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit." Neue Folge 1871. S. 327 und 337.
274. In den Nummern vom 1. März, 15. November u. 15. Dezember 1834.
275. Werke, Bd. 5, S. 61.
276. Werke, Bd. 5, S. 85.
277. Werke, Bd. 5, S. 97.
278. Werke, Bd. 5, S. 167.
279. Werke, Bd. 5, S. 183.
280. Werke, Bd. 11, S. 111.
281. Werke, Bd. 9, S. 236.
282. Werke, Bd. 21, S. 313, wo es heißt, daß seine Selbstanklage wegen impiété (in einem Artikel des Journal des Débats) sich nicht auf die ganzen Reisebilder, sondern nur auf die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" (der französischen Ausgabe) beziehe. Diese Memoiren waren ursprünglich auch für die deutsche Ausgabe der Reisebilder (4. Bd.) bestimmt.
283. Stahr, Zwei Monate in Paris. II. S. 329.
284. Werke, Bd. 11, S. 173.
285. Werke, Bd. 12, S. 176.
286. Max Heine, Erinnerungen 2c. S. 152.
287. Werke, Bd. 14, S. 39.
288. Julia ist zwar der Meinung, daß die Prinzessin erst 1838 mit Heine bekannt worden sei. Madame Jaubert erzählt aber ausführlich die Neckereien, die sich Heine bei ihr gegen Bellini erlaubt, welch letzterer schon am 23. September 1835 gestorben ist.
289. Werke, Bd. 20, S. 28.
290. Werke, Bd. 20, S. 39.

291. Deutsche Revue, Jahrg. 1884. S. 168.
292. Seine Cousine; die Tochter Meyer-Heines, welche starb, während er in Italien war.
293. A. Weill, Souvenirs intimes de Henri Heine. S. 29, 30 u. 39.
294. Madame Jaubert, Souvenirs. S. 203.
295. A. Weill, Souvenirs etc. S. 35.
296. Madame Jaubert, Souvenirs. S. 285.
297. A. Weill, Souvenirs etc. S. 37. Es giebt aus dieser Zeit mehrere Porträts von Heine. Zuerst eine Zeichnung Ary Scheffers, die jedoch von Strodtmann angezweifelt wird, der sie identisch mit der von Tony Johannot hält, welche den Chamissoschen Musenalmanach vom Jahre 1837 ziert. Henri Julia berichtet von verschiedenen solcher Abbildungen, die er in Heines Wohnung gesehen. Er hebt davon die von Jules Gière aus dem Jahre 1838 besonders hervor. Strodtmann erklärt sie für unähnlich. Besser beurteilt er dagegen das 1840 in Paris gezeichnete und neuerdings in photographischer Nachbildung bei E. H. Schröder in Berlin erschienene Bild von Fr. Pecht. — Von Mathilde besaß Heine ein großes Gemälde von Lämmlein, das jetzt im Besitz von Herrn Julia ist. Es stellt sie in ihrer Blütezeit dar, brünett mit schwarzen Augen, das Haar nach der Mode der Zeit glatt über die Schläfen hängend. Ein Lächeln umschwebt ihre Lippen und ein kindlicher Ausdruck liegt in den Augen.
298. Madame Jaubert, Souvenirs. S. 282, 285, 290 und 302.
299. Bedenklicher noch klingen einige Stellen in seiner „Romantischen Schule," wenn diese sich überhaupt auf Mathilde beziehen, dann aber erst Aufnahme in die deutsche Ausgabe von 1836 gefunden haben können. Da mir der frühere französische Originaltext dieser Stellen nicht vorliegt, so nehme ich sie nicht in den Text auf, sondern gebe sie hier. Sie lauten: „In der That schmerzlicher ist es, wenn der geliebte Gegenstand Tag und Nacht in unseren Armen liegt, aber durch beständigen Widerspruch und blödsinnige Kapricen uns Tag und Nacht verleidet, dergestalt, daß wir das, was unser Herz am meisten liebt, von unserem Herzen fortstoßen und wir selber das verflucht geliebte Weib nach dem Postwagen bringen und fortschicken müssen." (Als Heine 1835 nach Boulogne sur mer reiste, wurde er nicht von Mathilde begleitet, doch waren sie damals vielleicht auch noch gar nicht mit einander verbunden). Sowie: „Ja schmerzlicher, als der Verlust durch den Tod ist der Verlust durch das Leben, z. B. wenn die Geliebte aus wahnsinniger Leichtfertigkeit sich von uns abwendet, wenn sie durchaus auf einen Ball gehen will, wohin kein ordentlicher Mensch sie begleiten kann, und wenn sie dann, ganz aberwitzig bunt geputzt und trotzig frisiert, dem ersten besten Lump den

Arm reicht. (Bd. 6, S. 259) (Das könnte sich wohl auf den vorerwähnten Bruch mit Mathilden beziehen, obschon die Charakteristik nicht recht auf sie paßt, was sich aber aus Heine's Eifersucht genügend erklären würde.)

300. Laube berichtet (Schriften 1875, Bd. 1, S. 401), wie Heine ihn zu einem Ball dahin führte: „Es war wirklich unterhaltend, das kindliche Vergnügen Heine's dabei zu beobachten. Ganz der Dichter eines Märchens trippelte er umher. Wie ein ausgelassener Knabe, der fröhlich Witze reißt über sich selbst, erklärte er uns stets im Vorüberhuschen den Grund seines Wohlbehagens."
301. A. Weill, Souvenirs 2c. S. 35.
302. Werke, Bd. 22, S. 365 und 371. Selbst aus der letzten Zeit des Dichters erzählt Madame Jaubert einen ihr von seinem Arzte berichteten Zug (a. a. O., S. 308). Mitten in der Nacht sei der Kranke von einem Verdachte befallen worden. Kriechend habe er sich nach dem Zimmer Mathildens geschleppt, an dessen Schwelle er ohnmächtig zusammengesunken sei. Hier habe man ihn im Zustand der größten Erschöpfung später gefunden.
303. Madame Jaubert, Souvenirs S. 309.
304. Abgedruckt in Börne's gesammelten Schriften 1847, 7. Bd. Er scheue — heißt es darin — vor dem Wagniß zurück, in offenen Widerstand mit der Vorsehung zu treten, welche Herrn Heine, wie dieser selber versichere, den Auftrag gegeben habe, Frankreich mit Deutschland bekannt zu machen. Besonders seitdem die Vorsehung des Herrn Heine sich in den Schutz eines einflußreichen Ministers begeben; wolle er sich mit ihr nicht verfeinden.
305. Werke, Bd. 20, S. 45 und 48.
306. Werke, Bd. 20, S. 52.
307. In der Broschüre „Heinrich Heine und ein Blick auf unsere Zeit" von M. J. Stephan.
308. Werke. Bd. 20, S. 58.
309. Werke, Bd. 20, S. 61.
310. Werke, Bd. 20, S. 13. „Auf jeden Fall habe ich es für nöthig gehalten, die alten Perrücken ein bischen zu streicheln .... Der Bundestag wird gerührt sein. Jeder behandelt ihn wie einen Hund, und da wird meine Höflichkeit, meine feine Behandlung um so wohler thun... Messeigneurs! Messeigneurs! Das ist ihm wohl noch nie geboten worden. Seht — wird er sagen — das ist einmal ein Mensch, welcher menschlich fühlt, welcher uns nicht wie einen Hund behandelt ...."
311. Werke, Bd. 20, S. 70.
312. Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben, S. 267.
313. Werke, Bd. 20, S. 98 und S. 138.
314. Maximilian Heine, Erinnerungen an H. Heine, S. 156 u. f.

und 169 u. f. Heine hat sich vielleicht niemals so bitter über seinen Onkel ausgesprochen, wie hier — „daß die Familie nie das Bedürfniß fühlte, mein Ansehen, und sei es auch in den kleinsten Dingen, zu fördern, ist unbegreiflich. Ja, im Gegentheil, im Hause meines Oheims fanden diejenigen Menschen eine gute Aufnahme, die notorisch als Gegner meines Renommée bekannt waren ...."

315. Werke, Bd. 20, S. 161.
316. Prinzipessa della Rocca, Skizzen über Heinrich Heine, S. 90.
317. Werke, Bd. 20, S. 136.
318. Werke, Bd. 20, S. 148.
319. Werke, Bd. 20, S. 157 u. f.
320. Werke, Bd. 20, S. 134.
321. Werke, Bd. 14, S. 52.
322. Werke, Bd. 14, S. 73.
323. Richard Wagner, Schriften I. S. 3.
324. Werke, Bd. 18, S. 290.
325. Werke, Bd. 11, S. 179.
326. Werke, Bd. 8, S. 133.
327. Siehe auch Werke, Bd. 13, S. 294.
328. Werke, Bd. 22, S. 229.
329. Werke, Bd. 11, S. 269.
330. Fr. Liszt, Gesamm. Werke II. S. 199 u. f.
331. Werke, Bd. 20, S. 119.
332. „Alle Gesandten — schreibt er am 19. Dezember 1838 an Campe — betheuern mir hier, daß für meine Person, sowie auch für meine Geisteskinder keine Gefahr in der Heimat zu fürchten ist."
333. Aus Varnhagens Nachlaß S. 246.
334. Werke, Bd. 20, S. 167.
335. In demselben Brief heißt es: „Bei dem Gerüchte, daß ich hier eine Pariser-Zeitung herausgebe, haben Sie gewiß das Richtige gedacht, nämlich, daß ich einerseits viel Geld gewinnen will, um meine Kriege zu führen, andresteils, daß ich in diesen Kriegen eine formidable Bastion aufzurichten gedenke." Gegen wen aber wohl, wenn er den Regierungen dabei so entgegenkam?
336. Werke, Bd. 20, S. 146.
337. Werke, Bd. 20, S. 95.
338. Gutzkow, Götter, Helden und Don Quixote S. 203 u. f.
339. Werke, Bd. 20. S. 158.
340. Werke, Bd. 20, S. 165.
341. Werke, Bd. 20, S. 180.
342. Strodtmann ist im Gegenteil ganz über diese Verhältnisse hinweggegangen, ja er hat sogar die für Gutzkow verletzendsten

Stellen in den von Heine veröffentlichten Briefen unterdrückt, weil Gutzkow damals noch lebte. Diese Rücksicht ist heute nicht mehr geboten, um so weniger, da es sich ja nur um Schriftstücke handelt, die von Gutzkow selbst veröffentlicht worden sind.

343. Telegraph. Jahrg. 1839, S. 593.
344. Werke, Bd. 20, S. 190.
345. Deutsche Revue. Jahrg. 1880, S. 145.
346. Werke, Bd. 20, S. 230.
347. Telegraph. Jahrgang 1839. Nr. 108. Hier sind sie:

Heine's Salon Nr. 4 wird bringen: Erstens ein Dutzend
Lieder, das einmal bereits stand im Salon Nr. 1.
Dann die Gellertschen Fabeln und Anekdoten von Müchler,
Ferner ein klein A-B-C-Buch für den Schulengebrauch.
Endlich zuletzt ein Exzerpt aus Bröders lateinscher Grammatik,
Mensa durchdekliniert — Alles zusammen, damit
Man die Zensur vermeidet, auf 20 Bogen, nicht drunter!
Bin ich nicht immer noch jung? Bin ich nicht immer noch reich?
Daß er sich selbst nur bezweckt, soll man dem Dichter nicht wehren,
Wäre das Selbst nur so groß, herrlich und weit, wie die Welt.

Heine als Sänger kolossaler Gliedmaßen.

Keine der Boulevards Daphnen, nach denen du reimend gelaufen,
Wandelt in Lorbeer sich dir, wie doch einst dem Apoll.

348. Jahrgang 1839.
349. Gesammelte Schriften I., S. 403 u. f.
350. Emil Kuh, Biographie Friedrich Hebbel's I. 538.
351. Emil Kuh ebendaselbst. II, S. 62 u. f.
352. Werke, Bd. 20, S. 239.
353. Werke, Bd. 20, S. 256.
354. Werke, Bd. 20, S. 277.
355. Werke, Bd. 20, S. 280.
356. In einem Brief an Varnhagen vom 5. Febr. 1840, worin es heißt: „Wenn Sie wissen, wer die Briefschaften von Gans und Moser', namentlich die des letzteren besitzt, so schützen Sie mich doch gefälligst vor Indiskretionen; verlangen Sie für mich die Briefe von mir, die sich bei Moser befinden könnten.“ (Aus Varnh. Nachlaß S. 252).
357. In der ersten Ausgabe von Heine's Buch über Börne (Heinrich Heine über Ludwig Börne 1840) S. 243 u. f. heißt es: Einen großen, und vielleicht den größten Einfluß übte damals auf Börne die sogenannte Madame Wohl, eine bereits in diesen Blättern erwähnte zweideutige Dame, wovon man nicht genau

wußte, zu welchem Titel ihr Verhältniß sie berechtigte, ob sie seine Geliebte oder blos seine Gattin. Die nächsten Freunde behaupteten lange Zeit steif und fest, daß Mad. Wohl ihm heimlich angetraut sei, und eines frühen Morgens als Frau Doktorin Börne ihnen Aufwartung machen werde. Andere meinten, es herrsche zwischen beiden nur eine platonische Liebe, wie einst zwischen Messer Franzesko und Madonna Laura und sie fanden gewiß auch eine große Aehnlichkeit zwischen Petrarca's Sonneten und Börne's Pariser Briefen. Letztere waren nämlich nicht an eine erdichtete Luftgestalt, sondern an Mad. Wohl gerichtet, was gewiß zu ihrem Werthe beitrug, indem es ihnen jene bestimmte Physionomie und jenes Individuelle ertheilte, was keine Kunst nachahmen kann. Wenn sich in Briefen nicht bloß der Charakter des Schreibers, sondern auch des Empfängers abspiegelt, so ist Mad. Wohl eine höchst respektable Person, die für Freiheit und Menschenrechte glüht, ein Wesen voll Gemüth, voll Begeisterung — und in der That, wir müssen dieser Ansicht Glauben schenken, wenn wir vernehmen, mit welcher Hingebung die Dame in bittrer Zeit an Börne festhielt, wie sie ihm ihr ganzes Leben weihte, und wie sie jetzt, nach seinem Tode, in trostlosem Kummer verharrt, sich in der Einsamkeit nur noch mit dem Verstorbenen beschäftigend. Unstreitbar herrscht zwischen beiden die innigste Zuneigung, aber während das Publikum zweifelhaft war, welche sinnliche Thatsachen daraus entsprungen sein möchten, überraschte uns einst die plötzliche Nachricht, daß Madame Wohl sich nicht mit Börne, sondern mit einem jungen Kaufmann aus Frankfurt vermählt habe... Die Verwunderung ward noch dadurch gesteigert, daß die Neuvermählte nebst ihrem Gatten hierherkam, mit Börne ein und dieselbe Wohnung bezog, und alle drei einen einzigen Haushalt bildeten. Ja, es hieß, der junge Gatte habe die Frau nur deßhalb geheirathet, um mit Börne in nähere Berührung zu kommen, er habe sich ausbedungen, daß zwischen beiden das frühere Verhältniß unverändert fortwalte. Wie man mir sagt, spielte er im Hause nur die dienende Person, verrichtete die roheren Geschäfte und ward ein sehr nützlicher Laufbursche für Börne, mit dessen Ruhm er hausiren ging und gegen dessen Gegner er unerbittlich Gift und Galle geiferte. In der That jener Gatte der Madame Wohl gehört nicht zu der guten Sorte, die mit der Toleranz in der Ehe eine gewisse Harmlosigkeit verbindet, und dadurch allen Spott entwaffnet. Nein, er erinnerte vielmehr an jene böse Gattung, wovon in den indischen Geschichten des Ktesias Erwähnung geschieht. Dieser Autor berichtet nämlich: in Indien gäbe es gehörnte Esel, und während alle anderen Esel gar keine

Galle haben, hätten jene gehörnten Esel einen solchen Überfluß an Galle, daß ihr Fleisch dadurch ganz bitter schmecke. — Ich hoffe, es wird niemand mißdeuten, weßhalb ich obige Partikularitäten aus Börne's Privatleben hervorhebe. Sie sollen nur zeigen, daß es noch ganz besondere Mißstände gab, die mir geboten, mich von ihm entfernt zu halten. Das ganze Reinlichkeitsgefühl meiner Seele sträubte sich in mir bei dem Gedanken, mit seiner nächsten Umgebung in die mindeste Berührung zu kommen. Soll ich die Wahrheit gestehen, so sah ich in Börne's Haushalt eine Immoralität, die mich anwiderte. Dieses Geständniß mag befremdlich klingen im Munde eines Mannes, der nie ins Zelotengeschrei sogenannter Sittenprediger einstimmte und selber hinlänglich von ihnen verketzert wurde. Verdiente ich wirklich diese Verketzerungen? Nach tiefster Selbstprüfung kann ich mir das Zeugniß geben, daß niemals meine Gedanken und Handlungen in Widerspruch gerathen mit der Moral, mit jener Moral, die meiner Seele eingeboren, die vielleicht meine Seele selbst ist, die beseelende Seele meines Lebens. Ich gehorche fast passiv einer sittlichen Nothwendigkeit, und mache deßhalb keine Ansprüche auf Lorbeerkränze und sonstige Tugendpreise. Ich habe jüngst ein Buch gelesen, worin behauptet wird, ich hätte mich gerühmt, es liefe keine Phryne über die pariser Boulevards, deren Reize mir unbekannt geblieben. Gott weiß, welchem würdigen Korrespondenzler solche saubere Anekdoten nachgesprochen wurden, ich kann aber dem Verfasser jenes Buchs die Versicherung geben, daß ich, selbst in meiner tollsten Jugendzeit, nie ein Weib erkannt habe, wenn ich nicht dazu begeistert ward durch ihre Schönheit, die körperliche Offenbarung Gottes, oder durch die große Passion, jene große Passion, die ebenfalls göttlicher Art, weil sie uns von allen selbstsüchtigen Kleingefühlen befreit und die eitlen Güter des Lebens, ja das Leben selbst hinopfern läßt! Was aber unsern Ludwig Börne betrifft, so dürfen wir kühn behaupten, daß es keineswegs die Begeisterung für Schönheit war, die ihn zu Madame Wohl hinzog. Ebensowenig findet das Verhältniß dieser beiden Personen seine moralische Rechtfertigung in der großen Passion. Beherrscht von der großen Passion würden beide keinen Anstand genommen haben, selbst ohne den Segen der Kirche und der Mairie, bei einander zu wohnen; das kleine Kopfschütteln der Welt hätte sie nicht davon abgehalten ... Und die Welt ist am Ende gerecht und sie verzeiht die Flammen, wenn nur der Brand stark und ächt ist, und schön lodert und lange ... Gegen eitel verpuffendes Strohfeuer ist sie hart und sie verspottet jede ängstliche Halbgluth ... Die Welt achtet und ehrt jede Leidenschaft, sobald

sie sich als eine wahre erprobt, und die Zeit erzeigt auch in diesem Falle eine gewisse Legitimität. Aber Madame Wohl that sich mit Börne zusammen unter dem Deckmantel der Ehe mit einem lächerlichen Dritten, dessen bittres Fleisch ihr vielleicht manchmal mundete, während ihr Geist sich weidete am süßen Geiste Börne's... Selbst in diesem anständigsten Falle, selbst im Fall dem idealischen Freunde nur das reine, schöne Gemüth und dem rohen Gatten die nicht sehr schöne und nicht sehr reinliche Hülle gewidmet ward, beruhte der ganze Haushalt auf der schmutzigsten Lüge, auf entweihter Ehe und Heuchelei, auf Immoralität.

358. Principessa della Rocca. Skizzen 2c. S. 69 u. f.
359. Man muß sich hier z. B. der Stelle seines Buchs über Börne erinnern: Ich war überrascht von diesem radikalen Ton (in den „Pariser Briefen"), den ich am wenigsten von Börne erwartet. Welche hochverrätherische Zeitworte! welche Imperative! welche polizeiwidrige Fragezeichen! welche Metaphern, deren bloßer Schatten schon zu zwanzig Jahren Festungsstrafe berechtigte! (Werke, Bd. 12, S. 121).
360. Werke, Bd. 12, S. 172.
361. „Mich — schreibt Heine, entrüstet über den Wihl'schen Artikel, an Campe — der ich drei Jahre lang kein deutsches Blatt las, schilderte der Kerl als einen klatschblättersüchtigen Wihl." (Werke, Bd. 20, S. 237. Siehe auch S. 281).
362. Gutzkow, Gesammelte Werke. Börne's Leben, S. 371.
363. Werke, Bd. 20, S. 285.
364. In einem Artikel von J. Kaufmann vom 5. Sept. 1840.
365. Im Jahrg. 1840. Nr. 195.
366. Mémoires de Berlioz II, S. 76.
367. Werke, Bd. 20, S. 334.
368. Ich folge hier der Darstellung H. Julia's, welcher in seinem Aufsatz über H. Heine in der Deutschen Revue vom Jahr 1884 S. 170 u. f. die Abschriften der betreffenden Dokumente giebt. — Im Kirchenbuche von St. Sulpice in Paris steht als Vater Mathildens Nikolaus Mirat verzeichnet.
369. Werke, Bd. 14, S. 313.
370. Werke, Bd. 14, S. 314.
371. Der ältere Cotta, Johann Friedrich, war schon im Dezember 1832 gestorben, das Verhältniß von seinem Sohne Georg aber fortgesetzt worden.
372. Brief an Campe vom 12. Januar 1836, Werke, Bd. 20, S. 60.
373. Werke, Bd. 9, S. 15.
374. Werke, Bd. 10, S. 138.
375. A. Weill. Souvenirs 2c., S. 51.
376. Werke, Bd. 20, S. 169.

377. Werke, Bd. 9, S. 11.
378. Werke, Bd. 9, S. 12.
379. Werke, Bd. 9, S. 97.
380. Wochenausgabe der Augsb. Allg. Ztg. 1867. Nr. 52.
381. Werke, Bd. 20, S. 247.
382. Werke, Bd. 20, S. 353.
383. Werke, Bd. 17, S. 4 u. f.
384. Werke, Bd. 20, S. 282.
385. Gutzkow, Rückblicke, S. 269.
386. A. Weill, Souvenirs 2c., S. 96.
387. Werke, Bd. 20, S. 350.
388. Werke, Bd. 20, S. 360.
389. Werke, Bd. 22, S. 33.
390. Werke, Bd. 22, S. 376.
391. Aus Varnhagens Nachlaß, S. 253 u. f.
392. Karpeles sagt, daß Heine sich gelegentlich seines zweiten (1844er) Hamburger Besuchs an Humboldt gewendet habe, um durch diesen die Zusicherung zu erhalten, unbehelligt die Reise nach Berlin unternehmen und dort seinen alten Freund, den berühmten Arzt Dieffenbach, wegen seines Gesundheitszustands konsultieren zu können. Dies fand jedoch erst im Jahre 1846 von Paris aus statt. In einem Brief vom 11. Januar dieses Jahres an Humboldt drückt Heine nämlich „die Absicht aus, auch in diesem Jahr wieder nach Hamburg zu reisen, um trübselige Familienangelegenheiten" zu ordnen. Humboldt antwortet, daß ihm seine warme Verwendung leider doch nicht geglückt sei. „Der König," bemerkte Humboldt auf der zurückgehaltenen Kopie seiner Antwort, „der für die Dichter unverwüstliche Vorliebe hege, fand es zwar hart, trotz der schändlichen Spottgedichte auf Preußen, ihn zurückzuweisen, da es menschlicher wäre, ihn den Arzt consultieren zu lassen, es auch bald sichtbar würde, daß hier das Publikum sich nicht um den alten Mann mit dem Gesichtsschmerz bekümmerte. Die Polizei wußte dem ihr fremden Zartgefühl zu widerstehen. — Meine Antwort eine vorsichtige."
393. Werke, Bd. 8, S. 182.
394. Werke, Bd. 9, S. 255 u. 257.
395. Werke, Bd. 12, S. 39 u. f.
396. Werke, Bd. 10, S. 125.
397. Werke, Bd. 20, S. 365.
398. Werke, Bd. 21, S. 11.
399. Werke, Bd. 21, S. 69.
400. A. Weill, Souvenirs etc. S. 67 u. 68.
401. Werke, Bd. 9, S. 84, 104, 109 und Bd. 10, S. 35 u. 276.
402. Werke, Bd. 21, S. 4.

403. Werke, Bd. 21, S. 10.
404. Maria Embden Heine, Erinnerungen ꝛc. S. 105. Die Behauptung, Heine habe sie selbst unter dem Vorwande fortgeschickt, daß ihre Mutter schwer erkrankt sei, wird teils dadurch widerlegt, daß ihre Mutter nach der bei ihrer Verheiratung abgegebenen gerichtlichen Erklärung schon seit Jahren verschollen war, teils aber auch durch die unmittelbar nach ihrer Abreise an sie geschriebenen Briefe Heines, die auch nicht ein darauf bezügliches Wort enthalten.
405. A. Weill, Souvenirs etc. S. 64.
406. Werke, Bd. 22, S. 384 u. f.
407. A. Meißner, Geschichte meines Lebens. II. S. 167 u. f.
408. A. Weill, Souvenirs etc. S. 27.
409. Werke, Bd. 21, S. 18 u. 19.
410. A. Weill, Souvenirs etc. S. 64.
411. Werke, Bd. 21, S. 21.
412. Werke, Bd. 21, S. 63.
413. Werke, Bd. 21, S. 47.
414. Max. Heine, Erinnerungen ꝛc. S. 160.
415. Werke, Bd. 22, S. 179 u. 180.
416. Brief vom 3. Januar 1846. Werke, Bd. 1, S. 56.
417. Brief vom 31. Oktober 1845. Werke, Bd. 1, S. 49.
418. Werke, Bd. 21, S. 70.
419. Werke, Bd. 21, S. 51.
420. Werke, Bd. 21, S. 59.
421. Werke, Bd. 21, S. 78.
422. Werke, Bd. 21, S. 80.
423. Werke, Bd. 21, S. 21.
424. Werke, Bd. 21, S. 86.
425. E. Engel, H. Heines Memoiren ꝛc. Nach einem im Besitz von Herrn Campe befindlichen Testamentsentwurfbruchstücke fand zwischen Karl Heine und dem Dichter am 25. Februar 1847 eine hierauf bezügliche Stipulation statt.
426. Max. Heine hat sowohl den Testamentsentwurf vom Jahre 1846, wie den von 1848 mitgeteilt (Erinnerungen ꝛc. S. 108 u. f.)
427. Laube, Gesammelte Schriften. Bd. 16, S. 51.
428. Werke, Bd. 21, S. 116.
429. Madame Jaubert, Souvenirs. S. 297.
430. Werke, Bd. 21, S. 116.
431. Werke, Bd. 10, S. 147, wo die auch im Hamburger Korrespondenten veröffentlichte Erklärung abgedruckt ist.
432. A. Weill, Souvenirs etc. S. 51.
433. Sein erster Arzt war der Hydropathiker Dr. Wertheimer, welcher später den ungarischen Arzt Dr. Gruby zu Rate zog. Dieser übernahm dann die Behandlung allein auf Grundlage eines

ärztlichen Gutachtens, welches noch von zwei der größten Autoritäten, Dr. Rostan und Dr. Chomel, abgegeben worden war. Es lautet: Die unterzeichneten Ärzte sind der Meinung, folgende Mittel in Anwendung zu bringen: 1) Man lege Fontanellen längs der Wirbelsäule und beginne mit zweien in der Nackengegend. 2) Man reibe das Rückgrat mit neapolitanischer Seife ein. 3) Man gebe innerlich eine jodhaltige Potaschenlösung. 4) Man halte den Leib durch Laxiermittel offen. 5) Die Kost sei leicht und mäßig. — Herr Heinrich Heine enthalte sich jeglicher Aufregung; um die Schmerzen zu lindern, kann man zu narkotischen Mitteln greifen. So wenig Heine jene vermied, in um so verschwenderischem Maße machte er von diesen Gebrauch. Er hat, wie er sagt, jährlich für 600 Frs. Morphium zu sich genommen.

434. Alfred Meißner, Heinrich Heine. S. 72. Der Vorfall wird von Madame Jaubert bestätigt (Souvenirs S. 301).

435. Er verordnete diesmal, daß der Historiker Mignet und Dr. Sichel seiner Frau als Berater zur Seite stehen sollten und all seine hinterlassenen Schriften an seinen Bruder Maximilian zu verabfolgen seien, der damit nach Gutdünken verfahren könne. Die Leitung der Gesamtausgabe behielt er einer besonderen Verfügung noch vor.

436. Werke, Bd. 21, S. 132.

437. A. Meißner, Geschichte meines Lebens. II. S. 170.

438. A. Meißner, H. Heine. S. 149.

439. H. Julia, Heinrich Heine; in der deutschen Revue von 1884. S. 45.

440. Werke, Bd. 21, S. 143.

441. H. Hüffer, Aus dem Leben H. Heines. S. 156 u. f.

442. Werke, Bd. 21, S. 147.

443. Werke, Bd. 21, S. 149 u. f.

444. Mitgeteilt von Strodtmann, H. Heines Leben und Werke. II. S. 427 u. f.

445. A. Weill, Souvenirs etc. S. 5 u. 22.

446. A. Weill, Souvenirs etc. S. 22.

447. Werke, Bd. 21, S. 272.

448. Es liegt ihm die Kreidezeichnung von E. B. Kietz zu Grunde, welche dieser im Sommer 1851 in Campes Gegenwart anfertigte. Es stellt den kranken Dichter, im Lehnstuhl sitzend, dar. Es wurde sowohl von Campe, als von dem anwesenden Meißner sehr ähnlich befunden. Die Angabe Strodtmanns, daß das Hautrelief-Medaillon in Bronze von David d'Angers aus derselben Zeit herrühre, befremdet. Der Künstler müßte es dann nicht nach dem Leben, sondern nach einem früheren Bilde gearbeitet haben. Denn es stellt den Dichter noch in solcher leiblichen Fülle dar, wie er sie nur in der Zeit von 1838—45 gehabt haben mag.

Meißner gedenkt eines Bildes von Gleyrn, welches zuerst in der Revue des deux mondes (1852) erschien und dann der französischen Ausgabe der Reisebilder beigefügt wurde. — Aus früherer Zeit ist hier noch eines Ölbilds zu erwähnen, welches der Hamburger Maler Isidor Popper während des 1844er Aufenthalts des Dichters in Hamburg anfertigte und das durch Steindruck (im Verlage von Neuburger jun. in Dessau) vervielfältigt worden ist.

449. H. Julia, H. Heine. In der deutschen Revue von 1884.
450. Werke, Bd. 21, S. 285 u. f.
451. Strodtmann, H. Heine. S. 43.
452. Werke, Bd. 14, S. 330 u. f.
453. Werke, Bd. 21, S. 334.
454. Werke Bd. 21, S. 372.
455. Werke, Bd. 21, S. 390.
456. Principessa della Rocca, Skizzen 2c. S. 129.
457. Madame Jaubert, Souvenirs S. 318, wo sie erzählt, daß Heine ihr versichert habe, der Ton von Mathildens Stimme und die Berührung ihrer Hand habe ihn mehr als einmal zurück ins Leben gerufen.
458. Werke, Bd. 21, S. 410.
459. Werke, Bd. 21, S. 409.
460. Alfred Meißner, Geschichte meines Lebens. II. S. 317.
461. Werke, Bd. 21, S. 420.
462. Maria Embden-Heine, Erinnerungen 2c. S. 147.
463. Henri Julia, Deutsche Revue 1884. S. 308. Der Brief steht in E. Engels H. Heines Memoiren 2c. S. 339. Die Stelle lautet: „Die Novelle hat mich gar nicht ennuyiert und giebt gute Hoffnungen für die Zukunft. Du bist so dumm nicht."
464. Alfred Meißner, Geschichte meines Lebens. II. S. 336.
465. Camilla Selden, Les derniers jours de Henri Heine. I. u. f.
466. In dem ersten von Heine an sie gerichteten Briefe. Siehe E. Engel, Heinrich Heines Memoiren. S. 324.
467. Aus dem Gedicht „An die Mouche", als sich die über seine Leiche neigende Passionsblume in die Gestalt der Geliebten verwandelt.
468. Alfred Meißner, Geschichte meines Lebens. II. S. 339. Wenn Heine der Mouche dies wirklich gesagt hätte, würde es wohl doch nur im Scherze gewesen sein.
469. Alfred Meißner, Heinrich Heine. S. 173.
470. A. Weill, Souvenirs etc. S. 76 und Werke, Bd. 21 S. 411 u. f.
471. Werke, Bd. 21, S. 411 u. f.
472. Camilla Selden, Derniers jours de H. Heine. S. 66 u. f.
473. Madame Jaubert, Souvenirs. S. 310. Kurz vor seinem Tode sollte ihm nach langer Unterbrechung wieder einmal der Genuß

zu Teil werden, einige der vielen musikalischen Kompositionen seiner Lieder kennen zu lernen. Der Kölner Männergesangverein gab damals zum Besten des Doms eine Reihe von Konzerten in Paris, bei denen besonders verschiedene der Kompositionen Heine'scher Lieder einen großen Erfolg hatten. Ein Empfehlungsbrief seines alten Freundes Joseph Klein (s. S. 135) hatte einen der Teilnehmer, Herrn Mennig, mit noch einem in Paris lebenden Schüler Kleins bei ihm eingeführt, was zur Folge hatte, daß später ein mehrstimmiges Quartett mit gedämpfter Stimme mehrere seiner Lieder, meist Kompositionen Mendelsohns (Leise zieht durch mein Gemüt, Auf Flügeln des Gesanges, Entflieh mit mir und sei mein Weib) bei ihm vortrug. Er kannte keine davon, wie er sich ja schon früher beklagt hatte, daß von den vielen Kompositionen seiner Lieder ihm nicht ein einziges Freiexemplar zugeschickt worden sei. Dies ist wenigstens, was Hoven betrifft, unrichtig. Auch hatten die Komponisten schlechte Erfahrungen bei den Dichtern gemacht. Weder Beethoven, noch Schubert haben auf ihre Zusendungen an Göthe eine Antwort erhalten. S. hierüber: H. Hüffer. Aus dem Leben H. Heine's.

474. Madame Jaubert, Souvenirs. S. 320.
475. Camilla Selden, a. a. O. S. 100 u. f.
476. Principessa della Rocca, Skizzen 2c. S. 133 u. f.
477. Maria Embden-Heine, Erinnerungen 2c. S. 155.
478. Maria Embden-Heine, ebendaselbst. S. 155 u. f.
479. Principessa della Rocca, Skizzen 2c. S. 136. Die Principessa ist inzwischen in Pau gestorben. Ich bemerke nachdrücklich, daß alle meine Angriffe auf ihre über Heine veröffentlichten Schriften vor diesem Ereignis geschrieben und gedruckt worden sind.
480. Werke, Bd. 21, S. 330.
481. E. Engel, Heinrich Heines Memoiren 2c. S. 34.
482. Alfred Meißner, Geschichte meines Lebens. S. 349.
483. Diese Brouillons, wenn sie wirklich vorhanden und echt waren, würden für die Beurteilung der Staatspensions-Angelegenheit von Wichtigkeit sein.
484. F. Cohn-Abrest, A propos des Mémoires de H. Heine. S. 17.
485. F. Cohn-Abrest, ebenda. S. 44. Hier werden die noch vorhandenen Blätter auf 128 angegeben.
486. E. Engel, Heinrich Heines Memoiren 2c. S. 269.

NB. Die Verweisung auf die Werke bezieht sich immer auf die von Strodtmann besorgte Ausgabe von Heinrich Heine's sämtlichen Werken in 22 Bänden. Hamburg. Hoffmann und Campe 1861—69.



Inhalt.

Illustrationen:



